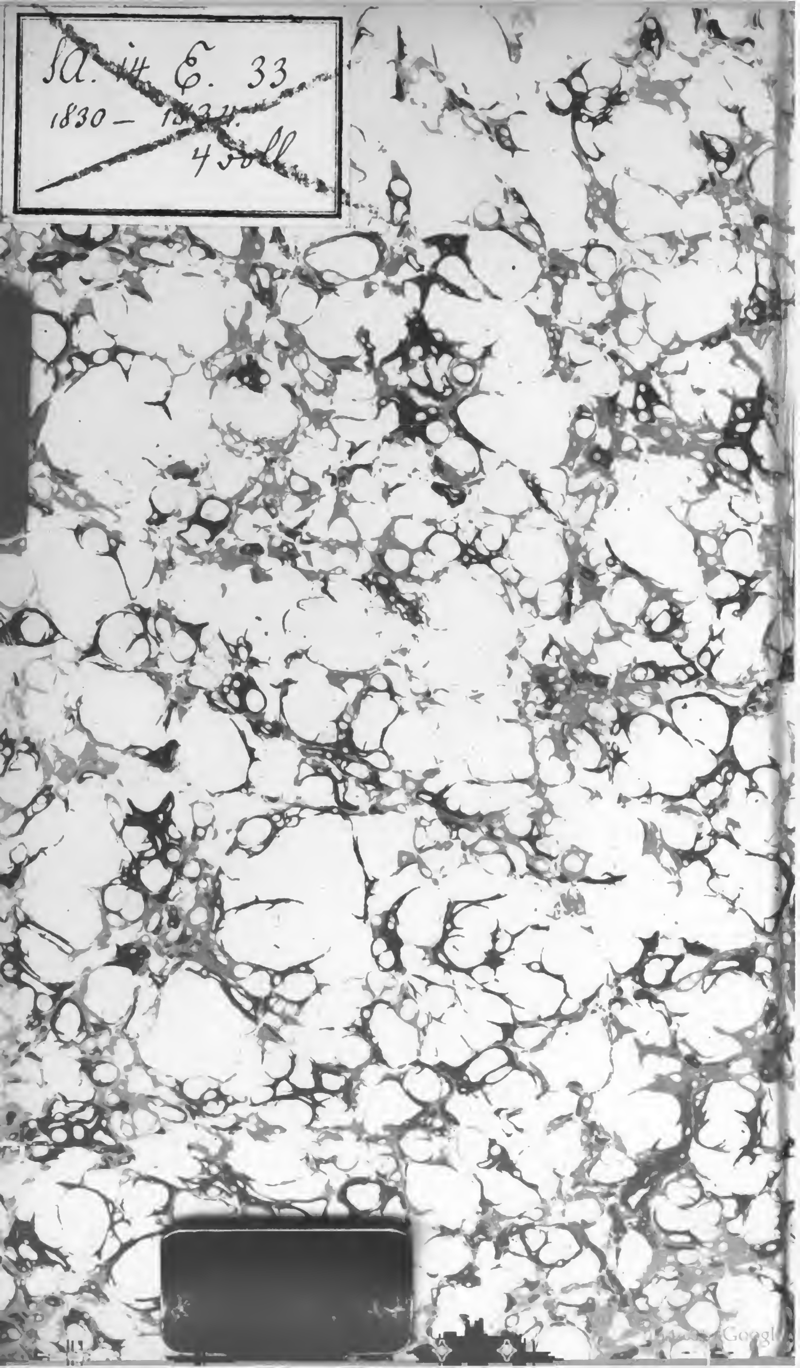






Quartalblätter
des
Vereines
für
Literatur und Kunst
zu
Mainz.

Erster Jahrgang 1830.

Erstes Heft.
Januar, Februar, März.

Mainz.
Gedruckt bei Florian Kupferberg.

1830.

Vorwort.

Der Verein für Literatur und Kunst zu Mainz besteht nun seit sieben Jahren, und entwickelte sich aus einer kleinen Gesellschaft von Freunden zu einem Kreise von bereits mehr als einhundert und sechzig Mitgliedern, der noch immer größer wird, und, wie dies bei allen Instituten dieser Art der Fall ist, mit seiner Erweiterung auch seine Würksamkeit gemeinnütziger zu machen strebt.

Bis zu Ablauf des Jahres 1829 hatte der Verein Monatsblätter drucken lassen, welche als Erinnerungsmittel für das, was durch ihn und in ihm geschehen war, hauptsächlich für seine Mitglieder bestimmt, in chronologischer Ordnung, größtentheils mit begleitender Beurtheilung, Alles verzeichnet enthielten, was an Kunstwerken in seinen allwöchentlichen Versammlungen gesehen, oder worüber Vortrag gehalten worden war.

Bei diesen Vorträgen regte sich öfters der Wunsch, die Art, wie die behandelten Gegenstände in's Auge gefaßt waren, auch auswärts beurtheilt zu sehen, oder manche Vorträge erschienen nach Inhalt und Form interessant genug, um ihre Verbreitung, über die Grenzen des Vereines hinaus, zu rechtfertigen. Beides bestimmte den Letztern, seinen Blättern mehr Oeffentlichkeit zu geben, und es ward beschlossen, mit dem Jahre 1830 vierteljährig auch dem auswärtigen Publikum, in einigen Bogen, dasjenige zur Beurtheilung und vielleicht zum Mitgenuß darzubieten, was in dem Schooße der Gesellschaft, als gedacht und empfunden, laut ausgesprochen worden war.

So wagen wir uns denn mit dem ersten Versuche in die Welt hinaus, und bitten nicht um Nachsicht und Schonung, sondern um bloß gerechte Würdigung des — wir glauben mit Bescheidenheit — uns vorgesteckten Ziels. Es sind nicht immer grade die schon völlig entwickelten Ideen, welche besonderes Verdienst haben; oft ist ein glücklicher, auf seine gründliche Analyse noch wartender, Gedanke, der den menschlichen Geist erst zur besondern Selbstthätigkeit erregt, eben so anerkennungswerth, und

wenn sich, nach und nach, der Charakter dieser Quartalblätter öffentlichen Beifall und Freunde erwerben sollte, so wollen wir uns dabei mit Dank und Freude dennoch immer des ursprünglichen Zwecks erinnern, der keinesweges den Ton öffentlicher Belehrung, sondern die Befriedigung des Grundtriebes aller, nach innerer Veredlung ringender Kräfte: «durch Mittheilung und Austausch der Ansichten, über Kunst- und Literaturgegenstände, sich zu erheben,» zum Strebepunkt genommen hat.

Wir wissen sehr wohl, daß wir andern Vereinen ähnlicher Art bloß nachgehen, wenn wir die Resultate unsrer Versammlungen der Publizität übergeben, und bedürfen daher der Rechtfertigung eben nicht weiter; aber das Publikum kann es nicht wissen, daß eine zweite Absicht uns für die Herausgabe dieser Blätter mitbestimmt hat — das Verlangen nämlich, auf diese Weise mit zweckverwandten Instituten in nähere Berührung zu treten und ein Zeichen der Erkenntlichkeit und Wiedervergeltung für das Vergnügen, das sie durch öffentliche Mittheilung auch uns gemacht haben, durch diese Quartalhefte an den Tag zu legen.

Der Inhalt gegenwärtiger Blätter soll, mit Ausnahme politischer und kirchlicher Gegenstände, Allem geweiht seyn, was, literarisch oder artistisch oder technisch oder auf sonstige Weise, dem Geiste und Gemüthe des Menschen von Interesse seyn kann, und wir werden mit Vergnügen in portofreien Briefen, unter Adresse: «an die Redaktion der Quartalblätter des Literatur- und Kunstvereines zu Mainz» jeden Beitrag annehmen, der — und wäre es auch nur in bloßen Aphorismen — über technische und schöne Kunst, über Wissenschaft, Erfindungen und Ereignisse in der literarischen Welt, seine philosophischen oder praktischen Ansichten, in haltbaren Beurtheilungen oder eignen Darstellungen, uns zum Angebinde macht.

Die Redaktion.

Billig beginnen wir unsre Blätter mit nachstehendem Aufsatz über Mainz selbst. Er wurde vom Verfasser, dem Großherzogl. Hessischen Tribunalsrichter Hrn. Schaab im Kunstvereine vorgetragen, und ist aus einem größern, für den Druck bestimmten Werke entlehnt, das durch eine ausführliche Geschichte dieser alten, durch Ereignisse, Kunst und Literatur so ausgezeichneten Stadt, in der wissenschaftlichen Welt gewiß allgemeine Theilnahme erregen wird.

I.

Topographische Gestaltung der Stadt Mainz und ihrer Umgebung. Von der frühesten Epoche bis in die neuesten Zeiten.

Die wichtigsten Begebenheiten sind oft Folgen der topographischen Lage eines Landes, eines Ortes. Oft muß der Geschichtsforscher den Grund und die Veranlassung der Ereignisse in der Oertlichkeit aufsuchen. Diese kann nirgends einflußreicher als bei der Geschichte der Stadt Mainz gewesen seyn. Am Rhein, wo er ihr gegenüber den Main aufnimmt, liegt sie an der Spitze eines ausspringenden Winkels, den dieser Strom gegen Deutschland bildet, fast im Mittelpunkt der Grenzlinie seiner nördlichen und südlichen Staaten. Dadurch war sie, von den Römerzeiten an bis in die unserige, ein Sammel- und Uebergangsplatz fremder Kriegsvölker,

dadurch wichtig ihre Oertlichkeit in politischer und militärischer Hinsicht. Diese Wichtigkeit erhöhet in comerziellen Rücksichten die offne Rheinstraße und in gemüthlichen, die Schönheit der sie umgebenden Natur, die ihren Bewohnern alles Wünschenswerthe darbietet.

Die Geschichte hat diesen Schauplatz der schönen Natur seit zweitausend Jahren mit Erinnerungen wichtiger Thaten des Geistes und des Muthes ausgeschmückt. Diese Oertlichkeit will ich darzustellen suchen. Sie hat keine Geschichtsperiode, sie ist unwandelbar, den Zerstörungen der Menschen und der Zeit nicht unterworfen; verjüngt erscheint sie jeden Tag.

Auf den verschiedenen Höhen, oberhalb Mainz, hat die Umgebung dem Auge ein Gemälde aufgerollt, das entzückend, unbeschreiblich und einzig in seiner Art ist. Auf dem Vorgrund gegen Nordost der königliche Rhein mit seinen grünen Auen, wie er in seine Silberfluthen die rothgelben Gewässer des Mains aufnimmt und sie im schönsten Farbenspiel abgetheilt, mit sich zu Thal führt, umgeben von dem prächtigsten Amphitheater der Welt, eingeschlossen in der Ferne durch die grauen Gebirgsketten des ehrwürdigen Taunus, die sich in dem fortstreichenden Gebirgszug, in den Rheingauer Rebhügeln und hohen Waldrücken zu verlieren scheinen; gegen Südost die Gipfel der Bergstraße mit ihrem majestätischen Melibocus und den Ruinen der Ritterzeit auf ihren Felsenspitzen; südwestlich in der blauen Ferne die Vogesen mit dem Donnersberg und den Gebirgen des Hundsrückens. Im Mittelpunkt dieser paradisischen Schöpfung, welche unsre Barden als den Wonnegau besangen, liegt die goldene Stadt Mainz und gewährt

mit dieser prächtigen Umgebung einen überraschenden, bezaubernden Anblick.

Daß es von Anbeginn nicht so um uns gewesen und diese Erdbildung seit der Schöpfung anders ausgesehen, davon liegen untrügliche Beweise vor unsern Augen. Die, in den Steinbrüchen oberhalb Weißenau, in Tiefen von dreißig bis vierzig Schuh, sichtbaren Schichten und Lager von Schalenthieren aller Art, Fluß- und Meerschnecken unter einander gemischt, ganze Gerippe und einzelne Knochen von Elephanten, Nasehörnern, Büffelochsen, Haifischen, andern Land- und Seethieren, deren Species wir nur in den tropischen Ländern finden, und die in der nahen Umgebung unserer Stadt und selbst im Rheinbette aufgefunden wurden, beweisen ihre dahin geschehenen Strömungen. Die bei Kölln ausgegrabenen Reste von Palmstämmen, die vielen Braunkohlenlager von überschütteten und untergegangenen Urwäldern an der Lahn, die vorzeitlichen versteinerten Reste des Pflanzenreichs der südlichen Vegetation, sind sprechende Beweise einer alles zerstörenden Meeresströmung, die sich von Süden nach dem Norden ergossen. Zeit, Ursachen und Folgen dieser Erdrevolution liegen außer dem Bereiche unsers Wissens. Nur der philosophische Geist kann Vermuthungen wagen.

Erst nach dieser allgewaltigen Katastrophe unsers Planeten, der alles unterlegen, kann sich der Rheinstrom sein jetziges Bette, über die schroffen Felsen von Schaffhausen und durch die von Bingen, gebrochen haben. Viele Jahrhunderte mögen verflossen seyn, ehe es um uns so wurde, wie es jetzt ist. Wie groß sonst das Flußbette des Rheins gewesen, beweisen noch die großen Sandfelder, die schon auf der Nordwestseite

der Stadt Mainz, im sogenannten Gartenfeld, anfangen und am Gebirge vor Bingen endigen, und auf der andern Rheinseite von Darmstadt bis an den Main und hinüber bis Mosbach laufen.

Die Stadt Mainz ist jetzt von der Landseite durch eine sich sanft erhebende Gebirgskette umgeben, welche um sie einen halben Mond bildet. Der östliche Theil davon nimmt in dem Thal hinter Weißenau seinen Anfang und wurde da, wo es sich, bei der jetzigen neuen Anlage, der Stadt nähert, der Marsberg, mons martis, und der Lagerberg, mons castrensis, bei den Römern genannt. Im Mittelalter hieß er der Martyrerberg, Märtlerberg, mons martirum, weil einige Martyrer darauf begraben wurden; endlich der Michelsberg, Victorsberg, Albansberg und Allerheiligenberg, mons omnium sanctorum, von den darauf erbauten Oratorien und der, zur Ehre der genannten Heiligen, errichteten Kirchen. Oberhalb der Stadt, wo jetzt die Citatelle ist, hieß er der Drususberg, von dem dort dem Helden erbauten Monument, später der Schönberg, Schonberg, mons speciosus, wegen seiner schönen Lage und endlich der Jacobsberg, von dem darauf erbauten, dem heiligen Jacob geweiheten Benedictinerkloster. Dieses Gebirg endigt sich unterhalb der Stadt im heiligen Thal, bei dem heutigen Kirchhof. Die auf der andern Seite dieses Thals sich erhebende Höhe läuft, in einer dem Rhein sich annähernden Richtung, bis zum gonsenheimer Thal und den beiden hattenberger Mühlen. Bei seinem Anfange heißt dieses Gebirg der Hauptstein, der Taubertsberg 1), in der Mitte der

1) Von dem Taubhausthurm genannt, der am Fuße des Bergs

Judensand und am Ende der Hatten- oder Hartenberg. In dieser Gebirgsumbiegung liegt die Stadt Mainz in einer geographischen Breite von 49° 59′ 50″ und einer Höhe über der Meeresfläche von 220 pariser Schuh.

Alles Feld oben auf dem Lagerberg bis zum jetzigen Heiligkreuzerberg und bis zum Thal bei dem heutigen Kirchhofe, nannten die Römer das Marsfeld, campus martis, weil darauf die Legionen ihre täglichen und feierlichen Kriegsübungen machten. Im Mittelalter hießen die Felder dieser großen Ebene das Bürgerfeld, campus civium. Ueber dem Thal nannte man das Feld in der Attach, und diese Gegend begriff alle Felder der linken Seite des Thals, von dem heutigen Orte Gonsenheim an bis zur Finter Chaussee. Wahrscheinlich führten sie den Namen in der Attach von der Wasserleitung, dem Aquaeductus, der mitten durch sie erbaut war. Fuchs glaubte in seiner Fantasie, in der er dort die erste bürgerliche Stadt Mainz gefunden zu haben wähnte, daß der Name Attach von dem Wort attegia herkomme, das kleine schlechte Wohnungen oder Hütten bedeute, weil allda Gräben und Wälle, von den angesiedelten Römern, um ihre isolirten Wohnungen, angelegt gewesen 2). Noch auf den heutigen Tag heißt die ganze Gegend das Attacher Feld. Sämmtliche Felder auf der Landseite der Stadt Mainz oben auf dem Berg und unten am Rhein, in einem Umfange von einer starken Viertel-Stunde, gehören zur städtischen Feldmark, die man im Mittelalter zum Burgbann nannte.

---

gestanden. Fuchs, alte Geschichte von Mainz. I. 339.

2) Alte Geschichte von Mainz. I. 352. 425. 426.
Nicht von König Dagobert, wie Herr Prof. Brühl, Mainz p. 315, meint.

Die innere Beschaffenheit des Bodens beider, die Stadt Mainz umgebenden, Rheinseiten, im Umfange von einigen Stunden, gewährt den Untersuchungen des Naturforschers ein weites Gebiet. Am merkwürdigsten wird er darin die vielen Mineral-, heiße und kalte Schwefelquellen finden.

Die zweitausendjährige Periode, in der die Stadt Mainz schon existirt, hat mehrere Hauptveränderungen über sie gebracht. Ihre topographische Geschichte hat daher, wie ihre politische, eigne Epochen, nemlich die römische, die mittelalterliche und die neuere.

Die römische Epoche.

Wie es in dieser Epoche in der Stadt Mainz und ihrer Umgebung ausgesehen, darüber fehlt es nicht an urkundlichen, authentischen Beweisen. Die römischen Denksteine mit und ohne Inschriften, die Münzen, Waffen und Geräthe, die darin in einer unzähligen Menge aufgefunden wurden und immer noch aufgefunden werden, sind steinerne Urkunden, die an zweitausend Jahre im Archiv der Erde aufbewahrt gelegen, sie sind unvergänglicher, als die auf Pergament und Papier und keiner Verfälschung unterworfen. Sie sind Lokal- und Ortsbeweise, indem sie größtentheils auf der Stelle gefunden wurden, wo sie als Zeugnisse der Dankbarkeit oder zur Verewigung irgend einer Handlung aufgerichtet worden waren. Den klassischen Boden Italiens ausgenommen, ist kein andrer der Welt reichhaltiger an römischen Alterthümern der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, als der im Umfange der Stadt Mainz und einer Umgebung von acht Stunden. Erstaunungs-

würdig ist die Menge von Votiv- und Gelübdsteinen, welche darin seit mehreren Jahrhunderten entdeckt wurden. Viele müssen, in früheren Jahrhunderten unbeachtet gelassen, oder von barbarischen Händen zertrümmert worden seyn. Auf solche Trümmer stößt man bei jeder etwas erheblichen Ausgrabung in und bei unserer Stadt. Dieser Boden ist daran unerschöpflich. Der Ueberfluß vermindert die Achtung, und die Gewohnheit benimmt dem Schönsten den Reiz. Die Menge machte daher Mainz zum offenen Markte derselben, von woher Fürsten und Reichen die öffentlichen und Privatkabinette zierten und die Gelehrten sich Beweise und Berichtigungen verschafften. Durch einen römischen Gelübdstein, der sich zu Mainz in dem Hause des Kanzlers von Rosenbach befunden 3), hat der gelehrte Cardinal Noris einen Irrthum der Chronologen und besonders des scharfsinnigen Anton Pagi über die wahren Namen der Consuln vom Jahr 227 n. C. G. aufgeklärt 4).

Theoderich Gresmund der Sohn, erzbischöflicher Official und Scholaster im Stephansstift, ist der erste, von dem wir wissen, daß er schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts römische Denksteine in Mainz gesammelt und ihre Inschriften abgeschrieben habe. Er soll sie schon dem Drucke übergeben haben, da er aber in der Blüthe seines Alters jähling gestorben, wären sie, heißt es, bei dem Drucker verloren worden. Nach ihm sammelten die beiden Doktoren Balthasar Geyer und Johann Huttich. Letzterer ließ im Jahr

---

3) Gruterus corp. inscr. 7. n. 3.

4) Norisius epist. consular. ad Pagium. 189.

1520 neununddreißig Inschriften, die in und um Mainz gefunden wurden, bei Johann Schöffer in Folio abdrucken. Im Jahr 1525 erschien davon schon die zweite Auflage 5). Nach diesen sammelten die Jesuiten Schweighäuser und Gamans, ohne daß von ihren Sammlungen etwas im Drucke erschien. Ihnen folgte ums Jahr 1639 der Dechant des Peterstifts Engel. Gegen das Jahr 1680 war ein Hauptsammler der Arzt Krafto Hugel 6) und der mainzer Festungscommandant Freiherr von Thüngen. In der ersten Hälfte des vorigen oder achtzehnten Jahrhunderts, und besonders bei der Anlegung der zuletzt erbauten Festungsvorwerke, sammelten der General von Welsch, der Ingenieuroberstlieutenant Fontana und Fuchs Vater. Bei dem Hauptstein wurden viele römische Steinschriften ausgegraben und von diesen Männern auf der Stelle abgeschrieben.

Im Jahr 1769 erhielt Joseph Fuchs, Benedictiner im Kloster Selgenstadt, der von seinem Vater die Liebe zur Erforschung der mainzer Alterthümer ererbt, von dem Kurfürsten Emrich Joseph, auf den Vorschlag seines würdigen Ministers von Groschlag, den ehrenden Auftrag zur Ausarbeitung der alten Geschichte von Mainz. Wie er denselben ausgeführt, beweist sein schönes Werk 7). Die aufgefundnen römischen Gedenksteine wurden in das kurfürstliche Schloß gebracht und dort auf-

5) Collectanea antiquitatum in agro moguntino repertarum. 1520. 1525.

6) Collectaneorum naturae, artis et antiquitatis. 4. Moguntiae 1697.

7) Die zwei ersten Theile erschienen in den Jahren 1771 und 1772.

gestellt. Einige Jahre später wurden diese kostbaren Documente der mainzer Localgeschichte aus Unkenntniß ihres hohen Werthes, oder einer unverantwortlichen, mit nichts zu rechtfertigenden Gefälligkeit, nach Mannheim abgegeben und dort ward im kurfürstl. Schloß ein Museum gebildet. Schon im Jahr 1767 hatte man mehrere dem Antiquenkabinet allda überlassen [8]).

Im Jahr 1804 erwachte bei unserm würdigen Lehne [9]) die Vorliebe für unsere vaterländische Geschichte und die Aufsuchung ihrer Quellen. Er verfolgte gleich anfangs die, von Fuchs aufgefundenen, Spuren römischer verborgner Reste mit dem glücklichsten Erfolge. Was er gefunden, ließ er in den Hof des städtischen Bibliothekgebäudes bringen; sie verschwanden allda, ohne daß man bis jetzt erfahren, wohin sie verbracht wurden.

Durch die Beobachtung, daß die Römer ihre Todten neben den Heerstraßen zu begraben pflegten, war schon Fuchs [10]) in seinen Aufsuchungen geleitet worden. Aus der decumanischen Pforte — porta decumana — des römischen Kastells lief eine Heerstraße in das Innere der Provinz gegen Alzey — altiacia. — Fuchs wußte, daß man bei der Anlegung der Festungswerke des Hauptsteins, und schon vorher am Abhange dieses Bergs, auf dem Kaiser Hadrian das untere Kastell — castellum inferius — hatte erbauen lassen, und an dem die Heerstraße nach Bingen vorbeiführte, Särge und Grabsteine gefunden hatte. Er fand die Spuren der zweiten, ins innere führenden Heerstraße bei der sogenannten

8) Fuchs alte Gesch. v. Mainz. I. 39. 59. 199.

9) Professor und Bibliothekar zu Mainz.

10) Alte Gesch. v. Mainz. I. 340.

zahlbacher Steiche, dem ehemaligen Aureushof, jetzigen Kirchhof gegenüber. Die Nachsuchungen allda blieben nicht lange fruchtlos und man entdeckte mehrere römische Grabsteine, die ins kurfürstliche Schloß gebracht wurden und mit den übrigen nach Mannheim wanderten. Im Jahr 1806 verfolgte Prof. Lehne die nemlichen Spuren bei der gedachten Steiche. Nach einigen auf seine Kosten vorgenommenen Aufgrabungen entdeckte er neun Grabsteine, die größtentheils in Stücken da lagen. Die Unbeschädigten ließ er in das Bibliothekgebäude bringen, wo sie ebenfalls entwendet wurden. Einige, auf diese Ausgrabungen erfolgte, starke Regengüsse spielten an jener Anhöhe die lockre Erde herunter, und ein aufrechtstehender Grabstein kam zum Vorschein, der noch mehrere vermuthen ließ.

Das Schicksal aller bis jetzt bei uns aufgefundnen römischen kostbaren Steinschriften, das Verbringen vieler nach Mannheim und die spätern Entwendungen aus dem Hofe des Bibliothekgebäudes veranlaßten bei dem Prof. Lehne den Wunsch, diese wichtigsten Quellen der ältesten mainzer Geschichte für die Zukunft gegen Verschleppungen zu sichern, und sie unter dem Schutz des Staats oder der Stadt, der sie vorzüglich als Localquellen angehören, in einem öffentlichen Museum zu sammlen und aufzustellen. Vor allem suchte er den Departementspräfecten Jean Bon St. André für seinen schönen Plan zu gewinnen und durch ihn zu veranlassen, daß die Nachgrabungen bei der zahlbacher Steiche auf Kosten der Stadt fortgesetzt wurden. Dieser würdige Beamte blieb nie zurück, wo etwas Gutes oder Nützliches für seine Administrirten zu befördern war. Er

gab auf der Stelle die gemessensten Befehle. Ausgrabungen erfolgten auf Kosten der Stadt, und bald war eine Reihe von Grabsteinen, über fünfzig an der Zahl, aufgedeckt. Die schönsten wurden nach der Stadt in einen gut verschlossenen Ort gebracht, und machten den Anfang des jetzigen Museums. Die minder vorzüglichen ließ man an dem Ort der Auffindung stehen, und sie befinden sich noch allda, unter dem Schutze einer in der Nähe stehenden Schildwache. Wegen der dabei liegenden zahlbacher Schanze konnten die Ausgrabungen nicht fortgesetzt werden, so viel sich auch davon versprechen ließ. Schon in dem Jahr 1280 müssen diese Grabsteine sichtbar, oder andre allda zu finden gewesen und später verbracht worden seyn. Eine im Archiv des hiesigen Stephansstifts, das den Zehnten und mehrere Feldgüter in den Gemarkungen von Zahlbach und Bretzenheim hatte, aufgefundne Urkunde sagt: «Wir Walter « Dechant, Heinrich Schulmeister, Theodor Sänger « und das ganze Kapitel des St. Stephansstifts in « Mainz bekennen, daß wir ein Haus in Zahlbach und « drei Morgen Ackerfeld, die dort an dem Ort liegen, « welchen man die Steige nennt, wo die römischen « Steine gesetzt sind, unserer kleinen Präsenz ange- « hörend, dem — verleihen. Geschehen am 5. Idus « März 1280 » 11).

11) Walterus decanus, Henricus scholasticus, Theodorus cantor, totumque capitulum ecclesiae beati Stephani moguntiae recognoscimus etc. etc. quod nos domum in Zalbach sitam et tria jugera agrorum ibidem, sita in loco qui dicitur, *an der Steige*, *ubi lapides romanorum sunt positi*, nostro minutae praesentie attinentia conce-

Unser Museum römischer Steine wurde, seit fünf und zwanzig Jahren, durch die Anlegung der Festungswerke in Kastel und mehrere Auffindungen in Mainz so bedeutend vermehrt, daß ihre Zahl sich jetzt auf 140 beläuft und ausser Italien kein ähnliches zu finden ist. Sie sind von Prof. Lehne nach den Göttern, den Kaisern und Feldherrn, denen sie geweihet, den Eltern, Kindern, Geschwistern und Verwandten, denen sie errichtet, und den Legionen, denen sie angehörten, geordnet. In eben so viele Abschnitte zerfällt seine historisch-kritische Erklärung ihrer Inschriften, die wir von ihm zu erwarten haben.

Von den Germanen, die sich vor der Ankunft der Römer auf dem linken Rheinufer, in der Gegend der heutigen Stadt Mainz, angesiedelt hatten, den Nemetern, Tribockern, Mediomatricern und Vangionen besitzen wir keine Denkmale; es lassen sich aber auch von ihnen keine erwarten. Erst die Römer brachten den Gebrauch, überall steinerne Denkmale zu errichten, mit sich an die Ufer des Rheins.

Alle bei uns aufgefundnen römischen Denksteine sind von der weißen, weichen Steinart, die in der Nähe von Mainz und besonders bei dem Orte Flonheim ausgebrochen wird. Nur ein einziger macht in unserem Museum eine Ausnahme. Er wurde im Jahr 1821 aus einem Wasserkanal, der von der ehemaligen Karthaus nach der Favorite führte, entdeckt. Er ist von Granit

---

dimus Henrico, Gude uxori sue et Agnete sue filie possidente. — Actum et datum V. Idus Martii. Anno Domini M.CC.LXXX.

und der nemlichen festen Steinart der, auf dem Felsberg noch liegenden, sogenannten Riesensäule. Von seiner Inschrift, da er nur ein Fragment ist, sind bloß die Worte lesbar:

LEG. VIII. AVG. TRIB
LEG. II. TROIANE
T. FL. AETERNVS ET
T. FL. ALBINVS ET
T. FL. VERECVNDVS.

« Titus Flavius Aeternus, Titus Flavius Albinus
« und Titus Flavius Verecundus errichteten dieses
« Denkmal dem Tribun der achten Legion Augusta, der
« zweiten Legion Trojana.»

Auf keinem römischen Stein ist ein Jahr angegeben; ein Gebrauch, der die Epoche des römischen Besitzes von Mainz leider sehr verdunkelt. Die Steinhauerarbeit ist an allen roh und verräth gänzliche Vernachlässigung der bildenden Künste.

Die nassauische gelehrte Gesellschaft für vaterländische Alterthumskunde und Geschichtsforschung hat, unter dem Schutze Sr. Durchlaucht des Herzogs von Nassau, und nach einem eignen Regierungsreskript vom 4. September 1821, in dem Local des herzoglichen Bibliothekgebäudes zu Wiesbaden alle, schon im Herzogthum Nassau vorhanden gewesene, Reste der römischen Vorzeit vereint, und diese kostbare Sammlung ist nun eine öffentliche Stiftung des Herzogthums Nassau. Sie enthält jetzt schon zahlreiche Denkmale, die größtentheils auf dem klassischen Boden unsers Nachbarlandes, das immer zum mainzer Churthum gehörte und noch so nahe mit uns verbunden ist, aufgefunden wurden.

Nur durch die römischen Denkmale, welche bei uns in der Erde vergraben lagen, und wenige Zeugnisse römischer Schriftsteller wissen wir, wie es vor zweitausend Jahren in unserer Umgegend ausgesehen, und ob die ursprüngliche Bürgerstadt Mainz unten am Rhein, oben auf der Anhöhe, oder im dalheimer Thal, bei dem heutigen Kirchhofe, gelegen.

Die Ausgrabungen, welche seit zwei Jahren im Mittelpunkt der Stadt Mainz geschehen sind, lieferten Resultate, die alle Zweifel über ihre Lage unter der römischen Herrschaft lösten. Wichtig war schon die Ausgrabung der Fundamente des Möllinger'schen Hauses am Platz Gutenberg im Sommer 1827. Hier entdeckte sich auf der Nordostseite, zwölf bis dreizehn Fuß tief unter der Erde, eine römische Wohnung, bestehend aus einer Wohnstube, einem Badezimmer, einer Küche mit Feuerheerd und einem Brunnen; alles im ursprünglichen Zustande, mit vertünchten Wänden, darauf zur Verzierung aufgetragenen Linien, geglätteten Fußböden, dem römischen Estrich, gebrannten römischen Steinen, Krügen, Lampen und Münzen; unzweideutige Beweise der ehemaligen Bewohner dieses Gebäudes. Eine nicht minder wichtige Ausgrabung war im nämlichen Jahr 1827 die der Fundamente des ebenfalls am Platz Gutenberg, aber näher gegen den Rhein hin, erbauten Nell-schen Hauses. Auch hier fand sich, in einer Tiefe von zwölf Schuh, unter der vordern Nebenseite des jetzigen Hauses, eine, von Norstwest gegen Südost sich ziehende Mauer, deren unterer Theil aus lauter schweren Quadern, der obere aber aus kleinen, schön zugehauenen und regelmäßig eingesetzten Mauersteinen bestand, nach

der Art des zu Trier befindlichen Amphitheaters, welche einem großen, hier gestandnen römischen Gebäude zur Grundmauer gedient zu haben schien. Die dabei ausgebrochenen römischen gebrannten Steine, von mancherlei Form und Größe, mit den Nummern der in Mainz gelegenen Legionen, die aufgefundnen Krüge, Lampen und Münzen ließen auch hier den römischen Ursprung nicht verkennen. Die wichtigsten Resultate lieferte im Jahr 1829 die Ausgrabung eines unterirdischen Kanals von dem Fuße des Bergs, dem Anfang der heutigen Gaugasse, über den Thiermarkt, am Platze Gutenberg vorbei, über den Speisemarkt, zum Fischthor hinaus, bis in den Rhein. Dadurch wurde in einer ununterbrochnen Strecke von mehr als 500 Schritten, in einer Breite von neun, und einer Tiefe von zwölf bis dreizehn Schuh, die Erde aufgedeckt und zeigte dem forschenden Auge des Beobachters alles, was in ihrem untersten Befund verborgen gelegen; und in den verschiednen aufeinander folgenden Schichten, was seit zweitausend Jahren mit ihr vorgegangen, und wie sie zu einer Höhe von zwölf Schuh nach und nach aufgewachsen. Es zeigten sich genau die Punkte, wo die römische Ueberbauung anfing und wo sie aufhörte. Reste von römischen Gemäuern, Säulenstücke, Kapitäler, gebrannte Steine mit Legionnummern, Estriche, Geräthe und Münzen fand man von dem Thierkmarkt oder dem ehemaligen Agnesenkloster an, bis an das Ende des sogenannten Höfchens vor dem Maas'schen Hause, sonst zur alten Apotheke genannt. Hier entdeckte sich noch in einem der letzten römischen Gebäude ein in Trümmern liegendes **Hypocaustum** oder unterirdische Feurung, mit vielen Verkohlungen und den spitzwinkeligten gebrannten Ziegeln, welche auf beiden

Seiten mit Rippen versehen und dadurch zusammen gehalten, als Wärme- und Dampfleitungen die Hitze um die Wohnzimmer führten. Die Ziegel waren zum Theil noch so in einander verbunden, wie sie zur Leitung des Feuers gerichtet gewesen. Eine anderthalb Schuh lange Tafel hat sich ganz erhalten, und ist ihr das Zeichen der 22. Legion mit | Leg. XXII. | aufgedrückt. Herr Graf von Kesselstadt hat sie erkauft und bereits in die städtische Sammlung gegeben. Dabei fanden die Arbeiter viele Münzen. Hinunter nach dem Rhein, in einer Länge von 300 Schritten, und von dem Agnesen-kloster hinauf über den Thiermarkt gegen den Berg, war nicht eine Spur von römischen Resten zu sehen.

Die Ausgrabungen der Fundamente zu dem neuen Theater, in dem Umfange der ehemaligen Domdechanei und ihrem großen Garten, gegen das neue Mollinger'sche Haus, wo im Mittelalter keine Ueberbauung geschehen war, versprachen vieles. Wirklich fanden sich auch allda, zwischen römischen Mauern, der Römer Hausgeräthe und Münzen; ferner ein Mosaikboden in einem Corridor oder Gartensaal eines ansehnlichen Gebäudes, von dem die, im Jahr 1827 im daneben liegenden Mollinger-schen Hause entdeckten Zimmer und das Bad einen Theil ausgemacht hatten. Dieser Mosaikboden bestand aus kleinen Würfeln, von weißer, rother und blauer Farbe, die in zirkelrunden Kreisen eingesetzt gewesen, worin die blauen und rothen den Mittelpunkt bildeten. Ihre äussere Fläche hatte noch die ursprüngliche Glätte. Fünf-zig Schritt näher, gegen Osten oder den Rhein, ent-deckte man, in den Fundamenten eines, im Mittelalter errichteten Gebäudes, die Hälfte eines römischen Votiv-

steins eingemauert, der wahrscheinlich bei der Grabung der Fundamente dieses Gebäudes gefunden worden war. Er stellt auf der Vorderseite den Gott Mars in verjüngtem Maaßstabe vor, die Figuren der Nebenseiten scheinen die Juno und den Mercur vorgestellt zu haben. Er hatte eine Inschrift, von der aber jetzt nichts mehr lesbar ist. Der Stein wurde in die städtische Sammlung gebracht. Diese Entdeckungen ließen mehrere hoffen, als die Arbeiten eingestellt und die Bestimmung des Orts, worauf das neue Theater erbauet werden sollte, geändert wurde, und man auf die erste Stelle, den Platz Gutenberg, zurückkam, wo sich keine Reste von römischen Gebäuden, oder in geringerer Menge, als in dem großen Dombechanei-Garten versprechen ließen, weil hier schon überall neuere Ueberbauungen geschehen waren.

Diese Resultate der neuesten Ausgrabungen im Mittelpunct der Stadt Mainz geben, mit den älteren, und namentlich den von steinernen Särgen, Aschenkrügen, Lampen, Münzen und gebrannten Steinen auf der rechten Seite der Rheinallee, bei der Anlegung der Seitenalleen im Jahr 1782, auf der Stelle, wo später die Franzosen die kleine Schanze angelegt haben, und mit der Entdeckung eines Mosaikbodens in dem Hause des verstorbenen Adjuncts R o t h, auf der Gaugasse, den augenfälligen, untrüglichen Beweis, daß der Rhein, bis auf eine kleine Abweichung, zu den Zeiten der Römer da geflossen ist, wo er noch fließt, die Anbauung der Häuser aber, von dem Kastell, den Berg herunter bis in die Mitte der jetzigen Stadt, später erfolgte, so daß gegen Osten die heutige Schustergasse und die Augustinergasse die äußerste Linie gegen den Rhein, gegen Südost der Graben und gegen Nordwest die ehemalige Marktstraße, jetzige Emmeransgasse, die

Grenze machten. Von der Augustiner- und Schustergasse an hinunter, gegen den Rhein, befanden sich keine Anbauungen. Erst nach der Verwüstung der Stadt durch die Alanen und durch die neue Erbauung unter dem König Dagobert I. erhielt sie die Ausdehnung und Fortrückung nach dem Rheinufer.

Alles, was Fuchs in seiner alten Geschichte von Mainz[12]), in seiner Phantasie und Hypothesensucht, von dem Laufe eines Armes des Rheins zu den Zeiten Augusts und Drusus, über die jetzige Bocksgasse, Holzgasse, Augustinergasse, das heilige Grab, die Domküsterei und den Thiermarkt fabelt, was Trithem[13]) und Serarius[14]) von der ersten Anlage der bürgerlichen Stadt Mainz in und ober dem Thale, vor und neben dem dahlheimer Nonnenkloster, durch das Attacherfeld hinauf, sagen, hat schon längst allen Kredit verloren und verdient nun keine Beachtung mehr. Die, dort und in dem Halbzirkel um Mainz, von Nackenheim an bis nach Mombach, in den Feldern von Laubenheim, Hechtsheim, Ebertsheim, Kleinwinternheim, Marienborn, Ulm, Drais, Gonsenheim und Finthen, nach Fuchs[15]), aufgefundenen Reste von römischen Gebäuden, gebrannten Begräbnißtafeln, Fußbödensteinen mit den Legionzeichen **II. XIII. XIV.**, römischen Hausgeräthen und Münzen, mögen von den Landhäusern edler Römer oder ausgedienter Veteranen herrühren. Alle diese Gebäude lagen einzeln, und beweisen durch ihre isolirte Lage ihre Be-

---

12) I. 377. 425. 426.

13) In vita S. Maximini. cap. XVII.

14) Mogunt. rer. Lib. V. Lib. I. Cap. VI.

15) Alte Gesch. v. Mainz. I. 425.

stimmung, dagegen sind die im Mittelpunct der heutigen Stadt aufgefundnen Gebäulichkeiten zusammenhängend, und beweisen ein bürgerliches Zusammenwohnen, die bürgerliche Stadt Mainz — **municipium maguntiacum.**

Das Rheinbette ging wohl etwas mehr in die Stadt als jetzt, allein der Unterschied mag im Mittelpunkt, bei dem Fisch- und Rothenthor, nicht hundert Schritte betragen haben Die im Jahr 1739, bei der Ausgrabung der Fundamente zum jetzigen Zeughause, entdeckten zwei Pfeiler von Trajans steinerner Rheinbrücke, beweisen, wie weit hier der Rhein in die heutige Stadt hereingelaufen, und daß diese Strecke kaum hundert Schritte betragen habe. In der Gegend des Bocks- und Holzthors mag sie wegen des Andrangs der Wässer des Mains, der gegenüber in den Rhein einströmt, etwas mehr betragen haben, und dadurch der von Fuchs[16]) bemerkte Damm nothwendig geworden seyn; *allein* diese Strecke ging nie über den großen Stein, unter dem er wahrscheinlich das Eckhaus in der Augustinergasse, zum Stein genannt, das noch steht, verstanden hat. Siehet man, von der Höhe der neuen Anlage, den bei Mainz in einem Halbzirkel hinströmenden prächtigen Fluß, und denkt sich in der graden Linie von Weißenau den untern Theil der Stadt hinweg, so siehet man mit ziemlicher Zuverlässigkeit den Ort seines Eindringens in die Stadt, sein altes und den Austritt in sein neues oder heutiges Flußbette.

Die bürgerliche Stadt Mainz bestand aus vier Bezirken, unter den Namen: der Apolloswig, der Sieges-

16) Alte Gesch. v. Mainz. I. 377.

wig, der Bellonenwig und der Gesundheitswig. **Vicus apollinaris, victoriae, bellonae** und **salutaris**. Jeder Bezirk hatte seinen eignen Schutzgott. Diese Abtheilung der Stadt Mainz in vier Bezirke war nach dem Beispiel der Stadt Rom gemacht, die ebenfalls in vier Stadtviertel eingetheilt gewesen ist. Das erste lag dort auf dem Palatinischen Berge oberhalb des Triumphbogens Constantins; das zweite zwischen den Antoninischen und Trajanischen Säulen; das dritte vor der alten Triumphpforte ausserhalb des Marsfeldes, zwischen der Tiber und dem Capitol; das vierte ebenfalls auf dem Palatinischen Berge. Die vier Bezirke der Stadt Mainz kennt man nicht so genau als die von Rom. Nur von einem, der jetzt noch wegen seiner hohen und gesunden Lage die goldne Luft genannt wird, und unmittelbar unter dem ehemaligen römischen Castell liegt, läßt sich von der Aehnlichkeit des Namens, des Gesundheitswigs, **vicus salutaris**, folgern, daß allda dieser Wig gelegen gewesen, weil gleiche Ursachen eine gleiche Benennung veranlaßt haben mögen. Zwei hier aufgefundene römische Denksteine liefern den Beweis der Existenz und der Benennung dieser vier Bezirke der Stadt Mainz. Der erste war in der, im Jahr 1793 zerstörten, Aureuskapelle auf dem heutigen Kirchhof, in die Wand der Vorkirche eingemauert. Seine Inschrift hat schon **Dr.** Krafto Hiegel[17] und aus ihm **Joannis**[18] und Fuchs[19] geliefert. Sie lautet:

---

17) Collectaneorum naturae etc. 6.
18) Scriptr. hist. mog. III. 343.
19) Alte Gesch. v. Mainz. I. 27.

IN. H. D. D.
GENIO. COLLEGI
IVVENTVTIS. VICI.
APOLLINENSIS. ACVTIVS.
VRSVS. ET ACVTIA. VRSA.
DONVM. DEDERVNT.
IMP. CAES. M. AVREL
ANTONIN. PIO. FEL
AVG. III. ET. COMA
ZONTE
COS

« Zur Ehre des göttlichen Hauses. Dem Genius des Collegiums der Jugend (jungen Bürger) des Apollonischen Viertels haben Acutius Ursus und Acutia Ursa diesen Denkstein zum Geschenk gegeben, unter des Kaisers Mark Aurels Antonins und des Comazonten drittem Consulat.»

Dr. Krafto Hiegel hatte die erste Zeile der Inschrift gelesen I. N. M. D. Fuchs hat sie eben so abgeschrieben und mit Juno, Mutter der Götter, übersetzt, auch glaubte er, sie spreche von dem Vico Apollinis zu Rom. Die collegia juventutis waren keine Lehranstalten der Jugend [20], sondern die Versammlungen der jungen Bürger; die älteren hatten andre Versammlungen und diese hießen collegia seniorum. Jedes Collegium hatte, wie jede Innung, ihren Genium, und jeder Stadtbezirk nach der doppelten Altersabtheilung, ein Collegium. Nach unserer Inschrift war also in Mainz ein Stadtbezirk, welcher der Apollonische hieß, dessen Lage sich

20) Fuchs alte Gesch. v. Mainz. I. 374 glaubte solches.

jetzt nicht mehr angeben läßt. Der zweite Denkstein befindet sich in unserem städtischen Museum, und ist der untere Theil eines Altars, der im Jahr 1813, in den Fundamenten der ehemaligen hiesigen Dombechanei, bei dem Platz Gutenberg, gefunden wurde. Er hat vier Seiten und ist auf der einen der Apollo, auf der zweiten die Victoria, und auf der dritten die Bellona abgebildet; auf der vierten ist folgende Inschrift:

I. O. M. ET
IVNONI REGINAE
VICANI. SALUTARES.

« Jupiter, dem besten, dem größten, und der Juno, der Königin, weihen diesen Denkstein die Bewohner des Gesundheitsbezirkes. »

Die Zusammenstellung der drei Götter Apollo, Victoria und Bellona nebst der Inschrift, lassen auf die Abtheilung der Stadt Mainz in die vier Viertel schließen, besonders wenn wir durch den ersten Stein den Apolloswig — vicum apollinensem — bereits kennen.

Oberhalb der bürgerlichen Stadt Mainz lag, auf dem Berge, das von Drusus, um das Jahr 744 der Erb. d. St. R. und 13 Jahre vor Christi Geburt, nach einem regelmäßigen Plane und in der Form der römischen Lager, in einem länglichen Viereck erbaute Kastell — castellum maguntiacum. Seine Nord- und Westseiten nahmen die Richtung des Bergs, die beiden andern liefen diesen parallel. Die Nord- oder Rheinseite fing am obern Bienengarten an, lief bei der jetzigen Windmühle vorbei, durch die Gebäulichkeiten der Stephanskirche, die obere Gaugasse, den Kästerich, bei dem runden Pulverthurm vorbei, durch die Alexanderschanze gegen das Dof-

lein'sche Wirthshaus. In diesen Richtungen liegen die Fundamente zum Theil noch in der Erde. Die südöstliche Seite hat man im Jahr 1620, bei der Anlegung der Citadelle, und am Ende des siebzehnten und Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ober dem Bienengarten, besonders in den Jahren 1714 bis 1735 bei der Anlegung der Albansschanze und der Aushebung der vordern Gräben der Elisabeth- und Philippsschanze, getroffen.

Auf der Nordwestseite stieß man, in den Jahren 1720 bis 1728, bei der Erbauung der Josephsschanze oder des Linsenbergs, auf die doppelten Gußmauern des römischen Castrums. Auf der Nordost- oder Rheinseite steht der runde Pulverthurm auf diesen Gußmauern, und die Fundamente der dahin laufenden alten Stadtmauern bestehen aus lauter, nach römischer Art gehauenen, Quadersteinen, Kapitälen, Stücken von Grabsteinen, Altären, Legion- und Compagniesteinen, die alle dort in der Nähe der oberen Kästricher Weinberge, der Häuser der obern Gaugasse und des Stephansbergs, mögen ausgegraben, und zu der alten Stadtmauer verwendet worden seyn. Auf der Südwestseite finden sich noch die römischen Gußmauern in den Aeckern und Weinbergen vor dem sogenannten Kaltenloch bis an die Spitze des Linsenbergs. Viele sind ausgebrochen und zu den Festungsmauern verbraucht worden. Alle diese Richtungen der Mauern des römischen Castrums lassen sich, bei einiger Aufmerksamkeit, jetzt noch auffinden. Bei der Anlegung der Chaussée vom Münsterthor zum Neuthor, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, endeckte man eine Reihe von fortlaufenden römischen

Gußmauern, die Fuchs unbekannt geblieben sind [21]. Dasselbe war also kein so planloses Vieleck, wie es uns Fuchs [22], in seiner Charte und Beschreibung, will glauben machen. Nur die nördliche Seite seiner Darstellung, die gegen den Rhein gerichtet stand, ist wahr.

Die Mauern des Castrums waren durchaus doppelt geführt, und jede hatte eine Dicke von fünf Schuh. Sie liefen in einem eben so starken Zwischenraum parallel hinter einander. Dieser Zwischenraum wurde mit Schutt ausgefüllt und fest eingestampft. Dadurch waren sie mehr, als durch massive Mauern, gegen das Umstürzen und Zertrümmern durch Widerrennen mit Mauerböcken gesichert, und wenn auch mit diesen ein Stück umgestoßen wurde, so blieb die hintere Mauer durch den dazwischen gestampften Schutt unverletzt, und die Belagerten gewannen Zeit, dem Feinde an dem bedrohten Ort das Eindringen zu wehren. Der Römer Flavius Vegetius Renatus beschreibt, in seinem Werke über das römische Militärwesen [23], diese Befestigungsart durch doppelte Mauern. Die beiden Mauern mit dem Zwischenraum hatten an unserm Castrum eine Dicke von fünfzehn Fuß. Außerhalb hatten sie Quadersteine, und zwar an der äußern größere, als an der innern. Bei dieser war

21) Hutter, historisches Taschenbuch. 44.

22) Alte Gesch. v. Mainz. I. 312.

23) Vegetius de re milit. Lib. IV. cap. III. Editio Plantin. 1607. 81. Das 3. Kap. ist überschrieben: Quemadmodum muris terra injungatur egesta. Dann sagt er: murus autem, ut nunquam possit elidi, hac ratione perficitur. Intervallo vicenum pedum interposito, duo extrinsecus parietes fabricantur. Deinde terra, quae de fossibus fuerit egesta inter illos mittitur, vectibusque densatur.

immer, nach zwei Lagen Quadersteinen, eine Lage dicker gebrannter Steine. In der äußern Abdachung des Citadellgrabens, dem sogenannten Altenweibergraben, gegen die Windmühle hin, sind diese Doppelmauern, mit dem dazwischen eingeschlagnen Schutte, noch jetzt sichtbar, und jeder kann sich von ihrer Dicke und der römischen Bauart selbst überzeugen.

Das mainzer Castrum war rings um nach den Regeln der römischen Befestigungskunst erbauet. In den langen Seiten der Mauer wurden in Distanzen von 125 bis 140 Schuh, und in allen Winkeln, welche die Mauer bildete, ausspringende Thürme angebracht, um davon die, mit Mauerbrechern anrennenden Feinde durch Wurfspieße, Pfeile und Steine von den Seiten beschädigen oder zum Rückzug nöthigen zu können[24]), was auch jetzt wieder in der neuesten Festungsbaukunst durch die vorspringenden Montalembertischen Thürme bezweckt wird. Schon der römische Baumeister Vitruv[25]) erwähnt dieser vorspringenden Thürme zu Augusts Zeiten, wo grade unser Castrum erbauet worden und sagt, sie seyen nur einen Pfeilschuß von einander entfernt gewesen.

---

24) Vegetius a. a. O. Cap. II. « crebiores turres in ipsis angulis editerunt propterea: quia si quis ad murum tali ordinatione constructum, vel scalas, vel machinas voluerit admovere, non solum a fronte, sed etiam a lateribus et probe a tergo, veluti in sinum circumclusus opprimitur. » Godeschal Stewich hat in sein Commentar zu Vegetius in der Plantinischen Ausgabe v. 1606. 232 zwei Abbildungen von solchen Thürmen gegeben.

35) De Architectura Lib. I. cap. V. « turres sunt projiciendae in exteriorem partem — intervalla turrium ita facienda, ut ne longius sit alia ab alia sagite emissione.

Die tiefern und breitern Fundamente dieser Thürme entdeckte man vor den Mauern unsers Castrums [26]). Endlich waren noch bei derselben Strebepfeiler, von sieben Schuhe fünf Zoll Dicke, in abwechselnden Distanzen von 28 bis 17 Schuhe angebracht. Noch im Jahre 1770 hat man bei der Aufräumung des äußern Grabens des Linsenbergs, gegen den Hauptstein hin, vier solcher Strebepfeiler entdeckt [27]). Die Nordwest- oder Rheinseite des Kastells hatte eine Länge von 652 Ruthen, die nach dem Felde laufenden Ost- und Westseiten hatten jede nur 203 Ruthen. Eine Abbildung der Mauern und Thürme des Castrums findet sich in Huttens Taschenbuch [28]). Die vierzehnte Legion, welche die Beinamen führte, die zweifache, die kriegerische und sieghafte, gemina, martia, victrix, war die Erbauerin unsers römischen Kastells. Seine Gußmauern waren das Werk ihrer Hände. Sie diente schon mit dem größten Ruhme unter Julius Cäsar in Gallien [29]). Nach der Eintheilung des römischen Reichs in Provinzen, wurde sie nach Obergermanien verlegt, und die vielen gebacknen Steine mit ihrem Legionzeichen, welche in den Fundamenten unsers Castrums und der großen Wasserleitung gefunden wurden, sind ein fortwährendes Ehrendenkmal ihres Fleißes, und beurkunden ihre Arbeiten.

Die Festung Mainz hatte vier Thore oder Pforten, und eins lag dem andern gegenüber, wie es bei allen

---

26) Fuchs alte Gesch. v. Mainz. I. 323.
27) Fuchs a. a. O. 319.
28) Historisches Taschenbuch. 116.
29) Caesar de bello civili. Lib. I. cap. XXXXII. De bello gallico. Lib VIII. cap. IV.

römischen Festungen der Fall war. Das vordere war das Prätorische Thor — porta praetoria — und wie überall gegen Sonnenaufgang und den Feind, also bei uns gegen Germanien gerichtet [30]). Es lag im Mittelpunkt der Rheinseite des Castells, beiläufig da, wo jetzt das Haus des Oelmüllers Hrn. Sieglitz auf der Gaugasse stehet, und hatte seinen Namen von der Wohnung des Commandanten, das Prätorium genannt, welches in der Mitte des Castells gelegen war. Ihm gegenüber, auf der Landseite, war das hintere Hauptthor, in der Richtung gegen Sonnenuntergang, nach Gallien zu. Es hieß die decumanische Pforte — porta decumana — von der letzten oder zehnten Cohorte, die besonders zu seiner Bewachung bestimmt gewesen. Von ihm aus sollte man das umliegende Land übersehen können [31]). Es lag vor den jetzigen Aussenwerken des Gauthors, wo man wirklich die ganze Umgegend übersehen kann. Das dritte Hauptthor zur Rechten des Prätorischen, hieß das rechte Hauptthor — porta principalis dextra — und stand in der Gegend der jetzigen Albansschanze gegen heilig Kreuz zu. Ihm in grader Linie gegenüber lag das linke Hauptthor — porta principalis sinistra — in der Gegend der heutigen Alexanderschanze, an der Seite gegen den Hauptstein hin. Diese

30) Vegetius de re milit. lib. I. cap. XXIII. « Porta autem, quae appellatur praetoria, ad orientem spectare debet, ad locum, qui ad hostes respicit. » Hyginus Gromaticus de castrametatione. 1025. « Porta praetoria semper hostem spectare debet. »

31) Hyginus a. a. O. « Porta decumana eminentissimo loco constituitur, ut regiones castris subjaceant. »

zwei letzten Thore lagen nicht in der Mitte der Seiten, sondern waren darin näher dem Rhein zugerückt. Was Fuchs[32]) ausser diesen vier Hauptthoren noch von zwei andern der Festung maguntiacum sagt, und aus einem alten Plan von Mainz entnehmen will, gehört zu den vielen Hypothesen, die er sich erlaubte. Das eine der beiden Thoren, von denen er redet, die Drusenpforte — **porta Drusi** — lag tief unten am Fuß des Berges, auf dem das Castell erbauet war, kann also nicht in seinen Mauern gelegen seyn, und war sicher die Dietpforte, von der man zur Wilhelmiterpforte kam; beide waren Thore der mittelalterlichen Befestigung, welche auch der angeführte alte Plan von Mainz anzeigte.

Durch die vier Thore der Festung liefen gepflästerte Heerstraßen nach allen Weltgegenden. Die Hauptheerstraßen gingen durch das rechte und linke Thor, und zwar durch ersteres den Rhein hinauf nach Oppenheim — **Bauconium** — Worms — **Borbetomagum** — Speier — **Noviomagum** — Rheinzabern — **Tabernas** — Selz — **Saletionem** — Straßburg — **Argentoratum** — bis nach Mailand und Rom. Sie ging zunächst, zwischen der weißen Mauer, an den Weinbergen der Karthaus und dem Weg der Fünfwundenkapelle, bis an das Kreuz oder das alte Landwehr, von hier bis zur Laubenheimer Steige (in den Lagerbüchern der Heersteig genannt), dann den Berg hinunter über die Heide von Laubenheim bis an das Rheinufer, dann über Nackenheim bis vor Oppenheim. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war diese gepflästerte Heerstraße noch ziemlich gut

32) Alte Gesch. von Mainz. I. 327. 328.

erhalten, und man nannte sie die Eichelsteinstraße, die alte Heerstraße, die Königsstraße, die hohe Straße. Ein Stück davon hat man im Jahre 1769 bei der Nackenheimer Heide in der Laubenheimer Gemarkung, bei Anlegung des neuen Dammes, ausgebrochen. Hier zeigte sich genau die Bauart der Römer in der Anlegung ihrer Heerstraßen. Diese war im wesentlichen im ganzen Reiche die nemliche, und nur in den Steinen und dem Kies, nach den Localitäten der Gegend, verschieden. Die Unterlage war von fest in einander gekeilten, rauhen, großen Steinen, wie sie noch jetzt in dem Laubenheimer Berge gebrochen werden. Auf diese waren andre mit Kies neben einander dicht gepflästert. Von einer dritten Lage großer, platten, in einander gefügten Steinen, wie man sie bei den römischen Heerstraßen im Elsaß gefunden[33]), war nichts mehr zu sehen, und mag daher gekommen seyn, weil die Bauern der benachbarten Dörfer solche ausgebrochen und zu ihren Häusern verwendet haben. Diese Straße hatte an den meisten Orten eine Breite von 16 und nur an einigen eine von 17½ Schuh. Vielleicht war diese Verschiedenheit durch das Ueberbauen der Eigenthümer entstanden, und die Straße ursprünglich von einer gleichen Breite gewesen.

Durch das linke Hauptthor — **porta principalis sinistra** — ging die Heerstraße den Rhein hinunter, an dem Hauptstein und Fuß des Heidesheimer Bergs vorbei, nach Bingen — **Bingium** — Boppart — **Bodobrica** — Coblenz — **Confluentia** — Andernach — **Anto-**

---

33) Shoepflin Alsat. illust. I. 250.

nacum — in Untergermanien. Aus der decumanischen Pforte ging die Heerstraße in das innere der Provinz nach Alzei — Altiacia; — endlich aus der Prätorischen Pforte die vierte hinunter nach dem Rhein. Bei Grabung von Fundamenten der Häuser der Gaugasse traf man nicht selten auf die Ueberreste dieser, nach dem Rhein laufenden, römischen Straße.

Die beständigen Märsche der Römer machten schon unter August die Anlegung von guten Heerstraßen längs dem Rheinstrome nothwendig. Sie beschleunigten den Marsch der Truppen und erleichterten die Zufuhren. Später wurden sie ausgebessert, und unter Trajan, Hadrian, Antonin, Mark Aurel und Maximin mit Meilensteinen, in Entfernungen von tausend zu tausend Schritten, besetzt. Auf diesen Steinen war der Name des regierenden Kaisers und die Stunden der Entfernung vom Hauptorte eingehauen. Mit dem Wechsel der Kaiser wurden alle Meilensteine verändert. In jeder Provinz wurde eine Stadt zum Hauptort erklärt. Unser Museum besitzt einige dieser Meilensteine. Nach dem Antoninischen Itinerar war die Entferuung von Mainz nach Bingen 18000, nach Peutingers Tafel 18000, nach einer mit der Kette durch die französischen Ingenieurs des Straßen- und Brückenbaues geschehenen Ausmessung 19820 Schritte. Die von Mainz nach Oppenheim war nach dem Itinerar 16500, die von Oppenheim nach Worms 19500 Schritte. Nach Peutingers Tafel die von Mainz nach Oppenheim 13500, von Oppenheim nach Worms 16500 Schritte. Nach der Ausmessung durch die Kette von Mainz nach Oppenheim 14417, von Oppenheim bis Worms 17671 Schritte.

Die Verschiedenheit in den Angaben der Itinerarien und den Resultaten der Ausmessungen mit der Kette, liegt sicher in der graden Richtung, welche die römischen Heerstraßen genommen, und die Entfernungen beträchtlich verminderten.

Wenn je Werke, von Menschenhänden errichtet, den Namen von Weltwundern verdienen, so sind es der Römer Heerstraßen. Größe, Dauer, Ausdehnung, Regelmäßigkeit und zweckgemäße Einrichtung sind bei ihnen vereint. Die angestaunten Piramiden und Obelisken der Egypter, der Koloß von Rhodus und die Gärten der Semiramis waren etwas ausserordentliches, ohne der Welt praktische Nützlichkeit zu gewähren. Diese Heerstraßen aber gingen durch alle Provinzen des großen römischen Reichs, von Persien bis nach Spanien, von Egypten bis nach Britannien. Beinahe alle bekannte Völker der Erde, Kaiser, Könige, Konsuln, Soldaten und Bürger arbeiteten daran. Dem großdenkenden August gebührt die Ehre der Ausführung eines solchen wohlthätigen Projects. Sie geschahe in der Epoche der Gründung der Festung maguntiacum durch Drusus. In Obergermanien, das unter Andernach bei der Aar anfing und den Rhein hinauf bis zu den Helvetiern, und von den Ufern des Rheins bis zu den Vogesen sich ausdehnte, also über fünfzig Meilen in die Länge und fünfzehn in die Breite[34]), liefen diese Heerstraßen, und waren mit denen von Gallien, Belgien und Germanien bis zum Meer verbunden. Zu bemerken ist, daß diese unübertrefflichen Werke der Straßenbaukunst, in der

---

34) Schoepflin Alsat. illustr. I. 144.

Epoche der höchsten Macht des römischen Reichs, ausgeführt wurden, und mit dessen Untergange auch wieder verfallen sind.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Eine zum Theil neue Erklärung der Schule von Athen.

(Als Probe einer neuen Bearbeitung von Raphaels Leben und Werken von Herrn Prof. Braun.)

Wenn sich in Raphaels Gemälde der Disputa über das Sakrament, die Thätigkeit der darauf dargestellten Personen im untern Raume des Bildes, auf das Nachsinnen über das Göttliche bezog; so richtet es sich in dieser auf die Welt der Erscheinungen, in so fern sie ihren Gründen nach erfaßlich, in Beweis und Lehre sich ausspricht. Alles wird hier rühriger, belebter; hier wird abgewogen und gerichtet; das Für und Gegen heftig verfochten; aus dem Bekannten das Unbekannte in sinnlich darstellbaren Figuren abgezogen; hier mußte Raphaels Geist nach der Natur des Gegenstandes einen freiern bewegtern Styl annehmen, und von dem überlieferten alten oder heiligen schon der Idee nach sich losmachen. Der antike Geist kam über ihn und mit diesem beginnt vollständig die mittlere Epoche seiner Wirksamkeit; die Schule der Weisen (in höherm Sinne

disciplina, domus, schola) ist für diese Zeit das vollkommenste Musterbild und der Eintritt in den freiern Styl. Dieser giebt sich zu erkennen: in einem größern Schwung der ganzen Erfindung, in bewegterem sinnlichen Leben, in freierem Zusammenstellen und Ordnen der Gruppen und Abgehen von dem ängstlich-symmetrischen, welches oft in steifen Dreieck-, Pirampden- oder Halbzirkelformen sich ankündet und immer ein Gegen-sich-über, ein räumlich ihm Entsprechendes sucht. Die Symmetrie ist jetzt verheimlicht und leichter bewegt sich auch das Einzelne dazwischen, vielfach das Mannigfachvereinte zusammenknüpfend. Das hergebrachte Gold verschwindet, die Bekleidungen werden idealer und nähern sich mehr der allgemeinen Idee schöner Bewandung. Auch das Colorit muß daran Theil nehmen; die Gruppirung giebt der Beleuchtung mehr malerische Wirkung und den Figuren stärkeres Hervortreten auf den Lebensgrund. Dies bewährt sich in der Schule von Athen, doch immer noch in prüfender Weise und in dieser Hinsicht noch gebunden. Hier theilt sich das Ganze in zwei große Hauptheile, den vordern als die Naturwissenschaften, Naturphilosophie; den hintern, einige Stufen höher, als die metaphysische Philosophie oder die der reinen Idee, also wieder Reales und Ideales. Die Wissenschaften, welche sich mit dem Erforschen des Anschaulichen beschäftigen und deßhalb am meisten Thätigkeitsäusserung zulassen, sind im Vorgrund lebhaft beschäftigt, vorzüglich in zwei Hauptgruppen, welche die Lehre von der Zahl in der Gruppe des Pythagoras, und die der Linie oder der Größe in der Gruppe des Archimedes verkörpern. An beide

schließen sich seitwärts zu freier Begrenzung des Ganzen, rechts die Astronomie, links die Erziehungswissenschaft an. In der Mitte ist freier Raum, den blos der Naturmensch Diogenes ausfüllt, der sich von allen Schulen als Sonderling trennte, und bequem bei seiner Schale hingestreckt, eine Tafel betrachtet, auf die er wahrscheinlich einige kurze Sprüche ächter Lebenserfahrung hingeschrieben hat. Ein junger Mann, dem der strenge Ernst des Entbehrens, welcher ihm von der Tafel vielleicht eben vorgelesen wurde, nicht behagt, steigt die Stufen hinauf und wird von einem ältern Manne zur Mitte hingewiesen, wo Aristoteles neben Plato, jedoch beide noch nicht auf der obersten Stufe (denn die erreicht keine Philosophie mit irdischen Sinnen), stehen. Links vom Beschauer neben Plato reiht sich eine Schaar seiner Jünger an, unter denen sich der jugendlich weise Alexander finden soll; neben diesen aber steht Sokrates, an den Fingern die Reihenfolge seiner Schlüsse bis zum schlagenden Punkte wiederholend und ironisch der Wirkung auf die Erstaunten (unter denen der lebensfrohe, für alles Ernste im Sittlichen einmal nicht geborne Alcibiades, in ganz sorglos unbefangner Stellung, um auch einen Philosophen gehört zu haben, feldherrmäßig dasteht), die er, wohin sie es kaum ahneten, unwiderstehlich hinführte, entgegen sieht. Der finstere Greis hinter ihm soll vielleicht den Anaxagoras (gewöhnlich als Nicomachus angenommen) bedeuten; ein schöner Jüngling (zwischen Sokrates und Alcibiades) auf den Ellenbogen gelehnt, gehört vielleicht zu jenen wohlgebildeten, die Sokrates oft auf der Gasse mit dem Stabe anhal-

tend, sich und der höhern Weisheit zueignete. Hinter Alcibiades scheint ein Mann mit gehobner Rechte drei herankommenden Figuren, deren mittelste eilfertig mit fliegendem Haar und Gewand Rollen und Bücher trägt (den man ohne besondern Grund Xenophon nennt), zu winken, daß sie nicht durch ihr Ankommen des Sokrates Beweis stören möchten. Es scheint als habe Raphael in der Figur, welche sie immer sey, hier die rhetorische oder historische Kunst bezeichnen wollen, welche auch bei Sokrates ihre ächten Grundsätze finden könnte. Dies ist die linke Seite oben, welche in Plato als dem Vollender des Sokratismus sich schließt, und in dem einige Stufen tiefer liegenden Diogenes gleichsam das Sinken der edlen Sokratischen Lehre (den närrisch gewordenen Sokrates) andeutet. Plato deutet gen Himmel, indem seine Philosophie alles auf das im Geiste Gottes beschlossene Ideal bezieht, und die aus Gott stammende unsterbliche Seele, daher er auch in seiner Hand den Timäus hält; neben ihm Aristoteles scheint gegen seine Gründe Einwendungen zu machen; er will die Enden irdischen Wissens alle auffassen und in eine ununterbrochene Kette reihen, er ist also Systemerbauer. Hier trägt er die Ethik, die Wissenschaft der Sitte, folglich wie man sich im irdischen Nebeneinanderseyn verhalten solle. Ihm reihen sich seitwärts, als Gegengruppe der Platoniker, eine steigende Reihe Peripatetiker an, deren vorderster Bembo seyn soll. Offenbar wollte Raphael die zwei noch zu seiner Zeit herrschenden Hauptsysteme hier uns vergegenwärtigen, und sicher sind unter beiden Gruppen noch verschiedene bekannte

Gelehrte seiner Zeit dargestellt, die uns keine Tradition nennt. Weiter hin auf dieser rechten Seite vereinzelnen sich die Figuren mehr; ein Jüngling schreibt stans pede in uno nieder, die Neulinge in der Wissenschaft zu bezeichnen; der Philosoph über ihm auf den Säulenfuß düster hin gelehnt, scheint mir Heraklit, der Beweiner des Menschenelends (welche Figur auch im Traume Raphaels vorkommt, den G. Mantuano gestochen), und der einsam allein in sich gekehrt kalt dastehende Demokrit, der ironische das Lebenstreiben verachtende Gegenfüßler Heraklits; in dem mit dem Stabe herbeiwandernden finde ich den auch in Pauli Predigt vorkommenden Zeno den Stoiker, und daneben vielleicht seinen Schüler und Fortsetzer Kleanthes. Das Lokal ist ein herrlicher Prachtsaal, der sich perspectivisch vertieft und dessen Augenpunkt zwischen Plato und Aristoteles liegt. In den Seitennischen stehen Figuren, wahrscheinlich der Musen u. a. Götter; in den Nischen der Vorderseite links Apollo mit der Lyra, rechts Pallas, mit dem Speer in der Rechten und der Aegis in der Linken, zu ihren Füßen ein Basrelief, wahrscheinlich die Aufklärung andeutend.

Dies scheint mir im Ganzen die Erfindung zu seyn, welche aus der tiefsten Kenntniß der philosophischen Systeme und ihrer Geschichte geflossen, kaum Raphaels Gelehrsamkeit allein möchte zu ersinnen möglich gewesen seyn. Allein sein Verdienst ist weit höher als das seiner gelehrten Rathgeber (eines Castiglione, Bembo, Inghirami, Sadolet), er wußte die angegebene Idee körperlich darzustellen und zwar ganz entsprechend und lebendig. Wir gehen nun zur malerischen Anord-

nung über. Hier sind die Figuren in mannigfachen Stellungen gehalten, um auf die übrigen die Ansicht nicht zu stören, und ebenso Gruppen gegen Gruppen. Die obere Reihe ist keineswegs horizontal sich gleich, sondern die Linie immer wellenförmig unterbrochen; und wie in einer wohlgeordneten Rede im Ganzen Periodenbau herrscht und größere Glieder vorwalten, doch aber kürzere Sätze und schlagende Sprüche dazwischen den holdesten Wechsel verleihen; so fügen sich auch Halbgruppen und einzelne Figuren an, die jedoch ein Ganzes in sich beschließen. Jede Gruppe hat, für sich betrachtet, den Mittelpunkt der Thätigkeit aller dazu gehörigen Figuren in sich, und keine Person ist dabei überflüssig oder unthätig. Doch ist der Grad der Theilnahme sehr verschieden. Die Gruppe des Archimedes (unter dessen Figur Bramante dargestellt ist) besteht aus fünf Figuren. Der Meister in der Mitte zeichnet zwei in sich verschränkte gleichseitige Dreiecke auf eine Tafel und scheint mit dem Zirkel die eine Seite zu messen. Vor ihm kniet ein Schüler, der aufmerksam das Problem betrachtet: auf seinen Rücken stützt sich mit der Linken ein andrer, der, mit der Miene des Halbbegreifens, ungewiß dasteht und mit der linken Hand eine Bewegung macht, als fange es an, ihm ein wenig zu dämmern. Hinter dem vordern und Archimedes sitzt mit einem Knie auf dem Boden, das andere Bein halbgebogen, ein schöner Jüngling, der bereits begriffen hat, und einem über ihm hergebognen, staunend die Arme zurückziehenden, jüngern, zu sagen scheint: da steht es ja! begreifst du denn noch nicht? Der sich verwundernde soll der Herzog von Mantua, Federigo II.

aus dem Hause Gonzaga seyn. In dieser Gruppe ist auf eine gelehrte Weise die erste und jugendliche Vorbereitung zur Philosophie, das mathematische Studium angedeutet, welches Sokrates zur ersten Bedingung machte. Und wie räumlich nah und schön sind diese fünf Figuren verbunden! wie herrlich leuchtet Bramante's geräumiger Scheitel selbst zu malerischer Farbenwirksamkeit hervor! An die Mathematiker schließen sich die Astronomen ganz natürlich an. Hier wird der bekrönte Mann mit dem Himmelsglobus in der Hand, den man fast von hinten sieht, Zoroaster genannt: es könnte aber eher der große Gelehrtenfreund, der ägyptische König Ptolemäus Soter seyn, und der Alte neben ihm wäre dann vielleicht Euklid (lebte um 300 v. Chr.), der hier aber in der Gestalt und dem Kopfschmuck eines Zeitgenossen Raphaels, des Giovanni della Casa, erscheint und ebenfalls einen Globus, und zwar den der Erde trägt, so daß hier Erd- und Himmelskunde zugleich bezeichnet würde. Zoroaster (od. Ptolemäus) wendet sich gegen zwei Männer hin, welche bescheiden am Rande des Ganzen verweilen. Es sind Pietro Perugino und Raphael selbst; sie konnten wohl hier Platz finden, da die Malerei von der Mathematik einige ihrer Hülfen entlehnt und auf die Linie überhaupt sich gründet. Die vordere Figur des Ptolemäus in ihrer ungetrübten Ganzheit steht hoch und prachtvoll, wirklich königlich da, und in ihrer Bewegung wie im Gewand ist edle Würde. Gegenüber diesen beiden Gruppen wieder zwei, aber, obgleich im Ebenmaß, dennoch sehr verschieden. Den Anfang macht ein in sich vertieft auf der untersten Stufe sitzen-

der Mann, welcher etwas aufzeichnet. Man nennt ihn Epiktet, der uns im Enchiridion die Grundsätze der stoischen Moral hinterließ *). Ihm zunächst, den Fuß auf einen Würfel gesetzt, steht Terpander (als die personificirte Theorie der Musik), welcher dem Pythagoras als dessen Vorgänger darin, sein Wissen bekannt machen will. Er thut dies mit dem Eifer eines Erfinders, der an dem Ruhm, der frühere gewesen zu seyn, nichts verlieren möchte. Dies giebt in seiner Gestalt eine lebendige und doch anmuthige Bewegung zu erkennen. Hinter ihm ein schöner, junger Mann, gerade stehend, wie aus dem Bilde portraitartig hervorschauend und die Spitze der ganzen Halbkreisgruppe bildend. Es soll der Herzog von Mantua, Franzesko Maria della Rovere, seyn, Raphaels Freund.

Vor ihm sitzt Pythagoras und schreibt mit gespannter Aufmerksamkeit in ein viereckte8 Buch, sein Dintenfaß selbst in der Linken haltend. Ein junger Mensch, der das Zahlensystem, das hier zugleich als sphärisches erscheint, in der Linken zu des Meisters Füßen hält, blickt von diesem aufwärts und scheint es dem orientalischen Weisen (Averroes) zu zeigen, der ganz den arabischen Charakter trägt und andeutet, wie auch die Araber das Zahlen- und Weltenbausystem ausbildeten und uns selbst die Ziffern gaben. Vor Pytha-

---

*) Eigentlich rührt das Enchiridion von Arrian her, der es aus Epictets mündlichem Vortrage nahm. Epictet lebte unter Domitian, der ihn mit den andern Philosophen verbannte. Unter Hadrian kehrte er wieder zurück und ward von diesem hochgeehrt. Er war ein äusserst strenger Stoiker und in ihm bezeichnet Raphael die Moralphilosophie.

goras sitzt unbequem niedergekauert Empedokles, der des Meisters Worte sorgfältig, gleichsam von der Tafel wegstiehlt, damit er das αὐτος ἐφα urkundlich besitze. So stellt sich hier der Fortpflanzungssinn schwächerer Geister dar. Diese Gruppe besteht ihrer Thätigkeitsmitte nach aus vier Figuren, wozu sich malerisch die zwei obern und die sitzende daneben gesellen. Seitwärts vom Averroes sieht man vom Profil Aspasia die einzige der Frauen, die in den gelehrten Kreis sich wagte, aber äußerst bescheiden hervorblickend (vielleicht eine der gelehrten Frauen aus Raph. Zeit, etwa Olympia), oben darüber den Pythagoräer Archytas, jugendlich schön, wie man sagt, ein Erzieher der Jugend (also die Pädagogik bezeichnend); dann an dem Säulenfuß den Epikur, mit Weinlaub bekränzt, ein Bild der behaglichsten Sinnlichkeit; auf der Basis sitzt seitwärts und zugleich auf dem Arme eines Alten ruhend ein Kind, welches das Buch hinten mithält. Den Alten nennt man Epicharmus. Er war aus Kos, lebte um 480 vor Christo zu Syracus und war zugleich Pythagoräischer Lehre zugethan und Lustspieldichter. Deßwegen sagt man, habe ihn Raphael hier mit einem Kinde dargestellt, um anzudeuten, daß er leichte Künste neben der ernsten Wissenschaft getrieben. Man könnte auch mit Ramdohr erklären, Epikurs Philosophie ist für schwache Köpfe, für Kinder und Greise. — Im Ganzen glaube ich, ist ein Theil dieser trefflichen Composition aus der Lesung des Dante, den Raphael gewiß ganz inne hatte, entstanden, und diese Vermuthung habe ich noch nirgends gefunden, obgleich sie beinahe

angenfällig gewiß scheint. Denn im IV. Gesang der Hölle, V. 130 sq., heißt es:

« Ich sah den Meister derer, welche wissen, (Aristoteles)
Der von den Seinen schien umringt zu seyn.
Den Plato ihm zunächst und Sokrates. »

Sodann kommen weiter Anaxagoras, Diogenes, Demokrit, Zeno, Heraklit, Empedokles, Dioskorides, Orpheus, Seneca, Ptolemäus, Euklid. Und ganz der Raphaelischen Composition gemäß, heißt es vom Averreos:

.... « Der dem Schacht des Weisen (Pythagoras)
Sein reiches Gold, nachgrabend, abgewann. »

Höchst wahrscheinlich ist hier noch einer und der andere der oben genannten Männer in den übrigen uns nicht überlieferten Figuren gemeint. In diesem Sinne habe ich mehreren bisher unbekannten die ihrem Charakter gemäßen Namen zu ertheilen gewagt. Der Gewandwurf ist oben schon als viel freier erwähnt worden; unter die schönsten bekleideten Figuren gehören der Jüngling, welcher die Treppe hinaufeilt, Zoroaster (Ptolemäus) im Vorgrund, der hinten auf die Säule gelehnte von mir so benannte Heraklit, Sokrates (höchst einfach wie sein Wesen), Pythagoras, Empedokles, Epictet und Terpander. Das Colorit des Bildes hat leider sehr gelitten; nur die Köpfe und Fleischtheile sind ziemlich gut erhalten. Gestochen von Georg Ghisi in 2 Bl. g. f. sehr gut, Thomassin, Aquila und Volpato.

Zu diesem Gemälde machte Raphael eine Zeichnung auf graues Papier mit Weiß gehöht, die aus der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand einige Zeit in

Paris war, dann aber wieder heim wanderte. Sie enthält über fünfzig Figuren in natürlicher Größe. Bei der Ausführung aber machte Raphael mehrere Zusätze; z. B. den sitzenden Philosophen zwischen Diogenes und Pythagoras (den Epictet), ferner sein und des Meisters Nachbild: zwei halbe Figuren hinter der Gruppe der Zuhörer des Aristoteles. Dies schien der Raum und das Gleichmaß zu fodern, vielleicht auch der geistige Gegensatz, den Raphael so gerne suchte. So steht z. B. dem allgenießenden, leichten Alcibiades, gerade auf der andern Seite des Bildes, der alles ironisch verachtende Demokrit oder ein anderer Alter in ganz verschiedener Haltung und Miene entgegen, und zwischen beiden liegen zwei Extreme der Menschheit. Daß er sich selbst hinstellte, dazu trieb ihn wohl das freudige Selbstgefühl bei der Vollendung eines so großen Werks seine Kunst auf sichere Grundsätze zurückgeführt zu haben, und also ächt philosophisch bei der Ausführung zu Werke gegangen zu seyn*).

---

*) Mehrere Ideen zu solchen philosophischen Schulen sind in Raphaelischen Handzeichnungen zu finden, welche zum Theil glückliche Ideen enthalten, die aber nicht alle angewendet wurden, namentlich einzelne Figuren, und später in wiewohl etwas veränderten Stellungen wieder vorkommen. S. Landon Oeuvres de Raphaël Nr. VII, wo drei Handzeichnungen abgestochen sind. Nr. 354, 355 und 405 von unbekannten Stechern.

III.

Instinkt.

(Von Heinrich Löst, Mitgliede des Vereins.)

Instinkt heißt ein angeborner Trieb bei Menschen und Thieren, der, ohne Anleitung und Zuziehung einer Vernunft- oder Verstandeskraft, um einem allgemeinen Naturgesetze zu genügen, in äußerer Wirksamkeit, gewisse Thätigkeiten darstellt, die dennoch auf Grundlagen intelligenter Combinationen vollzogen scheinen.

Alle Funktionen also, die der thierische körperliche Organismus in sich vollzieht, sind nicht Instinkt; Athmen also eben so wenig, wie Verdauen oder Schlafen, oder das Schlagen der Pulse; denn alle diese Thätigkeiten sind bloße, aus dem Lebensprozesse selbst unmittelbar hervorgehende Zustände, wobei es eines weitern Triebes eben so wenig bedarf, als bei dem Verwesen des nämlichen Organismus, wenn er zu athmen aufgehört hat.

Instinkt wird die Thätigkeit des thierischen Organismus also erst alsdann, wann sie nach außen hervortritt. Nicht das neugeborne Kind, welches athmet, sondern welches die Mutterbrust annimmt und saugt, übt den Instinkt; nicht das schlafende, sondern das brütende Huhn folgt dem Instinkt. Eine Schwalbe würde nimmermehr abgerichtet werden können, ein Nest zu bauen, wie sie es nach ihrem Instinkt bezweckt. Sie fertigt es nach einem bloßen Triebe, und dieser Trieb ist ihr angeboren.

Warum baut der Instinkt der Schwalbe ein Nest? Um ein allgemeines Naturgesetz zu erfüllen,

nämlich die Existenz ihrer Brut zu sichern, die, weil die Gattung fortgepflanzt werden soll, ohne die Wärme und den Schutz des mütterlichen Nestes, umkommen würde.

Und wie ist das für die Erhaltung der Jungen erbaute Nest eingerichtet? — Zweckgemäß, d. h. auf eine solche Weise, daß, für die Natur der Schwalbe und ihren Platz in der großen Schöpfungs-Oeconomie, eine andere Einrichtung nicht nöthig, ja nachtheilig seyn würde. Mit einem Worte, der Bau ist so vollendet, als wenn ein großer Verstand den Riß, die Ausführung und jede Einrichtung vorgeschrieben hätte.

Wer sagt dem Storch, daß er bei herannahendem Winter, um nicht zu erklammen, eine wärmere Zone suchen müsse? Wer gebietet dem versammelten Zuge, vor der Abfahrt noch einmal Musterung zu halten und dann die altersschwachen Gefährten zu tödten, damit sie, bei ihrer Unfähigkeit, die weite Reise noch einmal mitzumachen, nicht hülflos eines langsamen Todes sterben? — Der Instinkt! heißt es wieder.

Was hält die Kolonieen der Biber und Ameisen zusammen? — Der Instinkt! Wer schreibt den Bienen ihre merkwürdige Staatseinrichtung vor? Wer ordnet die ganz unbegreifliche Künstlichkeit, Kasten- und Kriegsverfassung in einem Thermitenbau, der, in Verhältniß zu der Größe seiner Werkmeister, viel gygantischer dasteht, als jene angestaunten Pyramiden, im Vergleich mit der Kraft eines Sklavenvolks, das, in seinem Frohndienst, erst durch die Geißel seiner ägyptischen Despoten, zu den Denkmälern des Stolzes

herangepeitscht werden mußte? — Abermals der Instinkt! Und doch bezeichnen wir — wie mit x eine unbekannte Größe — mit dem dunkeln Worte: Instinkt, eines jener großen Geheimnisse, das uns noch lange, vielleicht für immer, von jeder innern Berührung der thierischen Natur trennt.

Vielleicht würden wir, wäre es uns gestattet, auch nur einen hellen Blick in die Seele der verschiedenen Thierklassen zu thun, unbegreiflich finden, wie die Klassificatoren die Stufenleiter der thierischen Welt nicht nach den Aeußerungsweisen ihres Lebens, sondern nach ihren Gerippen aufgestellt haben, wonach der Schakal ein ungleich edleres Naturproduckt ist, wie die Seidenraupe, obgleich er nur würgt und frißt und diese spinnt und arbeitet, und aus einem häßlichen Wurme erst ein Schmetterling werden muß, um ihr Geschlecht fortzupflanzen, und in ewig wechselnder Metempsichose ihr edles Produkt zu erzeugen.

Wie beschämt würden die Naturforscher vor ihren Systemen stehen, wenn sie den Geist einer Spinne, der doch schon so oft Erstaunen erregt hat, mit dem dumpfen Thierbewußtseyn eines Faulthiers auf die Goldwage intelligenter Kräfte legen könnten, weil sie dies für ein höheres Gebilde erklärten, denn jenes verhaßte kleine, arbeitsame und kluge Geschöpf!

Es ist wahr, beim saugenden Kinde erhalten wir ohngefähr eine Vorstellung davon, was Instinkt sey. Es übt von selbst, in einem noch rein thierischen Zustande, eine Thätigkeit, die der ausgebildete, reife Mensch mit bei weitem weniger Leichtigkeit vollzieht, aber zwischen diesem einfachen Akte — der durch einen

bloßen, im Augenblick der Geburt entstehenden, Muskel- und Nervenreiz entstanden seyn mag — und jener Folge höchst combinirter, in einen bestimmten Zweck hinauslaufender und sich dort centralisirender Thätigkeiten gewisser Thiergattungen, ist ein so großer Unterschied, daß man nur zu der einzigen Alternative berechtigt scheint:

a) Entweder die schöpferische Intelligenz führe unmittelbar das thierische Geschöpf mit völliger Unfreiwilligkeit desselben von Akt zu Akt zu dem bestimmten Zweck;

b) oder: nur der bestimmte Zweck sey durch den angebornen Trieb — Instinkt — dem Thiere vorgeschrieben, und es wähle freiwillig die dahinführenden Mittel und führe sie nach einem, ihm dazu verliehenen, bestimmten Grade von Intelligenz aus.

Die Annahme ad a) wird durch eine unendliche Anzahl von Erfahrungen widerlegt, wo die eigenthümlichen Combinationen von Vorstellungen — zum Beispiel bei Elephanten, Affen, Papagayen, Katzen, Löwen, Pferden, ganz besonders bei Hunden — die Voraussetzung blind folgender Triebe als völlig ungereimt erscheinen lassen, und die Annahme ad b) vernichtet die bisherige Vorstellung von Instinkt gänzlich.

Zu diesen Betrachtungen haben, ganz kürzlich, den Verfasser dieses Aufsatzes zwei auffallende Beispiele thierischer Klugheit von Neuem veranlaßt.

An einem der strengsten Tage des verflossenen Winters, befand sich Referent bei einer befreundeten Familie. Die Frau des Hauses war zu Tische ausgeladen und

ging die Treppe hinab, um in den sie erwartenden Wagen zu steigen. Ein allerliebster englischer Wachtelhund blieb bei den übrigen Familiengliedern zurück, deren eines, im Scherze, den Hund fragte: ob er denn nicht Frauchen noch einmal sehen wollte? Das Zimmer, worin sich dies ereignete, liegt fast nördlich, ist schwer zu heitzen und der gewöhnliche Familienaufenthalt. Alle diese Umstände verursachten bei der großen Kälte, daß die etwas hoch gelegenen Fenster des Zimmers dick mit Frost belegt waren und alle Durchsichtigkeit verloren hatten. Auf die ihm gemachte Ermunterung sprang das Hündchen auf eine Estrade, von dieser auf den darauf stehenden Stuhl, und sodann auf den davor befindlichen Nähtisch, woselbst es erst die Fensterbrüstung zu erreichen im Stande war. Hier gestatteten ihm die gefrornen Scheiben aber nicht den geringsten Durchblick. Zum Erstaunen des Referenten schaffte sich das Thier jedoch Rath. Mit der größten Emsigkeit leckte es aufs Schnellste einen Kreis, von vielleicht zwei Zoll Durchmesser, in den Frost auf dem Fenster, guckte durch dasselbe auf die Gasse hinab, sah seine Herrin in den Wagen steigen und sprang sodann ins Zimmer wieder zurück. — Hier hatte der Instinkt mit der Handlung des Hundes nichts zu schaffen. Der Instinkt handelt nur für allgemeine Gesetze — in dem erzählten Falle aber suchte das Thier einen eigens gegebenen Zweck, durch das einzige dahin führende Mittel, zu erreichen. Läge es in dem natürlichen Triebe der Hunde, Eis, wo sie es finden, aufzulecken, wie sie an jedem Knochen nagen, den sie auswittern, so wäre der erzählte Fall nicht der Rede werth; aber dem ist nicht so. Der Hund befriedigte

kein körperliches Bedürfniß, sondern — wenn gleich die Neigung der Hunde für den Menschen an sich instinktmäßig ist — wählte ein Mittel zur Befriedigung seines Instinkts, das ohne Hülfe einer Verstandeskraft gar nicht gefunden werden konnte.

Noch mehr. Folgendes Ereigniß hat Referent aus dem Zeugnisse eines Freundes und zuverlässigen Mannes, der es selbst erlebte. Dieser ging vor ohngefähr vier Wochen, als sich die große Kälte brach, Nachts eilf Uhr, bei starkem Schneegestöber aus einer Gesellschaft nach Hause. Kein Mensch war in den Gassen mehr zu sehen, und mit einer in sich gemachten Bemerkung, über die Oede in der Stadt, zu einer Stunde — es war ein Sonntag — wo es gewöhnlich in Mainz noch nicht an lebendiger Bewegung in den Straßen fehlt, betrat er die, wie mit einem Schneetuche bedeckte Bauerngasse. In dieser Todtenstille sah er, bei getrübtem Mondscheine, eilfertig einen kleinen schwarzen Hund, wie ihm schien, von der Race der Terger, auf sich zukommen, der ihn emsig, jedoch nicht bösartig anbellte, und, da er nicht begreifen konnte, was das Thier wollte, ihn am Ueberrock zuerst zupfte, demnächst aber förmlich hinter sich herzog, bis zum entgegengesetzten Ende der Straße, wo mitten in derselben, bei einer Pumpe, deren allmälig bogenartig gefrornes Eis den Weg sehr unsicher machte, ein wimmerndes Stöhnen und Aechzen gehört wurde. Ein Mann war hier gefallen und hatte ein Bein gebrochen. Niemand war mehr vorübergegangen und der Verunglückte hatte schon länger als eine halbe Stunde in diesem hülflosen Zustande gelegen, als es endlich seinem treuen und klugen Hunde glückte, Hülfe

herbeizuholen. Ein dicht dabei liegendes Gasthaus nahm nun den Beschädigten auf, und es wurde für chirurgischen und jeden andern Beistand gesorgt.

Wer hier, in der Handlung des Hundes, den bloßen Instinkt erkennen will, mag mit gleichem Grunde behaupten, daß auch alle unsre Combinationen des Verstandes lediglich Naturtriebe sind, oder er lasse sich's angelegen seyn, die Grenze zu ziehen, wo der Instinkt aufhört und die Verstandesthätigkeit beginnt.

Dem Verfasser scheint, daß sowohl im Menschen, wie im Thiere eine passive, durch die Naturkraft geleitete, bloß also folgende Thätigkeit, die wir Instinkt nennen, und sodann auch eine active, freie, sich selbst bestimmende Thätigkeit herrschend sey, die wir, je nachdem sie selbstständig combinirt, Verstand, und je nachdem sie diesen Combinationen gemäß handelt, Willen nennen.

Nicht, daß der Mensch Verstand, und das Thier bloß Instinkt habe, bestimmt den Differenzialpunkt zwischen beiden, da wir eben behaupteten, daß Instinkt und Verstand verschwistert, und Hand in Hand, in beider Naturen sich geltend machen, sondern die Verschiedenheit des Verhältnisses von Instinkt und Verstand zu einander, im Menschen und im Thiere, stellen den erstern auf die Stufe höherer Wesen.

Dies Verhältniß wäre demnach erst festzustellen, und wir wünschen einige Andeutungen darüber zu versuchen; bloß Andeutungen, denn wir wollen weniger eine Abhandlung schreiben und getrauen es uns auch nicht, als Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand erregen, um gründlichere Untersuchungen zu veranlassen.

Der Instinkt im Menschen, in dessen rohem, wilden Zustande noch sehr thierisch und vielumfassend, verliert sich immer mehr, je höher die Verstandesthätigkeit steigt. Wir haben wilde Horden kennen gelernt, bei denen sich nicht nur keine Ehe, ja nicht einmal ein stehendes Concubinat, folglich auch kein sociales Verhältniß der Paternität vorfand. Die Fortpflanzung war die Frucht einer bloß thierischen Umarmung. Sie erfolgte nach dem Instinkt, nach einem Triebe, wodurch grade, wie beim Thiere, die Natur ein, von ihr aufgestelltes, allgemeines Gesetz vollzogen wissen wollte. Der Instinkt wird schon sinnliche Neigung beim rohen Concubinat und sittliche Liebe zuletzt im gesteigerten Culturverhältnisse der menschlichen Gesellschaft. Dann ist der bloß sinnliche Instinkt durch eine Reihe geistiger Vorstellungen, die auf Gemüth und Verstand zurück wirken, nachdem sie von diesen zuerst ausgegangen sind, in den Hintergrund verdrängt, und tritt nur dann urplötzlich wieder hervor, wann moralische Kraft und intelligente Thätigkeit in Schlummer sinken.

Der rohe Naturmensch, oder, wir sagen besser, der Wilde ist instinktartig bei Verwundungen oder Krankheiten zum Gebrauch gewisser Harze, Pflanzen oder Pflanzenprodukte getrieben, die ihm eine Ergründung ihrer chemischen Bestandtheile, oder tieferes Studium der Natur, schwerlich an die Hand gegeben haben kann. Der Wilde, welcher ein solches Mittel zuerst gebrauchte, hat gewiß keine andre Anleitung gehabt, wie ein dunkles körperliches Gefühl des Verlangens nach diesem Mittel. Die Natur selbst hat ihn geführt. So wie der Verstand höhere Ausbildung erreicht, leitet er den

Menschen und die unmittelbare Vormundschaft der Natur hört auf.

Die menschliche Natur hat eine generelle Bestimmung zum Universum erhalten, die sie aber nur successiv zu umfassen befähigt wird. Sie geht von einer, der Thierheit nah verwandten Stufe, zum Adelstande des Vernunftwesens hinauf. Der früher sie leitende, beschränkte Instinkt kann in seiner Einseitigkeit unmöglich den millionenfachen Richtungen ihrer höhern geistigen Thätigkeiten mehr genügen; sie muß sich selbst bestimmen können, und die, neben dem Instinkte, in ihr erwachende, intelligente Kraft macht nun jenen fast unkennbar und hebt größtentheils seine Einwürkung auf.

Das Thier dagegen hat keine universelle Bestimmung, wie der Mensch, sondern eine, durch feste, ewig unwandelbare Schranken, bedungene, einseitige. Das Daseyn einer Spinne beschränkt sich, außer der, für alle Geschöpfe geltenden, Fortpflanzung, lediglich darauf, ein Netz zu weben, und darin, zur Erhaltung ihres Lebens, Insekten zu fangen. Daß sie zu dieser Bestimmung lediglich durch den Instinkt hingezogen werde, ist nicht zu bezweifeln, wohl aber sehr, daß sie, bei Erfüllung dieser Bestimmung, ohne den Grad von selbstthätigem Verstande zu Werke gehe, der in der, ihr vom Schöpfer gemachten, Aufgabe ihres beschränkten Lebens liegt. So bei allen Thieren. Bei dem Hunde, als dem Begleiter und Freunde des Menschen, muß, wenn er seine Bestimmung nicht verfehlen soll, der thierische Verstand schon einen hohen Grad erreicht haben, oder er taugt zum Gesellschafter des Menschen nicht, denn er soll mit ihm jagen, das Haus bewachen, die Heerden

hüten, sein Reisegefährte seyn, alles mit mehr oder weniger Dienstleistungen, deren glückliche, nach offenbar eignen Combinationen vollzogene, Ausführungen uns in Erstaunen setzen, und den alten Wahn, nur im Menschen sey lauter Verstand, im Thiere nur lauter Instinkt, als eine Lästerung anklagen.

Wie in der Menschenwelt sich das größere oder mindere Maaß intelligenter Kräfte bei den einzelnen Individuen deutlich genug offenbart, so geht gewiß eine Stufenleiter von Verstandesfähigkeiten durch die Geschlechter des Thierreichs; ja, in einem und demselben Geschlechte sind die Abstufungen dieser Fähigkeiten oft auffallend groß. Anzunehmen ist nun zwar, daß jede Gattung für ihre Bestimmung hinlänglich mit Verstand ausgerüstet ist; allein was soll man von den Abstufungen des Grades von Verstand bei einem und demselben Geschlechte sagen? und erscheint nicht oft ein Hund gegen den andern, in seiner Klugheit gemessen, wie ein Tölpel gegen ein Genie? Könnten diese Grade combinirenden Verstandes in einer und derselben Gattung sichtbar werden, wenn sie nur vom Instinkt geleitet würde? Der Instinkt kann sich ja nur in der unfreiwilligen, durch den bloß unbewußten Trieb für ein allgemeines Gesetz thätigen, Lebensäußerung darthun, und schließt jede andre, für den besondern Fall eigens combinirte, Handlungsweise aus.

Wären wir nicht berechtigt, nach tausendfachen Erfahrungen, folgende Sätze hypothetisch aufzustellen?

1) Alle Ausführungen der Naturzwecke in der Thierwelt sind Resultate des Instinkts.

2) Aber die Art und Weise, wie sie ausgeführt werden, ist den eignen Combinationen der Thierwelt überlassen.

3) Diese Combinationsfähigkeiten reichen wesentlich aber, und in der Regel, nicht über diejenige Sphäre jeder Thiergattung hinaus, die ihr, in dem großen Haushalte der Schöpfung, innerhalb der Schranken ihrer einseitigen Bestimmung, gegeben ist.

4) Nur hier und da gehen, bei einzelnen Thieren in der Gattung, Handlungsäußerungen hervor, welche ein Streben besonderer Verstandes- und Combinationsfähigkeiten, über die gewöhnlichen Schranken der Gattung hinauszutreten, andeuten; ja man möchte sagen: wie die Natur bei einzelnen Individuen die abstrakte Idee des Menschenthums mitunter verfehlt (wann z. B. angeborner Blödsinn die intelligente Befähigung unter die gewöhnliche Grenze menschlichen Denkvermögens hinabsinken läßt), so erhebt sie manches thierische Individuum über den Kreis, der im Allgemeinen für dessen Gattung gezogen ist, und schafft ein Exemplar, dessen Seelenvermögen höher steht, als es das Gesetz seiner Bestimmung in abstracto verlangt.

5) Alle Combinationen des thierischen Verstandes bewegen sich jedoch nur in einer sinnlichen Peripherie oder beziehen sich auf ein äußeres Gefühl. Die Dankbarkeit des Löwen, die Treue und Anhänglichkeit des Hundes (letztere sind überhaupt nur Instinkt) stützen sich nicht, wie beim Menschen, auf einen Vernunftausspruch, oder eine sittliche Empfindung, sondern auf irgend eine körperliche Behäglichkeit, gegründet auf eine Erfahrung, die dem thierischen Instinkte entweder, oder

auch seinem thierischen Combinationsvermögen, für die physische Existenz wohlthätig zusprach. Mit dem Haß der Thiere ist es, umgekehrt, eben so.

6) Alle Vorstellungen der Thiere gründen sich lediglich auf äußere Eindrücke und Anschauungen, nach denen sie zu combiniren fähig sind; eine geistige Thätigkeit für die innere Welt ihnen beizulegen, sind wir nicht berechtigt. Sie bedürfen daher in dem engen Kreise ihrer Bestimmung einer Sprache, wie sie der Mensch hat — das heißt einer artikulirten, aus dem geistigen Leben hervorgegangenen und in dasselbe zurückgehenden, die freilich nur immer mit Bezeichnung des Grobsinnlichen anheben, und nur successiv, bis zur höchsten Abstraktion, sich ausbilden konnte — durchaus nicht. Weil wir aber ihre Thiersprache nicht verstehen, sind wir in den Irrthum verfallen, ihren Instinkt und ihren Verstand für identisch zu erklären, und wenn wir, wie bei den Ameisen z. B. gar keinen Laut für ihre Combinationen und Gefühle zu vernehmen im Stande sind, werden wir noch nicht berechtigt, alles geistige Prinzip, das sich, nach seinen zusammenhangenden, wohl combinirten Resultaten, doch unläugbar in ihren Thätigkeiten darstellt, darum fortzuläugnen und als bloße Mechanik der Natur zu erklären, weil wir kein Auge oder noch feinern Sinn haben, in das Innere dieses Insektenlebens zu dringen.

7) Weil alle thierische Combinationen sich nur auf die äußere Natur beziehen, haben die Thiere zwar Verstand, aber nicht Vernunft. Durch d i e s e wird nur der Mensch befähigt, sich selbst zu objectiviren, das heißt: er kann sich in eine Duplicität seines Ichs, wo er sich selbst anschauendes Subject und angeschautes Object zugleich wird,

spalten; und da nur die Vernunft sich vor sich selbst hinzustellen und zu prüfen und zu durchschauen vermag, so liegt in diesem Vermögen die alleinige Möglichkeit und Bedingung zu seiner sittlichen Natur. Ohne diese geistige Kraft würde jede sittliche Zurechnung Widerspruch seyn.

Die Katze, die den Lieblingsvogel ihres Herrn erwürgt, handelt bloß nach Instinkt, der indessen auch bei Thieren sehr unterdrückt werden kann. Wenn diese Katze indessen sich auf Tage unsichtbar macht, so wolle man es nicht einem Grunde beilegen, der mit unsrer Gewissensfurcht Aehnlichkeit hat. Es ist bei diesem klugen Thiere zwar eine Furcht vor den Folgen vorhanden, aber es ist nicht eine Furcht vor den Folgen des Unrechts, als vielmehr vor den Folgen der That, die sie, nach ihren Erfahrungen und ihrem Aufenthalt im Hause, zu ermessen Klugheit genug besitzt. Der Hund, der kein Brod fressen mag, zieht sich auch, ohne ein Unrecht gethan zu haben, weil er die Folgen combinirt, furchtsam zurück.

Welche Aufschlüsse würden wir erhalten, wenn es uns vergönnt wäre, auch bei einem untergeordneten Thiere in die Tiefe des geistigen Lebens unterzutauchen, um die Wunder anzustaunen, die die schaffende Kraft durch alle Organisationen ausgestreut hat!

IV.

Mechanische Kunst.

(Eingesandt vom Großh. Hessisch. Medizinalcollegiums-Präsidenten Herrn Dr. Wittmann, Mitgliede des Vereins.)

Der geschickte hiesige Uhrmacher und Mechaniker Herr Engelbert Hillerich fährt mit rühmlichem Eifer fort, seine Talente durch Verfertigung physikalischer Instrumente zu beschäftigen, und läßt sich durch keine Hindernisse abschrecken, neue Produkte seines mechanischen Kunstsinnes zu liefern.

Es ist bereits öffentlich davon Erwähnung geschehen, daß er in dem Mainzer Literatur- und Kunstvereine ein Tellurium nach eigener Erfindung aufgestellt hat. In demselben läuft, mittelst einfacher Mechanik, ein Sitow'scher Globus von drei Zoll im Durchmesser, nach den Richtungen der Ekliptik durch die Erdbahn, um die in der Mitte angebrachte Sonne, wodurch die Bewegung der Erde um ihre eigene Axe und um die Sonne anschaulich dargestellt, und sowohl die Solstitialpunkte, als Aequinoxialpunkte genau bezeichnet sind. Auch ist an der Erde ein beweglicher Mond angebracht, der durch die ihm angehörigen Sternbilder seinen periodischen Lauf in der nördlichen und südlichen Hemisphäre regelmäßig zurücklegt. Dieses Tellurium ist äußerst nett und klar gearbeitet, und ganz vorzüglich zum demonstrativen Unterrichte für Anfänger geeignet, weßwegen es sich als ein sehr brauchbares Instrument für Gymnasien empfehlen dürfte.

Auf Angabe und unter Leitung einiger hiesigen Herrn Aerzte wurden in der letzten Zeit mehrere Gehör-

franke mit dem Elektromagnetikon sehr glücklich behandelt, wovon in der Folge nähere Nachricht wird gegeben werden. Auch fährt Herr Hillerich fort, seine bekannten galvanischen Platten zum ärztlichen Gebrauche in Nervenleiden zu verfertigen.

Die Versuche des Herrn v. Yelin über den Thermomagnetismus, woraus hervorging, daß alle Metalle ohne Ausnahme, sobald sie an zwei Seiten ungleichen Temperaturgraden ausgesetzt werden, Magnetomotoren werden, veranlaßten unsern mechanischen Künstler, ein sehr niedliches Instrument der Art, insbesondere für die ärztliche Behandlung von Augenkranken, zu verfertigen, welches er unlängst, als das neueste Werk seines Fleißes, in dem Lokal des Vereines aufstellte. Diese Maschine begreift einen Magnetomotor, aus mehreren kleinen Zilindern von Zink, Wismuth, Spießglanz mit Metallansätzen verfertigt, welche Zilinder seitwärts mittelst einer kleinen Weingeistlampe einseitig erwärmt, alsbald ihre magnetische Kräfte äußern, die man durch eine, in der Nähe zweckmäßig angebrachte, Magnetnadel ermessen kann. Mit diesem Magnetomotor ist, auf dem nämlichen hohlen Postamente, ein Voltaischer Apparat von zwölf hohlen Zilindern und zweiundzwanzig Plattenpaaren, welche letztere in der Höhlung des Postamentes versteckt liegen, in der Absicht angebracht, um den Magnetismus mit dem Galvanismus zu vereinigen. Durch den Zutritt einer kleinen Leidner Flasche kann man endlich die drei großen homogenen Kräfte der Natur, Electricität, Galvanism und Magnetism, mittelst der sehr zweckmäßig angebrachten Leitungsdrähte des ganzen Instrumentes (welche in zwei Hauptleiter auslaufen, deren Endigung

mit Augendeckelähnlichen Platten versehen sind) nach einer von dem Arzte zu bestimmenden Methode (versteht sich nur in den dazu geeigneten Augenleiden) in das Innere des Auges vereint einströmen lassen. Bis jetzt sind mit diesem Instrumente noch keine augenärztliche Versuche gemacht worden, und können dieselbe auch nur unter der vorsichtigsten Anleitung eines Sachverständigen ihren Anfang nehmen, wozu eintretenden Falls sehr zu ermuntern wäre.

Herr Hillerich dürfte noch manches Schöne und Nützliche der Art zu Stande bringen, wenn er, unter Angabe und Anleitung eines großen Physikers, etwa auf einer Akademie oder hohen Schule arbeiten, und seine mechanischen Talente, ohne sich selbst mühsam überlassen zu seyn, auf eine leichtere Art mit den neuesten theoretischen Ansichten praktisch vereinigen könnte.

V.

Auszüge aus den Briefen der reisenden Mainzer Künstler Scholl und Geyer.

München, den 23. October.

Ich traf hier einen jungen Bildhauer an, Namens Bandel, welcher eben mit einigen Figuren beschäftigt ist, die sich durch schöngedachte Anordnung und vortreffliche Ausführung in den Gewändern vor allen andern Werken hiesiger Künstler auszeichnen. Das eine stellt die sitzende Charitas vor, welche ein Kind herzt, die

wahre personificirte Mutterliebe, welche nur im Kinde lebt und webt, und in seiner Freude sich freut; das andere eine kniende oder vielmehr niederkauernde Figur, Gretchen*), aus Göthe's Faust, wie sie die Sternblume in der Hand hält und voll naiver Unschuld fragt: « liebt er mich, liebt er mich nicht?» Die lieblichste Schönheit ist in der zarten Figur ausgedrückt.

Conr. Eberhard, Professor der Plastik, ist ein köstlicher Mann, der Euch in Mainz sehr liebt, und die Blätter von dort gerne lies't. Ich sah das Modell Dürers, welches im Mainzer Kunstverein von Schäffer gestochen hängt, und wovon uns die schwache Nachbildung schon einen sehr guten Begriff giebt; es ist höchst einfach und stellt uns recht den treuherzigen Sinn des Mannes dar und seine rüstige Werkthätigkeit. Auf der Ausstellung, welche eben statt findet, sind von dem braven Meister die Apostel Petrus und Paulus und eine hocherhobene Arbeit: Christus auf einem von den Symbolen der vier Evangelisten getragenen Throne, zu den Seiten Maria und Johannes der Täufer;

*) Ueberhaupt scheint sich der neuere Geschmack wieder auf solche naive Vorstellungen, ja selbst romantische zu wenden, wie auch neulich im Kunstblatte bemerkt wurde, und darin finden wir im Alterthum schon den Vorgang. Ein Knabe, der Feuer anbläs't, von Lykon, ein Diskuswerfer, Figuren aus den Komödien sogar, kommen zum Theil noch in Bildwerken vor. Daß freilich solche blos dem Leben nachgebildete Darstellungen nicht die Idealität einer Figur zulassen, woran irgend eine große Idee geknüpft ist, versteht sich von selbst, wenn gleich die Bildung in Hinsicht der Form schön und selbst ideal genannt werden kann. Die in einer Figur ausgedrückte abstrakte Idee giebt einem Kunstwerke den Rang. Br.

im eigentlich altchristlichen, ich möchte sagen, byzantinischen Geschmack. Diese Modelle in Gyps sind zur Ausführung für das Portal der Allerheiligenkapelle an der königlichen Residenz bestimmt. Noch mehr als im Großen besteht Eberhards Stärke in kleinern Reliefs, worin er die Ilias so schön bearbeitet hat, auch in Madonnen, und Heiligenbildern überhaupt, die er mit seinem Bruder, der mit ihm Ein Geist und Eine Seele ist, bearbeitet. Rauchs Modell des Königes Maximilian von zwölf Fuß Höhe, sitzend, war früher ausgestellt, und ich bedauere sehr, es nicht gesehen zu haben. Man sagte mir aber, es seyen von einer Akademie-Commission hier und dort noch Mängel daran befunden worden, zu deren Abhülfe der Meister schreiten müsse, da er für die Summe von 60,000 fl., welche er für diese Statue und die vier Figuren an dem Postament erhält, allerdings das ihm Möglichvollkommene zu leisten, gegen den König, der ihm solche wirklich königlichen Aufträge gab, verpflichtet ist. Bei der Ausstellung waren eine felicitas publica, Bavaria, drei Bildnisse nach dem Leben, und endlich eine kleine Bildnißstatue, Göthe, nach dem Leben. Dies letztere Modell ist voll hohen Geistes und Charakters; er hält die Hände auf dem Rücken und tritt uns entgegen. Von dem verstorbenen Bildhauer Johann Haller machte das für die Glyptothek bestimmte Gipsmodell des Phidias auf mich einen ergreifenden Eindruck; er ist wie in dem Gedicht: «der Tod des Phidias» dargestellt; er steht sinnend, mit untergeschlagenen Armen, in der einen Hand Meißel und Schlägel, halb in ein Gewand gehüllt, auf dem linken Fuß vorschreitend;

zur Rechten sein Jupiter Olympius. Ausdruck und Form ist tief gedacht und großartig. Ludwig Schwanenthaler*), aus München, hat zwei Darstellungen aus der Ilias geliefert; die Schlacht am Xanthus nach dem einundzwanzigsten Gesang, wo Achilles vom Flußgott Skamandros verfolgt wird, und Hefästos auf Bitten der Here abläßt, den Simois zu ängstigen. Dann nach dem fünfzehnten Gesang den Schiffskampf; zwei mythologische Vorstellungen, eins Semele, sterbend beim Anblicke des ihr erscheinenden Zeus, und Bacchus den nysäischen Nymphen durch Ino übergeben; Bacchus von den tyrrhenischen Seeräubern

---

*) Sehr rühmlich wird auch der von Hrn. Scholl erwähnten Arbeiten dieses Künstlers im Kunstblatt Nr. 2 (7. Jan.) gedacht, und von dem Basrelief, den Schiffskampf vorstellend, Umriß und Beschreibung gegeben. Wir bemerken in diesem Werke, was wir aber keineswegs dem Künstler zum Nachtheile sagen wollen, eine gewisse Benutzung von Antiken sowohl, als besonders auch einiger Ideen von Flaxman, worin dieser engländische Künstler wirklich ein gutes Muster gab; doch herrscht im Ganzen eine Lebendigkeit, die für selbsterzeugende Genialität günstig spricht. Nur den Apollo hinter Hektor finden wir nicht glücklich gedacht für das Schweben, sondern er erregt die Idee eines Fallenden, den man, wie es mit dem lustigen Rathe manchmal geschieht, an die Wand stellt und der immer wieder umfällt. Wozu auch hier der Gott? Hektor kämpfte ja diesmal aus Thorheit und eignem stolzen Rath und zum Verderben seines Volkes, da gehört Apollon nicht hin. Teukros, der den Pfeil aus dem Köcher ziehen will, scheint mir die lebendigste, mitten in der Handlung festgehaltene, und darum am meisten dichterisch gedachte Figur des Ganzen. Ajax als Hauptheld tritt wirklich zu sehr gegen ihn zurück. Br.

gefangen, die von ihm in Delphine verwandelt werden. Diese Compositionen sind voll Klarheit, Feuer und reicher Phantasie.

Johann Leebs Werkstätte habe ich ebenfalls besucht, und daselbst die Wiederholung des dem Grafen Schönborn zugehörigen schlafenden Amors in Reichardtshausen gesehen, welcher uns einen deutlichen Begriff von seiner ganzen Kunstweise giebt. Bei der Ausstellung war von ihm die Büste des berühmten Arztes Börhave, colossal, in cararischem Marmor für die Walhalla; ein Bildniß in Medaillon, in Slanders Marmor, und endlich ein Knabe auf einem Schwane reitend, zu einem Bronzeguß auf einem Brunnen. Auch Schwanenthaler hat das Modell eines Ritters, für einen Schloßbrunnen bestimmt, ausgestellt. Auf den Geschmack in öffentlichen Werken wird hier besonders hingearbeitet, und wirklich ist hier die Kunst ins Leben gerufen, und wirkt durch solche herrlichen Werke, wie die Fresken von Cornelius, die in einem sichern, ruhigen, meisterhaften Style von abwechselnden großen Erfindungen sind, gewiß auf die allgemeine Liebe und Kenntniß, auf die Richtung zu diesem edelsten Genusse, sehr vortheilhaft hin. Zugleich befeuern die trefflichsten Werke der antiken Plastik diesen Eifer fürs Studium des Idealen; die äginetischen Statuen, der liegende Sohn der Niobe, der barberinische Faun sind lauter Werke ersten Ranges. Es giebt keinen schönern Körper, als eben jenes Niobiden.

Was die Malerei betrifft, so wird es unsre Landsleute besonders interessiren, zu hören, daß man Lindenschmitts Arbeiten und den Fresken von Philipp

Foltz Gerechtigkeit widerfahren läßt, und dieselben sogar unter die besten in den Arkaden zählt. Stielers idealisirte Portraits von zehn Münchner Schönheiten machen furore *). Er zeigt sich überall als einen der größten Bildnißmaler, und die Portraits der Königin Therese von Baiern, im Ornat, ganze Figur in Lebensgröße; der Kaiserin von Brasilien und (wie denn die Sänger sich an die Höchsten reihen dürfen) das Brustbild Göthe's sind die sprechendsten Beweise dafür. Unter den historischen Bildern zeichnet sich Jakobs (aus Gotha, Sohn des bekannten Philologen, gegenwärtig in Frankfurt) Raub der Proserpina **) aus, das auch in Frankfurt viel Aufsehen machte, ohne einen Käufer zu finden. Unter den übrigen Kunstarten hat ein Bild von Peter Heß am meisten sich allgemeinen Beifall erworben. Der Vortrab des Grafen Pompey, wenige Dragoner und eine Compagnie Schützen, vom Oberlieutenant Hahn geführt, nimmt den von einem Bataillon Klebeck-Infanterie und zahlreichen Tiroler Schützen besetzten, durch einen Verhau verrammelten und von einer Kanone bestrichenen Engpaß des Bodenbühls an der Tiroler Gränze, den 2. Nov. 1805. Die Ausführung dieses Schlachtgemäldes geht bis ins Kleinste, und alles ist Leben und That. Die großartigen Kartons von Peter v. Cornelius (Direktor der

*) Ob dies Furore-machen der Copien den Originalen nicht schadet?

**) Dies Bild hat ein wirklich treffliches Machwerk, gute Zeichnung, in der Art der französischen Schule; aber doch sollen neuere Werke von Jakobs bei weitem dieses übertreffen, wie uns Kenner versicherten.

Akademie der bildenden Künste), theils für den Heldensaal der Glyptothek, theils für die Loggie (Zimmer) der Pinakothek (in welcher die Hauptbegebenheiten der Geschichte der Malerei arabeskenartig dargestellt werden sollen) sind Erscheinungen der Zeit, welche der Kunstgeschichte angehören; an Cornelius, den Michael Angelo der deutschen Kunst, reihen sich Julius Schnorr's sieben Oelskizzen nach dem Nibelungenliede, bestimmt zur Ausführung al fresco für einen Saal in der königlichen Residenz; Heinrich Heß'ens Kartons aus der biblischen Geschichte und Idealfiguren für die Freskogemälde in der Allerheiligenkapelle an der königlichen Residenz, und endlich Robert von Langers (Direktor des königl. Cabinets der Handzeichnungen) Kartons für den großen Empfangssaal im Pallast des Herzogs Maximilian von Baiern; die Nacht, Aurora, Herkules Aufnahme in den Olymp und Orpheus, der den Centauren Chiron im Wettkampfe besiegt: alle diese Werke geben einen Begriff, wie hier die Kunst großartig getrieben wird, und mit den erhabensten, eigentlich dramatischen Stoffen sich beschäftigt.

Rom, den 10. Dezember 1829.

Vierzehn Tage sind wir jetzt hier. So schön es in Florenz war, so mußten wir auf unsrer Reise über den Apenninus dafür büßen. Wir hatten gleich am ersten Tage Schnee und starken Wind, welcher im Gebirg oft die Wagen umwirft, so daß zum Schutze an den gefährlichsten Orten eine Mauer von Quadern aufgeführt ist. Die Kälte stieg am Trasimener See bis zu fünfzehn Graden. Abends machten wir ein tüchtiges Kaminfeuer und alles war wieder gut. Acht Tage dauerte die Reise.

Wir besuchten zu Assisi die Capelle des heil. Franziskus, Portiuncula genannt, und sahen bei Terni den Sturz des Velino, der bei 300 Fuß hoch herabfällt, und dann noch dreimal über ungeheure Felsstücke, in einem Thale, wo alles voll Lorbeern, Cypressen und Pinien steht, fortläuft. Unsere Reisegesellschaft im Cabriolet bestand aus einer Pariser Malerin, einem Maler, einem Mediciner und einem römischen Musikcomponisten; dazu kam ich, der Bildhauer, und Geyer, der Architekt. Beim Herabsteigen vom Apennin fanden wir in Rom alles warm und grün; doch wechselt Regen mit einzelnen schönen Tagen ab. Wir haben ein recht schönes Logis, ein Schlaf- und zwei Arbeitszimmer, sind bei braven, aber, leider! sehr alten Jungfern einquartirt, welche für unsre kleinsten Bedürfnisse sorgen. Diese Wohnung liegt im gesundesten Theile der Stadt, wo viele deutsche Künstler sich aufhalten, auf dem **Monte Pincio via della Purificazione Nr. 18.** — Ich habe die Geburt Christi mit einem anbetenden Engel zu modelliren angefangen. Geht es nicht mehr, so eilt man in das Studium eines Bildhauers, zu Thorwaldsen und erholt sich Raths. Man kann in alle Werkstätten frei eingehen, sie sind alle öffentlich. So ist man in einem ewigen Treiben, Schaffen, Anschauen und Lernen. Abends spiele ich Guitarre bis zum Nachtessen, wobei Künstler aller Art zusammen kommen.

Rom den 16. Februar 1830.

Unser Winter ist nun, Gott sei Dank! vorüber. Es regnete noch den ganzen Februar ohne Aufhören; der Schnee fiel oft so dicht, daß wir uns ins Caffeehaus setzten, wo man beinahe am Mittage Licht brauchte,

während es einigemal dabei blitzte und donnerte, daß man der Welt Ende nahe glaubte, im Augenblick als es schneiete; doch saßen wir hier noch gut gegen die andern Theile Italiens, wo viele Leute erfroren, und der Schnee zu Mannshöhe lag, im Neapolitanischen selbst die Wölfe vor Hunger herbeikamen und Unheil anrichteten, wie ich in der Zeitung lese. Alles sprach Jesu Madonna! vor Angst und Schrecken, über das Unerhörte, denn die armen Leute in der Campagna wohnen in Strohhütten und haben weder Fenster noch Thüre; doch geht es jetzt um so besser. Ich bin an Leib und Seele gesund! und daß Ihr es seid und das Liebe, das Du mir von den Kindern schreibst, erhöht alles noch viel mehr bei mir.

Am 7. Februar merkte ich den rechten Wind (der muß nämlich aus Deutschland kommen), miethete mit einem Freunde einen Wagen und wir fuhren nach dem achtzehn Miglien weiten Tivoli. Ich will versuchen, einen Sonnenuntergang aus diesem Paradiese zu schildern. Am Monument der Familie Plancia verläßt man die öde Campagna und steigt die Berge Tivolis hinan, nachdem man vorher an einem schwefelartig stinkenden Wasser vorbeigekommen, welches ganz milchweiß aussieht und der Abfluß des Sees Solfatara ist, es riecht wie unser Schwefelwasser und verpestet weit umher die Gegend. Ein schöner Wald von Oelbäumen nahm uns, bergaufsteigend, in seinen Schutz. Die Strahlen der sinkenden Sonne brachen hie und da durch die Lücken der Bäume und vergoldeten mit wunderbarer Pracht einzelne Stämme, und das frische Grün des Grases, welches hier immer grünt, mit einem Glanze

der Farbenpracht, wie man sie bei uns nimmer sieht. Rein war der Himmel in herrliches Blau gekleidet und heiter die Luft. Auf einer Höhe des Berges angekommen, genossen wir das Schauspiel der untergehenden Sonne, wie man es nur hier unter diesem Himmel sieht. Im Vorgrunde die Olivenbäume mit ihrem zarten Grün, breite Schattenmassen bildend, hie und da durch das Gold der glühenden Sonne aufgeblickt. Der Mittelgrund, die von nichts unterbrochene achtzehn Miglien lange Campagna, in rothviolettem zitternden Dufte schwimmend, hie und da durch kleine Seen, die sich von dem so lange Zeit gefallenen Regen gebildet hatten, wie mit Sternen durchsäet; in der Ferne Roms sanfte Hügel mit dem Dome St. Peters, etwas zur Linken das Meer in unbeschreiblichem Glanze; darüber nun die glühendgoldene Sonne, gleichsam jubilirend und triumphirend über ihr vollbrachtes schönes Tagewerk, immer mehr und mehr sinkend Die Schatten wurden länger und undeutlicher; der violette Duft zog sich langsam nach der Ferne; glühender und immer glühender sank die Königin des Tags, bis sie sich am fernen Horizont mit dem Meere gleichsam vermälte, und wie eine erröthende Braut zuletzt in die Arme ihres Bräutigams sank. Feuer war am zitternden Himmel, und man glaubte gar nicht mehr auf der Erde zu seyn bei solchem Schauspiele der Natur. Allmählich vermischten sich die Schatten und Fernen, bis sich zuletzt Alles in ein einfaches unendliches Grau*) verwandelte, und eine

*) Das fühlte auch Virgil in dem Verse: Ruit oceano nox, Involvens *umbra magna* terramque polumque. Aen. II. v. 251.

Ruhe, die ich ungeheuer nennen möchte, sich über das ganze Bild legte; denn es wird hier schnell Nacht, wenn die Sonne unter ist. Wir zogen in Tivoli ein, und im Wirthshause, wo wir abstiegen, empfing uns der volle Mond von der andern Seite und beleuchtete den großen Wasserfall des Anio, der gerade vor unsern Fenstern herabstürzt, in eine ungeheure Kluft, wo er sich zum Theil einen unterirdischen Weg durch Felsen gebrochen und tief unten (im Garten unserer Locanda kommt man dahin) in der sogenannten Neptunsgrotte hervorras't. Ich stieg Abends mit einem Engländer hinunter; wir ließen Feuer machen, um diese Naturscene in ihrer grausigen Pracht zu genießen. Stelle Dir ein tiefes Thal vor, etwa noch einmal so tief als unser Dom, unten ganz enge, wo von einer Seite (der linken) der Strom, ungefähr so breit wie die Nahe bei Bingen, in ein ungeheuer ausgewühltes Loch stürzt, über eine senkrechte Felsenwand, mit einem Geheul, Gedonner und Gezisch, daß die Felsen dröhnen, berghoch das zu Schaum geschlagene Wasser wieder von sich werfend; rechts ein furchtbarer Bogen von Felsen, wo man hindurchsieht und der andere Theil des Wassers in noch rasenderm Lärm aus einem Felsenloch heraustobt. Dies nun in der Nacht, beleuchtet vom Feuer, zu sehen! Myriaden Sterne flimmern in der Luft und man taumelt betäubt, aber auch hautnaß, hinweg, weil der Anblick das Innerste erschüttert. Wir stiegen hinauf, trockneten uns am Caminfeuer und tranken Eure Gesundheit mit Orvieto, wo jeder mit anstieß. So giebts noch zwei Wasserfälle, einer malerischer als der andere. Und die schöne Villa D'Este, mit ihren Pinien und Cypressen, — mündlich

mehr davon, man beschreibt, und es bleibt alles doch kaum ein Schattenriß. — —

Weiter beschreibt unser Freund den römischen Carneval in einem sehr lebendigen Ueberblick. Am 23. Febr. wollte er mit fünf Andern nach Neapel gehen, um zugleich Pompeji, Herkulanum und den Vesuv zu sehen, dann nach 3 Wochen zurückkehren und von Rom den 1. April abreisen, um über Venedig, Mailand und den Gotthard und Splüggen das Heimathland wieder aufzusuchen. Vom 7. März schrieb er von Neapel, daß er den Zweck seiner Reise vollkommen erreicht.

VI.

Literarische Bemerkung.

Herr Heinrich von Keller, Mitglied der römischen Akademie der Alterthümer, hat das Verzeichniß sämmtlicher Künstler bekannt gemacht, die sich zur Zeit in Rom aufhalten.

Die Zahl der Nichtitaliäner ist sehr bedeutend. Wir geben hier nur jene für die Malerei, für die Bildhauerei und für die Baukunst, ohne die Zöglinge mitzubegreifen, die Pensionen genießen und keine offene Werkstätte haben; stören uns übrigens auch nicht dadurch, daß Hr. H. v. Keller die Aufstellung weder nach den Staaten noch den Ländern und Provinzen, noch nach den Sprachen oder Nationen durchaus folgerecht gemacht, sondern seine Abtheilungen ziemlich willkührlich durcheinander geworfen hat, wie das Folgende darthut. Es befinden sich nämlich zu Rom

I. Maler.

8 Engländer, 3 Oesterreicher, 5 Baiern, 3 Böhmen, 9 Dänen, 1 Dantziger, 2 Schottländer, 3 Spanier, 4 Flamänder, 6 Franzosen, 2 Holländer, 1 Holsteiner, 1 Ungar, 1 Lübeker, 1 Malteser, ein Mexicaner, 1 Peruaner, 3 Polen, 4 Portugiesen, 20 Preußen, 1 Russe, 7 Sachsen, 1 Schwede, 9 Schweizer, 1 Thüringer, 2 Tiroler, 1 Würtemberger, zusammen 101.

Macht man hiervon einen Auszug nach den Sprachen, was bei Kunst- und Literaturgegenständen vielleicht die angemessenste Classificationsmethode seyn möchte, indem der Geist und die Kultur einer Sprache viel einflußreicher auf die Thätigkeiten des Gemüths und der Intelligenz einwürken, als die so wandelbaren politisch-geographischen Abgrenzungen, so ergiebt sich, daß unter diesen 101 Malern

von der deutschen Zunge 3 Oesterreicher, 5 Baiern, 1 Dantziger, 1 Holsteiner, 1 Lübeker, 20 Preußen, 7 Sachsen, 1 Thüringer, 2 Tiroler und 1 Würtemberger, in Summa 42, und rechnet man von den 9 Schweizern den dritten Theil aus der deutschen Schweiz hinzu, sogar 45 Individuen — also beinahe die Hälfte der Gesammtheit — gezählt werden, von denen wiederum fast die Hälfte — nämlich 20 Preußen, 1 Dantziger und ein Thüringer, also 22 — dem Preußischen Staate zugehört.

II. Bildhauer.

8 Engländer, 1 Badener, 1 Kurländer, 2 Dänen, 1 Spanier, 2 Flamänder, 2 Franzosen, 1 Mecklenburger, 1 Pole, 2 Preußen, 1 Russe, 2 Sachsen, 1 Schlesier, 2 Schweden, 2 Schweizer, 1 Tiroler, 1 Würtemberger — in Summa 31, von denen wiederum mehr als ein Drittheil der deutschen Zunge angehört, nämlich 1 Badener, 1 Kurländer, 1 Meklenburger, 2 Preußen, 2 Sachsen, 1 Schlesier, ein Tiroler, 1 Würtemberger und — wir wollen von den beiden Schweizern nur einen rechnen — 1 Schweizer, also überhaupt 11.

III. Architekten.

1 Däne, 1 Russe, 1 Sachse, 3 Schweizer, 2 Würtemberger, zusammen 8, von denen wiederum die Hälfte, als zur deutschen Zunge gehörig, gerechnet werden kann.

Wenn die Achtung des Auslandes für deutschen Geist in Kunst- und Literaturbestrebungen merklich steigt, so darf man bei Resultaten der Art, wie sie obige Zahlverhältnisse für das artistische Studium zu Rom, hinsichtlich der Ausländer, ergeben, nichts anders erwarten, besonders muß den Römern selbst die sonstige geistesfreie Bildung der Deutschen, die sie schon nach der alten Weltstadt bringen, mit den bloß nationellen Ansichten so mancher andrer Fremden — die im praktischen Leben sehr ehrenwerth seyn mögen, aber dem universellen Verkehr des geistigen Lebens offenbar häufig so schroff in den Weg treten, und durch ihre Befangenheit den Aufflug ins Reich des wahrhaft Schönen lähmen, das keiner Nation, sondern der Menschheit zugehört — in recht grellem Contraste erscheinen.

Wenn die Engländer sich Villen erbauen oder kaufen, prächtige Gärten zur Schau stellen und Kunstschätze anhäufen, die Franzosen die Herrschaft in den Cercles ausüben, den gesellschaftlichen Ton angeben und mit dem Selbstgefühl der großen Nation die Conversation an sich reißen, trägt der deutsche Kunstfleiß still und mit reichem Gemüthe die schönen Ernten zusammen, und geht mit Ideen geschwängert nach Hause, wo der nationelle Dünkel bloß mit Ansichten aufgebläht zurückkehrt, die weder durch die großen Denkmäler des Alterthums, noch die erhabnen Belehrungen aus Michael Angelos, Raphaels, Titians, Corregios Jahrhunderte aus dem längst zerfahrnen Gleise zu heben sind. Was der Deutsche an politischer Nationalität abgeben muß, hat ihm das Alles ausgleichende Geschick an ideeller Individualität ersetzt, und die geistigen Folgen davon müssen denn endlich auch auswärts bemerkbar werden.

Vereinsbericht.

№ 1. Januar, Februar und März. 1830.

Vorlesungen.

Am 8. Hr. Dr. Köchy trug ein dramatisches Gedicht: «Die Frühlingsweihe» vor, welches bestimmt war, die Reihe der Vorstellungen unter Leitung des Directors Hrn. Haake zu eröffnen. Am 15. u. 22. hielt Hr. Schaab zwei Vorlesungen über die Urgeschichte von Mainz, welche er den Jahresblättern des Vereins die Gefälligkeit hatte zum Drucke zu übergeben. Sie machen nach dem großen umfassenden Werke, woran Hr. Richter Schaab seit Jahren gearbeitet, und so viel urkundlich Bestätigtes über Mainz zusammengestellt hat, daß es für diese Stadt höchst schätzbar ist, begierig. Am 29. wurde in einer Generalversammlung durch den zeitigen Präsidenten Hrn. v. Ritter, über innere Angelegenheiten des Vereins und dessen Förderung manche Aufklärung gegeben und Vorschläge besprochen, worunter besonders auch die Begründung der Quartalblätter des Vereins gehört und die Bedingungen, unter denen dieselben ins Leben treten sollten, welche später Hr. Intendanturrath Löst als Einleitung zu dem ersten Quartalheft, welches 4 1/2 bis 5 Bogen enthalten und Anfang April erscheinen soll, näher bekannt machen wird. Auch wurden die Aufträge bestimmt, welche in diesem Jahre an einheimische Künstler zu Erfindungen, worin sie ihr Genie und ihre bisher erworbene technische Fertigkeit vor ihren Mitbürgern, sich selbst zur Ehre und Empfeh-

lung, zeigen können, sollen ertheilt werden. Die Wahl fiel dieses Jahr auf den Historienmaler Wilhelm Lindenschmitt, Schüler von Cornelius in München, dessen Wahl man einen Gegenstand aus der Mainzer Geschichte überließ; und auf Carl Seeger, Landschaftsmaler, gleichfalls in München, Schüler unsers Hrn. Catoir, Wagenbauer und jetzt der Natur.

Am 5. Febr. wurde der Beschluß gefaßt, zur Unterstützung der durch die ungewöhnliche Strenge des Winters Nothleidenden, eine öffentliche Kunstausstellung von acht Tagen zu halten, welche auch, trotz der größten Schwierigkeiten, in kurzer Zeit durch den Eifer mehrerer Mitglieder zu Stande gebracht, das Wichtigste und Schönste im Kunstfache, was Mainz in Privatsammlungen enthält, den Blicken des Kenners und Kunstfreundes darstellte. Die Versammlung vom 12. mußte ebendeßhalb unterbleiben. Der Ertrag dieser zu so ungewöhnlicher Zeit gehaltenen Ausstellung entsprach auch vollkommen einer nicht zu hoch gesteigerten Erwartung, da 369 Gulden eingenommen und diese, nach Abzug der Kosten, welche wieder meist den Dürftigsten zuflossen, an die Central-Armenkasse abgeliefert wurden. Am 5. bemerken wir den Vortrag des Hrn. Intendanturrath Löst: über den Begriff der Wissenschaft, worin derselbe zeigte, wie diese entstanden und nach und nach von der Urwissenschaft sich deren einzelne Anwendungen als Arten entwickelten. Am 19. Febr. hielt Hr. Brühl, Prof. der Mathematik am hiesigen Gymnasium, einen Vortrag über die Kometen, und stellte insbesondere über den im Jahr 1832 zu erwartenden Ankömmling manche Betrachtungen und Belehrungen über seine wahrscheinliche Unschädlichkeit an. — Am 26. hielt Prof. Braun einen Vortrag über Raphael's Stanzen und verweilte insbesondere bei der Disputa und der Schule

von Athen. — Am 5. März hielt Hr. Prof. Baur einen charakterisirenden Vortrag über die im Jahr 1829 verstorbenen ausgezeichneten Männer, worunter er besonders Ad. Müllner heraushob, und über dessen Verdienste und Fehler ein sehr bestimmtes Urtheil motivirte. — Am 12. setzte Prof. Braun seinen Vortrag über die Stanzen Raphael's fort, und behandelte den Parnaß, den Heliodor und Attila. — An demselben Abend trug auch Hr. Intendanturrath Löst etwas über den Instinkt vor, und darauf wurde ein kunstreich eingerichtetes Faßmodell von dem Verfertiger Hrn. Kiefermeister Valentin Mees erklärt. — Am 19. wurde die Erklärung der Raphaelischen Stanzen fortgesetzt, und am 26. mit dem Saale Constantins, besonders dem Schlachtgemälde, beendigt.

Ausstellung von Kunstwerken.

Am 8. Febr. ein schöner Mondschein von Friedrich in Dresden, Aussicht auf eine Seestadt, von einer Gartenlaube aus gesehen, von sehr magischem Effect; ein kleines Seestück mit hochgehenden Wellen und geröthetem Morgenhimmel von Dahl, voll Natur, Wahrheit und Kunstfreiheit; eine kleine Landschaft von Dietrich, sämmtlich der Frau von Bremer angehörig. — Eine Landschaft von Hrn. Gräf in Mainz, Naturgegend mit schöner Ferne und wohlgehaltenen Baumgruppen. — Am 15. Asmannshausen, eine Rheinlandschaft von Hrn. Catoir; von welchem wir zugleich bei der öffentlichen Ausstellung eine Nahegegend wegen des Reichthums der darin zu einer klaren Uebersicht gebrachten Parthien, des Wassers und der Felsenmassen ausgezeichnet fanden. Eine Landschaft von C. Schneider von 1791 und zwei Mondscheingemälde von Wouters, der Frau Tesdorf geh. — Derselben zwei große Landschaften mit vieler

Staffage von Huet. Zwei Lebensbilder, Figuren in Landschaften von Welte, kühn und frei gemalt — Hrn. Catoir angeh. — Hr. Heinr. Memminger legte die ganze Folge der bekannten Van-Dyckischen Portraits, von Van-Dyck selbst, Pontius, Bolswert, Vorstermann gest. vor, und man erfreute sich ungemein der so verschiedenartigen Charaktere großer Männer, wie eines Waldstein, Gust. Adolph, Tilly u. A. Sechs Ansichten von Frankfurt und seiner nächsten Umgebung, nach Zeichnungen von Radl, Delkeskamp und Goldstein, lithographirt von Deroy, Bichebois und Courtray, im Verlag von C. Jügel zu Frankfurt, gehören unter die schönsten Arbeiten dieser Art. Auch das Bildniß der Cenci nach Guido Reni von Garavaglia, ist gewiß der beste Stich von allen bisher davon erschienenen. Mannheim bei Artaria. Ldpr. 5 fl. 30 kr. In Mailand bei Fontana, Riposo in Egitto Ruhe auf der Flucht, von Fioroni, Schüler von Longhi, bei der Preisbewerbung im Jahr 1829 gekrönt, ist nach einem Gemälde von Raphael in der Wiener Gallerie trefflich gestochen. Ldpr. 10 fl. — Am 10. Eine Schwarz-Kreidezeichnung, der todte Christus mit einem Engel nach Termicano von Deuker in Wiesbaden. Wir rathen vom Stiche dieses Blattes ab, indem der Character des Christus zu schwächlich ist. — Hr. Kaufmann, Sohn des ehemaligen Hofmalers unter den letzten Kurfürsten von Mainz, stellte eine Kreidezeichnung auf, welche beurkundet, daß er eine für den Unterricht sehr zweckmäßige und gefällige Methodik zu zeichnen besitzt und den Forderungen zu entsprechen vermag, die man billigerweise machen kann.

Quartalblätter

des

Vereines

für

Literatur und Kunst

zu

Mainz.

Erster Jahrgang 1830.

Zweites Heft.

April, Mai, Juni.

Mainz.

Gedruckt bei Florian Kupferberg.

1830.

I.

Topographische Gestaltung der Stadt Mainz und ihrer Umgebung. Von der frühesten Epoche bis in die neuesten Zeiten.

(Fortsetzung).

Noch ehe Drusus im Jahr 744 der St. R. und zehn Jahre vor Christi Geburt seine Legionen die Winterquartiere beziehen ließ und nach Rom ging, um dort die Ehren eines Triumphes und die Proconsulwürde zu erhalten, hatte er gegen die Katten, an den Ufern des Rheins, wie Dio Cassius erzählt 1), ein Kastell errichten lassen. Unstreitig ist es das nemliche, welches er, seinem Kastell **Moguntiacum** gegenüber, an dem rechten Rheinufer hatte anlegen lassen, und das dem, auf seinen Trümmern erbauten, Orte Kastel den Namen gegeben. Die allda in Menge aufgefundenen Grabsteine römischer Soldaten der vierzehnten Legion und die Münzen des August, überprägt mit dem Anfangsbuchstaben von Tibers Namen, sind davon urkundliche Beweise und thun zugleich dar, daß dieses Kastell bei Tibers Regierungsantritt schon gestanden habe. Es war hauptsächlich gegen die Katten errichtet, weil diese unter den germanischen Völkern, die den Kattenbund bildeten, die nächsten und

1) Rom. histor. Lib. LIIII. « Drusus vicissim iis contemtis castellum contra eos ad Lupiae et Alisonis fluviorum confluentes, aliudque in Cattis ad ipsum Rhenum exstruxerat.

gefürchtetsten waren. — Dieses Drusus=Kastell — **castellum Drusi** — war, wie die andern Kastelle, nach den Regeln des römischen Festungsbaues in Mauern und Thürmen, nur nach Größe und Umfang in kleinerem Maßstabe, wie die Hauptkastelle, erbauet. Es diente zugleich zum Brückenkopf der über den Rhein geschlagenen Schiffbrücke, und sicherte den Rheinübergang zu allen Zeiten. Durch dieses Kastell ließ Drusus die, aus der prätorischen Pforte des Mainzer Kastells über die Rheinbrücke gehende, Heerstraße bis an den kleinen Fluß Nida fortführen. Noch jetzt sieht man an manchen Orten die Spuren dieser gepflasterten Straße, die mit der heutigen Frankfurter Chaussée parallel, doch etwas näher gegen das Gebirge, fortläuft, und noch die Steinstraße heißt. Dort an der Nida, wo schon die Natur eine Vertheidigungslinie der Hauptfestung Maguntiacum vorzeichnet, ließ Drusus noch einige kleinere Kastelle anlegen, und sie, durch Verhaue, Gräben und Wälle, unter einander, bis an den Ausfluß der Nida in den Main, verbinden. Auf dem Taunus selbst, oder der heutigen Höhe bei Kronenberg, scheint, im Rücken der Vertheidigungslinie an der Nida, das bedeutendste dieser Kastelle von Drusus erbaut worden zu seyn; wenigstens sagt Tacitus 2), daß Germanicus, des Drusus Sohn, über die Reste des väterlichen Schutzwerkes auf dem Taunus ein Kastell errichtet habe. Diese Linie von Verschanzungen und Verhauen an der Nida sollte die erste Vertheidigungslinie der Festung Magon=

---

2) Annal. Lib. I. Cap. 56. « Posito castello super vestigia paterni praesidii in monte Tauno. »

tiacum seyn und sie gegen die plötzlichen Anfälle der Germanen sichern. Noch jetzt machen sie einen Theil des sogenannten römischen Pfahlgrabens — valli romani — aus.

Die Festung Magontiacum hatte, wie alle andere Kastelle am Rhein, keine ständigen Einwohner, sie war bei ihrem Entstehen das Hauptwinterlager der vierzehnten und zweiten Legion, nebst ihren Hülfstruppen. Nur vom Ende des zweiten Jahrhunderts an, findet man Votiv- und Grabsteine, die eine bürgerliche Einrichtung, ein römisches Municipium, voraussetzen. Aus den früheren Jahren kennt man nur Grabsteine der Legionen. Erst unter Trajan scheint der Grund zu der bürgerlichen Ansiedelung bei der Festung gelegt worden zu seyn. Dieser kluge Mann suchte Freunden und Feinden sich wohlthätig zu beweisen. Den Veteranen der Legionen gab er Ländereien in der Nähe der Festung, den Eingebornen und den Fremden erlaubte er, sich allda niederzulassen. Die Nähe und die Mauern der Festung dienten den Angesiedelten zum Schutz; die mannichfaltigen Bedürfnisse der großen Menge von Soldaten in der Festung sicherten den, mit Früchten und Weinen handelnden Germanen bei dieser Niederlassung große Vortheile. Wie im Mittelalter unter den hohen Mauern der Städte die Pfahlbürger und unter den Burgen die Colonen sich ansiedelten, so bauten sich unter den Mauern der römischen Kastelle einheimische und fremde Eingewanderte an. Diese Ansiedelungen unter den Mauern der Hauptkastelle wurden Städte, in der Folge mit Mauern eingeschlossen, durch Handel und Industrie ihrer Bewohner blühend, reich und mächtig; die, bei den kleinen Kastellen, an den

Grenzen aber, Dörfer — **vici.** — So entstand die bürgerliche Stadt Mainz — **municipium Moguntiacum** — auf der östlichen und nordöstlichen Seite des Kastells, den Berg herunter, bis in die Gegend der heutigen Augustiner= und Schustergasse. Aus der Art und Weise also, wie diese neue Munizipalstadt durch germanische Uebersiedelungen von jenseits des Rheins und durch römische Insassen entstand, mußten die Bewohner sich in zwei Gattungen theilen, nemlich in römische Bürger und eingewanderte Deutsche. Letztere waren meistens Leute, die aus der Nähe des Taunus herübergezogen, und wurden daher, nach dem Muster der römischen Zünfte, von der Gegend, woher sie gekommen, taunensische Bürger — **cives taunenses** — genannt. Steinerne Urkunden liegen hierüber vor unsern Augen, welche ich in der politischen Geschichte, wohin diese Ausführung gehört, wörtlich angeben werde.

Wie unter den Mauern des Kastells Magontiacum eine Ansiedelung Eingeborner und Eingewanderter von der Höhe oder dem Taunus entstanden war, so bildete sich aus gleicher Veranlassung, unter den Mauern des Kastells, das Drusus, nach dem Zeugniß des Florus, an dem Rhein gegen die Katten angelegt hatte, und welches wahrscheinlich nach seinem Namen **Castellum Drusi** genannt wurde, eine Ansiedelung, die aber nicht aus Eingebornen oder Römern und untergeordneten Taunensern bestand, sondern aus Anbauern von dem in der Nähe wohnenden deutschen Volksstamme der Mattiaken, der sich in die Umgegend von Wiesbaden gezogen hatte. Als diese Ansiedelung zu einiger Bedeutung heranwuchs, nannten sie die Bewohner die Mattiaken=

Stadt — **civitas Mattiacorum** — nach dem Beispiel anderer Ansiedelungen, die ebenfalls unter den Mauern der römischen Kastelle des linken Rheinufers geschehen waren, und die sich nach dem Volksstamme ihrer Bewohner nannten, wie die, unter dem Kastell **Borbetomagum**, angesiedelte Vangionen, ihre Ansiedelung die Stadt der Vangionen — **civitas Vangionum** — nannten, welche erst unter den Merovingern den Namen **Bormatia** angenommen, der sich denn in Worms umgeändert hat. Eben so nannten die unter den Mauern des römischen Kastells **Noviomagum** angesiedelten Nemeter ihre Ansiedelung die Stadt der Nemeter — **civitas Nemetum** — und sie erhielt erst unter den Franken den Namen **Spira**, Speier, von der durchfließenden Speierbach. Auch das heutige Brumpt hieß von seinen Bewohnern, den Tribokern — **civitas Tribocorum.**

Der gegen Mainz über erbauten Mattiaken-Stadt thut kein römischer Schriftsteller Erwähnung, und sie ist in der alten Geographie Germaniens ungekannt. Jetzt ist ihre Existenz durch untrügliche urkundliche Zeugnisse von römischen Steinschriften, die auf ihrer Stelle ausgegraben wurden, und sich in dem öffentlichen Museum von Mainz und Wiesbaden befinden, ausser Zweifel gesetzt. Herrn Lehne gebührt der Ruhm, daß er diese Entdeckung zuerst öffentlich bekannt machte 3).

Im Jahr 1808 kam man bei der Anlegung der Festungswerke um Kastel auf der Ostseite auf einen verschütteten alten Brunnen, der mit den Resten von römischen Altären zum Theil ausgefüllt gewesen, die ver-

---

3) Rheinisches Archiv, Jahrgang 1810. 26 Heft. S. 145.

muthlich die siegenden Christen zertrümmert und in diesen Brunnen gestürzt hatten. Einer war noch ziemlich gut erhalten, und darauf stand:

IOVI. OPTIMO MAXIMO
ET IVNONI
REGINAE
LVCIVS SECVND
INIVS FA
VORALIS.
IIIIII VIR. AVGVSTALIS
Civitatis Mattiacorum IN SVO. Posuit.

Jupitern dem Besten, dem Größten und Juno der Königin weihet auf seinem Grund und Boden diesen Denkstein Lucius Secundinius Favoralis, einer der augustalischen Sechsmänner der Stadt der Mattiaken.

Der weihende Lucius Secundinius Favoralis war augustalischer oder kaiserlicher Sevir der bürgerlichen Stadt der Mattiaker, vor dem Kastell des Drusus.

Im Sommer 1809 wurde in den Festungswerken von Kastel ein Stein gefunden mit der Inschrift:

I. O. M.
IVNONI RE
GINÆ. VL. QVILI
NVS. PATERN
VS. D. C. MATTI
EX. VOTO. POS.
L. L. M. DEDICĀA
XX. OCT. ¯ER. ¯E. BIS
COS.

Jupitern dem Besten, dem Größten und Juno der Königin hat Valerius Quilinus Paternus Decurio der mattiakischen Bürger diesen Gelübdstein freudig und dankbar gesetzt und geweihet am zehnten der Calenden des Octobers unter dem dritten und zweiten Consulat.

Dieser Valerius Quilinus Paternus war **Decurio civium mattiacorum**, also Stadtrath der Bewohner der Stadt der Mattiaker.

Im October 1809 entdeckte man auf der Ostseite vor Kassel, am Wiesbader Thor, unter einer Menge von Särgen, die aus durchgesägten römischen Denksteinen, wahrscheinlich in der Merovingischen Epoche, zusammengesetzt waren, einen viereckigen Dedicationsstein, der sicher in dem, in der Inschrift erwähnten, Gebäude eingemauert gewesen. Er hatte folgende merkwürdige Inschrift:

IN. Honorem Domus Divinae DEAE VIRTVTI.
BELLONE. MONTEM. VATICANVM.
VETVSTATE. CONLAPSVM
RESTITVERVNt. HASTIFERI. CI
VITATIS. MATTIACORum X KALendas
SEPtembris IMPeratore Iulio. MAXIMINO AVGusto
ET AFRICANO. COnSulibus. Hi. QVORVM. NO
MINA. Infra SCripTA SVNT.

C. MEDDIGNATIUS. SEVERVS. C. BIS.
L. LEVINIVS. QVIETVS. — TERTINIVS. ABROSVS
T. VITALINVS. PEREGRINVS. — MARCRINIVS. PRISCVS
COSTANTIVS. MARCIANVS. — ATRECTIVS. CVPITIANVS
C. RIXSIVS. ADNAMATVS. — PERRIVS. IVSTINVS

C. IAMILLIVS. CRESCENS. ATTONIVS. ASCLEPIVS
TITIVS. BELLATVLLVS. VRSIVS. MATVRVS
TITIVS. SEVERVS. STATVTIVS. SECVNDINVS
LICINIVS COSTAS. SERVANDIVS. SENVDVS.
LVTATIVS. VICTOR.

Zur Ehre des göttlichen Hauses. Der Göttin kriegerischer Tugend haben die namentlich unterschriebenen Lanzenträger der Stadt der Mattiaken den durch Alter verfallnen vaticanischen Berg wiederhergestellt, am 10. der Calenden des Septembers, unter dem Consulat des Kaisers Julius Maximinus und Africanus.

Diese Inschrift ist vom 23. August 236. Es waren neunzehn Personen, welche der **Virtus Bellonae**, nemlich den zum Kriege gehörigen Tugenden, diesen Denkstein geweihet haben. Die achtzehn Wiederhersteller des Gebäudes nennen sich Lanzenträger — **hastiferi** — der Stadt der Mattiaker. Wahrscheinlich vertraten sie die Stationarien als Stadtwehr einer Municipalstadt, zum Schutze der Beamten und Handhabung der Polizei, daher sie als Amtszeichen die **Hastam** trugen. Obenan steht Meddignatius Severus, als zum zweitenmal gewählter städtischer Einnehmer — **curator bis**.

Diese schätzbaren Steinschriften werden durch das, was die römischen Schriftsteller [4]) von den Mattiakenquellen und Wassern sagen, bestätigt. In der politischen Geschichte werde ich beweisen, wie mächtig die Mattiaken gewesen, als der Kaiser Valentinian mit ihrem, zu Wiesbaden residirenden, König Makrian ein Bündniß

4) Plinius hist. nat. Lib. 31. Cap. 17. Ammianus Marcellinus. Lib. 29. Cap. 4.

geschlossen, und es wird dadurch wahrscheinlich, daß nur jener kleine Theil dieses deutschen Volksstammes unter der Römer Joch gekommen, der den Bezirk von der Höhe des Taunus herunter bis an die Ufer des Rheins bewohnte, der größere Theil aber jenseits des Taunus geblieben, den Kern des Volkes ausgemacht und nie der römischen Botmäßigkeit unterworfen gewesen. Von jenem den Römern unterworfenen Theile dieses Volkes diesseits des Pfahlgrabens war die civitas **Mattiacorum** unter den Mauern von Drusus Kastell die Hauptstadt. Sie begriff einen Theil des jetzigen Orts Kassel und der um ihn neu angelegten Festung.

Die, durch die Mitte des Kastells und die Mattiakenstadt, nach der Nida laufende Heerstraße, bildete vor dem Ausgange aus der Stadt eine Doppelstraße, oder eine Straße, die links und rechts lief. Dieses bewies sich durch eine, im Jahr 1810 vor Kastel gegen Frankfurt in den Festungswerken gefundene, kleine bronzene Statue der Göttin Juno, auf deren Fußgestelle die Worte eingegraben sind: **Junoni reginae plateae dextrae eunti nidam** — 5). «Der Juno, Königin der rechten Querstraße, wo man nach der Nida gehet.» Die Göttin Juno scheint in besonderer Verehrung in der Mattiakenstadt gewesen zu seyn, und diese Statue war wahrscheinlich in dieser Straße irgendwo aufgestellt. An ihrem untern Theile sieht man deutliche Spuren des Brandes,

---

5) Prof. Lehne hatte das Glück, dieses kostbare Alterthumsdenkmal von dem Finder zu erhalten, und überließ es im Jahr 1828 dem Hrn. geh. Rath von Gerning um 20 Louisdor für das Museum zu Wiesbaden.

in dem sie, mit der ganzen Stadt, in dem zerstörenden vierten Jahrhunderte mag zu Grunde gegangen seyn.

Bei dem Ausgange aus der decumanischen Pforte des Kastells **Moguntiacum** befand sich auf der rechten Seite der große Wasserbehälter, worin sich das, durch die Wasserleitung, deren Pfeiler wir noch sehen, hergeführte Wasser ergoß — **drusilacus** — **drusilocus.** Jetzt heißt der Platz der Entenpfuhl. Das Bassin wurde noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts aufgegraben und sechseckig befunden. Ein Canal, der über mehrere hundert steinerne Pfeiler von einer Quelle, auf dem Berg zwischen Finten und Heidesheim, geführt war, leitete das Wasser in diesen großen Behälter. Die Quelle ist eine halbe Stunde von Finten entfernt, und noch nennen sie die Landleute die Königsquelle oder den Königs- und Kunigsborn. Jetzt hat sie mehrere kleinere und größere Ausbrüche, welche vermuthlich durch die Verstopfungen der alten entstanden. Der stärkste Ausbruch ist im Fuhrweg von Finten nach Heidesheim. Die Urquelle scheint aber der neunte Ausbruch, den Berg hinauf, zu seyn, weil man an diesem gebrannte römische Steine und Stücke von Begräbnißtafeln findet, und der Pater Fuchs allda, sechs Schuh tief, einen gebrannten Legionstein mit der Inschrift: **XIIII. G. M.** — **Legio XIIII. gemina martia** — entdeckt hat 6). Dieser Stein und die dort gefundenen Stücke von andern beweisen diesen Ausbruch als die Urquelle, die mit solchen Steinen gefaßt gewesen, und daß die Wasserleitung vor-

6) Alte Gesch. v. M. I. 153. 154. 346. Fuchs ließ den merkwürdigen Stein in das kurfürstl. Landesarchiv bringen, wo er verschwunden ist.

züglich von den Soldaten der XIV. Legion erbauet worden. Von der Quelle an wurde das Wasser in Canälen auf Grundmauern in grader Linie den Berg herunter, und wie es scheint, unter der Erde, um die Benutzung der Felder nicht zu hindern, bis in das Thal fortgeleitet. Erst am Fuße des Finter Berges, wo sich das Erdreich gegen die Stadt immer mehr senkt, entdeckt man die ersten Fundamente der Pfeiler, von welchen, nach Fuchs, noch über 500 unter der Erde stecken sollen 7). In der Nähe von Brezenheim und Zahlbach, wo es bis ins heilige Thal — sacra vallis — immer tiefer gehet, stehen bis zum Wildgraben noch 62 Pfeiler in grader Linie über der Erde, von denen einige die Höhe von 30 Schuh haben. Alle stehen auf Distanzen von 15 Schuh von einander. Die erstern, vom Fuße des Finter Berges an, 54 an der Zahl, haben gleiche Dicke von 12½ Schuh. Die darauf folgenden 6 haben dagegen im Fundamente eine Dicke von 15 Schuh und eine Entfernung von 16 Schuh von einander. Der 61te Pfeiler war 17 Schuh und der 62te 24 Schuh dick, weil dieser letztere auf der linken Seite des Wildgrabens stand, und nicht allein die größte Last des über den Graben auf 40 Schuh gesprengten Bogens tragen, sondern auch, wegen der Tiefe des Erdreichs, eine Höhe von beinahe 128 Schuh haben mußte. Der Gegenpfeiler auf der rechten Seite des Wildgrabens hatte, aus gleicher Ursache, die nemliche Dicke von 24 Schuh, und wurde im Beiseyn des Pater Fuchs ganz ausgebrochen 8). Hier

7) Alte Gesch. v. Mainz. I. 347.
8) Alte Gesch. v. Mainz. I. 330.

steigt die rechte Bergseite des Thals fast grade in die Höhe, und demungeachtet fand man noch beinahe alle Fundamente der Pfeiler bis zum Drusenloch. Einige sind längst von den Eigenthümern der Felder und Weinberge ausgebrochen worden. Das letzte wurde vor 60 Jahren bei dem Drusenloch ausgegraben. Alle Pfeiler bestanden aus Gußmauern, von einer felsenartigen Festigkeit, die nur durch Anwendung großer Gewalt zertrümmert werden konnten. Sie waren von aussen mit zugehauenen Quadersteinen bekleidet, die schon zu den Zeiten, als der Pater Fuchs seine Untersuchungen machte, bis auf zwei von den Landleuten der Orte Zahlbach und Brezenheim weggebrochen und zu ihren Wohnungen verwendet waren.

Die ganze Länge der Wasserleitung betrug von der Quelle an bis zu ihrem Einfluß in das Drusenloch 28655 Schuh oder 13181 Meter, und ihre größte Höhe beiläufig 128 geometrische Fuß oder 40 Meter. Das überflüssige Wasser hatte seinen Ablauf aus dem Drusenloch durch einen tief in der Erde liegenden Canal, von 5 Schuh Höhe und 4 Schuh Breite, mit zusammengefügten Steinen eingefaßt, der es durch das Kastell den Berg hinunter nach dem Rhein leitete. Unter den Häusern der linken Seite der Gaugasse hat man Spuren dieses Canals entdeckt. Von einem andern Canal fand der kurfürstl. Ingenieuroberst Lieutenant Fontana, im Jahr 1704 die Reste ober der Alexanderschanze bis vor das Altmünsterkloster herab 9). Der Jesuit und Mainzer Geschichtschreiber Serarius 10) verirrte sich in seiner

9) Fuchs alte Gesch. v. Mainz. I. 356.
10) Rer. mogunt. Lib. I. Cap. VI. XV.

Unkenntniß römischer Alterthümer, an zwei Stellen seines Werkes so weit, daß er in den Pfeilern der Wasserleitung die Reste der alten Stadtmauer erblickte. Unser Würdtwein 11) widerlegte ihn durch die einzige Frage: Wo denn die Fundamente von den übrigen Pfeilern seyen, die dann links um die Stadt laufen müßten. Schon die nach dem Thal vermehrte Höhe und Dicke dieser Pfeiler hätten ihn eines Bessern belehren sollen.

Nach Trithems Annalen des Klosters Hirsau zum Jahr 893 12) sollen die Normänner die kostbare und prächtige Wasserleitung, wodurch von dem Ort Finten das Wasser in das Kastell geleitet worden, von Grund aus zerstört haben. Wenn an dieser Zerstörung etwas Wahres ist, so kann sie nur von dem verstanden werden, was der Wuth der Vandalen und Hunnen entgangen gewesen.

Fuchs 13) meinte, die Festung Mainz habe innerhalb ihrer Ringmauern keine guten, zureichenden Wasserquellen gehabt, und man habe daher von aussen her gutes, gesundes Wasser einleiten müssen. Hätte er das Wasser der Brunnen in der heutigen Citadelle, auf der Eisgrube

11) De Baptisterio mogunt. 29.

12) Annal. Hirsaug. Edit. S. Gal. I. 44. « Port haec Moguntiam castra moventes (Normanni) aqueductum illum pretiosum atque magnificum, per quem de villa, quae propterea Fontheim vocabatur, copia influebat aquarum in castellum civitati proximum, Schonberg dictum, ubi postea monasterium S. Jacobi erat constructum, castrum deinde occupaverunt praedictum, quo tandem obtento funditus destruxerunt. »

13) Alte Gesch. v. Mainz. I. 343.

und der obern Saugasse, welche in den Ringmauern des ehemaligen römischen Kastells liegen, mit dem der Finter Quelle verglichen, er würde es so gut, wie dieses gefunden haben. Die Hauptursache zur Erbauung unserer Wasserleitung lag nicht im Mangel von guten Wasserquellen innerhalb des Umfanges des Kastells, sondern in dem großen System der Römer, ihre Macht in den Provinzen in der höchsten Größe und einem Glanz, wie in der Hauptstadt, durch solche Erstaunen-erregende Bauwerke, die durch Festigkeit der Natur trotzen sollten, zu zeigen. Kaiser und Feldherrn wetteiferten darin, um dadurch ihr Andenken zu verewigen. Eine Nebenabsicht war, die Legionen stets zu beschäftigen und sie vom Müßiggange abzuhalten 14). Durch die Erbauung von Wasserleitungen war zugleich von den vorsichtigen Feldherrn für einen großen Wasservorrath, ein Hauptforderniß zur Erhaltung der Gesundheit der Mannschaft und Reiterei gesorgt. Drusus Stiefvater, August, hatte eine zu Rom erbaut 15). Auch Drusus war von diesen großen Plänen beseelt. Eine Festung von der Größe und Wichtigkeit des Mainzer Kastells erforderte zu ihrer großen Anlage auch große Hülfsmittel, große Beiwerke. Sie sollte nicht ungeschmückt dastehen. Durch Erbauung eines staunenswürdigen Werkes, einer zwei Stunden langen Wasserleitung wollte Drusus dabei sein Andenken zu Mainz erhalten. Noch jetzt, nach 2000

---

14) Vegetius de re militari. Lib. III. Cap. IIII. «Dux autem debet esse attentus, ut in legionibus — aut ad castella urbesque, deputet munienda.» Lipsius de militia Rom. Lib. V. Dial. 6.

15) Dio Cassius Rom. hist. Lib. XLVIII.

Jahren, beweisen ihre Pfeiler, obgleich ihres äussern Schmuckes beraubt, hager, Gerippen ähnlich und verstümmelt, das große Meisterwerk. Wir wandeln um sie herum, staunend und bewundernd, trauern aber über die Vergänglichkeit aller Menschenpläne und Werke, die nach und nach in ihr Nichts verfallen.

Alle diese gigantischen Arbeiten hatte Drusus in dem kurzen Zeitraum von 3 Jahren, vom Jahr 13 zum Jahr 10 vor Christi Geburt ausführen lassen, als ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde sein Leben endigte. Das ganze römische Reich trauerte um seinen Tod. Die Legionen in Mainz, Zeugen seiner Thaten, wollten in den öffentlichen Beweisen der Verehrung des Andenkens des verblichenen Helden, nicht gegen die Bewohner Roms zurückstehen. Bald waren drei Denkmäler in und um das römische Kastell von Mainz errichtet, die für ewige Zeiten diese öffentliche Dankbarkeit beweisen sollten. Zwei sind längst an den Orten ihrer Errichtung verschwunden, das dritte steht noch felsenfest, den Unbilden der Zeit und der Menschen trotzend.

Das erste Denkmal des Drusus war wahrscheinlich irgendwo in dem Kastell aufgestellt. Es hatte sich bei dessen Zerstörung erhalten, und wurde bei der Wiedererbauung der Stadtmauern im Jahr 1200 und bei der Errichtung des Zollthurms des Zolls Vilzbach an der Bockspforte in ihrem äussern Winkel eingemauert. Im Jahr 1688 ließen die Franzosen, als sie kaum in den Besitz der Stadt und Festung Mainz gekommen, diesen Zollthurm niederreißen und dort die Bocksbatterie anlegen. Crafto Hiegel, ein ausübender Arzt in Mainz, der sich später in Coblenz niedergelassen und

dort gestorben ist, ein fleißiger Sammler römischer Alterthümer, sagt 16): «Daß er ein traurender Augenzeuge der Zerstörung dieses Denkmals gewesen.» Fuchs ließ davon eine Zeichnung, die er aus den Papieren des Generals von Thüngen, ehemaligen Commandanten von Mainz, erhalten, in Kupfer stechen und seiner alten Geschichte von Mainz beifügen 17). Diese Zeichnung stimmt ziemlich genau mit der Beschreibung überein, die unser Serarius 18) und der Trierer Annalist Brouwer 19), die es beinah hundert Jahre vor seiner Zerstörung sahen und bewunderten, davon gegeben haben. Nach derselben war das Standbild des Drusus in Lebensgröße auf einem länglich viereckigen Stein halb erhaben eingehauen, und zwar ganz geharnischt, mit über den linken Arm zurückgeschlagnem Kriegsmantel, der Haut eines gehörnten Thiers über dem Kopf, dem

---

16) Collectaneorum naturae, artis et antiquitatis. Specim. I. 7.

17) I. 70.

18) Mogunt. rer. Lib. I. Cap. 15. «Quarta moguntinae urbis antiquitas esto ipse Drusus. cujus statua, cum corona, telo et paludamento in saxo est, quod in moguntini telonii muro exteriore et in hujus quidem angulo australi velut insitium apparet, hac inscriptione: In memoriam Drusi Germanici.

19) Annal trevir. I. 132: «Quo jucundius aliquando fuit Rheni ripam istic (Moguntiae) obeunti proximo urbi municipio (Filzbach) offerri saxum vetus, sculptura hominis, an Dei, capite tecto, velut exuviis cornutae pecudis circumamicta et in laevum humerum rejecta toga, hastam dextra, scutum sinistra tenentis, cum epigrapha per quadratum eunte *sursum deorsumque:* in memoriam Drusi Germanici.

Herkules ähnlich, in seiner Rechten einen Spieß und in der Linken den Schild. Auf den vier Seiten waren die Worte eingehauen: **In memoriam Drusi Germanici** (zum Andenken des Drusus Germanicus). Vor 20 Jahren wurde in dem jetzigen Gasthof zum römischen Kaiser ober dem Brunnen im Hof ein Stein eingemauert gefunden, mit der nämlichen Inschrift:

IN MEMORIAM
DRVSI
GERMANICI.

Die obern Ecken dieses Steins sind gerundet und an den Seiten halbe Figuren sichtbar, aber roh und ohne alle Kunst gearbeitet. Die hintere Seite des Steins fehlt und scheint abgesägt zu seyn. Die Buchstaben der Inschrift sind nach ihrer Form römisch. Nur das **D** scheint gallisch und ursprünglich ein **T** gewesen zu seyn. Figur und Form dieses **D** lassen vermuthen, daß es gallische Arbeit ist, und gemacht worden, als die gallischen Städte bei dem zur Ehre des Drusus errichteten großen Cenotaph jährlich ihre Opfer brachten und die Soldaten ihre militärischen Uebungen auf dem in der Nähe liegenden großen Marsfeld machten. Dieser Stein kann nicht ein Theil des von den Franzosen im Jahr 1688 zertrümmerten Monuments des Drusus gewesen seyn, indem die Inschrift in drei Linien steht, auf dem Monument aber in einer graden Linie um die steinerne Tafel herum, auf- und abwärts — **sursum deorsumque** — lief, wie Brouwer, der sie gesehen, sich ausdrückt, und die Zeichnung des Pater Fuchs sie darstellt. Wahrscheinlich gehörte also dieser Stein zu einem andern Denkmal, das hier zur Ehre des Drusus errichtet

worden. Obschon das Jahr der Errichtung nicht bestimmt anzugeben ist, so ist doch dieser Stein die älteste steinerne Urkunde, die bei uns aufgefunden worden und die wir in unserm städtischen Museum besitzen, indem sie gewiß nur kurze Zeit nach dem Tod des Drusus, also 6 bis 9 Jahre vor Christi Geburt verfertigt worden.

Das zweite bekannte Denkmal, welches zur Ehre Drusus bei der römischen Festung errichtet worden, ist der dreieckige Altar, der vor der decumanischen Pforte unweit dem Drusenloch, in der Richtung gegen den heutigen Eichelstein, gestanden, vor dem die Legionen ihre feierliche Kriegsübungen hielten, und die gallischen Städte jährlich an einem bestimmten Tage ihre Opfer brachten 20). Doctor Crafto Hiegel 21) hat eine Abbildung davon aus einer Handzeichnung des hiesigen Benedictinermönchs Diefenbach geliefert, wovon Joannis 22) und Fuchs 23) Copien gegeben haben. Dieser Altar hatte auf jeder der drei Seiten ein Fundament von 24 Schuh. Bei der Anlegung der Vorwerke im Jahr 1731 hat man die untersten Fundamentsteine gefunden und ausgehoben. — Der Benedictiner Engler behauptete, er sey durch die Mainzer Bürger bei der Zerstörung des Jacobsbergerklosters im Jahr 1329 zerstört worden; mit mehrerer Wahrscheinlichkeit behauptet

---

20) Suetonius in Claudio. Cap. I. « Caeterum exercitus honorarium ei — Druso — tumulum excitavit; circa quem deinceps stato die quotannis miles decurreret, Galliarumque civitates publice supplicarent. »

21) Collectaneorum naturae etc. a. a. O.

22) Script. histor. mog. III. 339.

23) Alte Gesch. von Mainz. I. 69.

Serarius[24]), daß er, durch Alter verfallen, von dem Eigenthümer der Aecker niedergerissen wurde.

Das dritte und größte Denkmal, das zur Ehre und zum Andenken Drusus von den Legionen hier erbauet worden, ist der von seiner Form genannte Eichelstein, der wie gegossen beinahe zweitausend Jahre der Zerstörung der Zeit und der Menschen widerstanden hat, und den noch unsere spätern Enkel bewundern werden. Er steht jetzt im Hauptwerk der Festung, in der Citadelle, wie er ursprünglich bei dem römischen Kastell erbauet wurde. Den römischen Ursprung spricht sein Wesen unverkennbar aus. Wenn auch die Zeugnisse der römischen Geschichtsschreiber Eutrop[25]), Sueton[26]) und Dio Cassius[27]) besser auf das dreieckige Denkmal vor der decumanischen Pforte passen, indem sie unbestimmt von einem zur Ehre des Drusus in Mainz und am Rhein errichteten Denkmal reden, und jener Altar alle Kennzeichen eines römischen Denkmals hat, indem er Geschmack für das Schöne mit der Erhabenheit der Baukunst der Römer vereinigte, die alle ihre ähnlichen Werke von Spanien bis Asien ausgezeichnet, so kann doch auch dieser steinerne Koloß ein zur Ehre Drusus errichtetes Denkmal seyn. Man darf bei ihm nicht die Natur eines römischen Denkmals von der Absicht

---

24) Rer. mog. Lib. I. Cap. XV.

25) Brev. Hist. Rom. Lib. VII. Cap. VIII. «Post hunc Claudius fuit paternus Caligulae, Drusi, qui apud Moguntiam monumentum habet, filius.»

26) a. a. O.

27) Lib. XV. «Druso honorarii ad ipsum Rhenum tumuli dati.»

trennen, welche die Legionen von Mainz bei der Errichtung eines ihrer geliebten Helden auf ewige Zeiten ehrenden Monuments hatten. Es war nicht für Rom bestimmt, wo der verfeinerte Geschmack nur Meisterwerke der griechischen oder römischen Baukunst zu sehen gewohnt war, es sollte auf Germaniens Grenze stehen, in der Nähe roher Völker, wo die errichtenden Legionen den Zweck hatten, durch einen Koloß den Mann im Andenken zu erhalten, der kaum in ihren Ländern angekommen, sie schon besiegt hatte. Roh und ungestaltet, wie ein Fels, sollte es sich über hundert Schuhe aus dem Boden erheben, durch Höhe und Umfang imponiren, und durch Festigkeit der Masse allen Unbilden der Zeiten widerstehen. Diese Idee des Ausserordentlichen, des Abentheuerlichen paßte zu ihrer Meinung, die sie sich von den großen, fast übernatürlichen Tugenden dachten, die sie in Drusus Person vereint gesehen zu haben glaubten.

Die Geschichtschreiber des Mittelalters bezogen die Stelle der Römer von dem bei Mainz zur Ehre des Drusus errichteten Monuments lediglich auf den Eichelstein. Bischof Otto von Freisingen[28]) sagt: « Man « zeigt noch zu Mainz das Monument des Drusus, in « der Gestalt eines Scheiterhaufens. » Der Augsburger Chroniker sagt noch bestimmter[29]): « Nach dem Tode « des Drusus baute Tiberius Claudius Nero dem-

28) In Chron. Lib. III. Cap. IV. « Monstratur adhuc monumentum Drusi Moguntiae per modum pyrae. »

29) In Pistorius Rer. Germ. VI. 594. « Vito definito Druso Tiberius Cl. Nero ei Moguntiae pyramidem statuit mirifici cementi. »

« selben zu Mainz eine Pyramide von einem bewunde-
« rungswürdigen Mauerwerke. Sehr oft habe ich dieselbe
« in der Nähe betrachtet; die Bürger von Augsburg
« haben, um das Andenken des Stifters ihrer Stadt zu
« verewigen, die Gestalt der Pyramide des Drusus zu
« Mainz in ihr Wappen aufgenommen; in der Folge
« aber haben die Maler, um dieselbe desto mehr zu ver-
« zieren, ihr die grünliche Farbe der Traube gegeben. »
Huttich machte im Jahre 1520 die erste vollständige
Beschreibung des Eichelsteins durch den Druck bekannt 30),
und sagt von ihm: « Diese ungeheure Steinmasse nennt
« das Volk wegen ihrer heutigen Gestalt Eichelstein.
« Ehemals soll sie die Gestalt einer Pyramide gehabt
« haben. Sie ist hundert Schuh hoch und hat eine
« Oberfläche von acht Schuh, woraus man abnehmen
« kann, daß sie vorher noch höher gewesen. Ihr Um-
« fang auf dem Boden beträgt 132 Schuh. Wem zu
« Ehren dieselbe sey errichtet worden, weiß man nicht,
« denn keine Nachrichten sind davon bis auf unsere Tage
« gekommen; wahrscheinlich bleibt es, daß dieselbe ehe-
« mals mit einer Art von Aufschrift versehen war, die
« aber vermuthlich noch vor dem Mittelalter zu Grunde
« gegangen. Einige Gelehrte wollen diese Steinmasse
« für ein Denkmal des römischen Kaisers Aurelius
« Alexander halten, vielleicht aus dem Grund, weil
« Eusebius von Cäsarea in seinen Zeitbüchern sagt:
« Alexander sey zu Mainz in einem Auflaufe der Sol-
« daten umgekommen, und zugleich der römische Ge-

30) Collect. antiquit. in urbe et agro mogunt. repertarum. 1520. 1525. fol.

« schichtschreiber Aelius Lampridius von demselben
« berichtet: er habe in Gallien ein Ehrendenkmal und
« ein gleiches zu Rom für seinen Körper von ausser-
« ordentlichem Umfange erhalten. Diejenigen, welche
« dieser Meinung sind, setzen noch hinzu, unser Mainz
« sey damals sowohl von Germanien als Gallien die
« Hauptstadt gewesen. Demungeachtet sey die allge-
« meine Meinung, dieses Denkmal gehöre dem Drusus
« zu. Dies bezeugen auch Eutropius und Otto,
« Bischof von Freisingen, denen der deutsche Conrad
« Celtes in seinem Gedichte von den Liebschaften folgte.
« Dieser, ein Mann von einer seltenen Rechtschaffenheit,
« würde in seinen Gedichten gewiß nicht behauptet haben,
« dieses Denkmal sey zur Ehre des Drusus errichtet
« worden, wenn er nicht von der Wahrheit dieser Be-
« hauptung hinlänglich überzeugt gewesen wäre. »

Vieles ist über unsern Eichelstein schon gefabelt wor-
den. Ein gewisser Blumenberg 31) hielt ihn für ein
nicht durch Menschenhände entstandenes Werk, sondern
ein durch die Natur gebildetes Felsenstück, und Crafto
Hiegel glaubt, er seye kein römisches Bauwerk, son-
dern er habe ein weit höheres Alter 32).

---

31) Monumentum Drusi Moguntiae obvium 1690. 7. « Sed-
enim, qui oculum ei pensius adjecerit, manifeste depre-
hendet, non opus manu factum, sed vivam quipiam
rupem esse, quae natura, e duro semine lapidis, in
eam, qua visitur, excreverit altitudinem. » Vermehrt
erschien dieses Werkchen in deutscher Sprache unter dem
Titel: Das Claudio Druso bei der Stadt Mainz auf-
gerichtete Grab und Gedächtnißmal. Von Christian Got-
helf Blumenberg. Chemnitz 1700.

32) Collectaneorum naturae, artis et antiquitatis etc. 676.

Allerdings steht der Eichelstein in seinen Gußmauern ohne alle Bekleidung nackt da, keine Spur von einer Inschrift war je an ihm sichtbar, die römischen Geschichtschreiber sprechen nur in allgemeinen Worten von einem dem Drusus in Mainz und an den Ufern des Rheins errichteten Monumente, und lassen sich besser auf das ihm vor der decumanischen Pforte, bei dem Drusenloch, errichteten dreiseitigen Altar, als von der unförmlichen Steinmasse erklären, indem alle römische Denkmäler zu August Zeiten Erhabenheit und Geschmack für das Schöne verrathen. Allein seine Gußmauer und ihre vollkommene Gleichheit mit der von den Pfeilern der Wasserleitung beweisen unwidersprechlich die römische Erbauung. Hinsichtlich seiner Bestimmung zu einem dem geliebten Drusus zu errichtenden Ehrendenkmal muß man sich, wie schon gesagt worden, in den damaligen Geist der in Mainz stationirten römischen Legionen denken, die kein Denkmal des feinen Geschmacks, sondern für die Ewigkeit einen der Natur trotzenden Koloß, wegen der Nachbarschaft fremder Völker, ihrem Drusus als Cenotaph errichten wollten, der als ein Fels dastehen und durch seine Größe Bewunderung erregen sollte. Nur ein solches Denkmal paßte zu den Begriffen, die sie von Drusus Größe und ihren eigenen Thaten hatten.

Fuchs wußte sich bei der Frage vom Beweis, daß der Eichelstein ein Denkmal des Drusus sey, nach seiner Art durch eine Hypothese und eine eigne Auslegung einer Steinschrift zu helfen. Im Jahr 1633

« Illam longe majoris vetustatis esse, quam ut Romanorum opus dici posset. »

fanden die Schweden unweit dem Eichelstein den Grabstein eines römischen Feldherrn T. Statilius Taurus. Aus diesem Fund zog Fuchs den Schluß 33): die Hauptleute der Römer wünschten aus Ehrfurcht für Drusus, ihre Grabstätte in der Nähe seines dreiseitigen Denkmals vor der decumanischen Pforte des Kastells. Zu Kriegszeiten hätte die Beerdigung nicht wohl vor dessen Mauern geschehen können, daher sey die Nähe des andern Denkmals des Drusus im Innern des Kastells zur Grabstätte dieses Statilius Taurus gewählt worden. Fuchs hätte besser statt alles Beweises gefragt: Wozu denn dieser Steinkoloß gedient, wenn er kein Denkmal gewesen, da er keine thurmartige Aushölung hatte?

Der Name Eichelstein erklärt sich am natürlichsten aus der einer Eichel ähnlichen Form, die ursprünglich, wie die von ähnlichen römischen Denkmälern, oben kegelförmig mag zugespitzt gewesen seyn, durch die Zeit aber eiförmig geworden, wie er wirklich in allen ältern Abbildungen erscheint. Unsere Voraltern waren gewöhnt, Ueberreste des grauen Alterthums, die keine eignen Namen hatten, nach ihrer Gestalt und Farbe zu benennen. So nannten sie jene alten Grenzsteine der Allemannen, von ihrer dem Spinnrocken ähnlichen Gestalt, die Kunkelsteine 34). In den Städten Leiden 35), Köln, Worms, Speier und andern nannte man jene Steine, um welche

---

33) Alte Gesch. von Mainz. I. 77, wo man eine Abbildung des schönen Steins und seiner Inschrift beigegeben hat.

34) Schneider, Historie des Hauses Erbach. Urkundenbuch. 556.

35) Orlens, Beschreibung der Stadt Leyden. I. 21. Schannat. Hist. Wor. Moriz, histor. dipl. Abh. vom Ursprung der Reichsstädte. 36. 128.

die zum Tode Verurtheilten vor ihrer Hinrichtung geführt wurden, von ihrer Farbe die blauen und schwarzen Steine. Warum will man bei unserem Eichelsteine zu gelehrten Vermuthungen übergehen und behaupten, daß er seinen Namen von dem lateinischen Wort aquila oder dem französischen aigle erhalten, weil ein Kranz von schwebenden Adlern, dem Sinnbild ewiger Dauer, das Denkmal Drusus als Schmuck umgeben hätte 36).

Huttich gab im Jahr 1517 die Höhe des Eichelsteins auf 100 und seine Basis auf 132 Schuh an 37). Mit Recht zweifelt man an der Wahrheit dieser Angabe 38), weil Niemand noch die Grundlage untersucht, und nach den Stürmen von beinahe zweitausend Jahren seine ursprüngliche Höhe sich nicht genau angeben läßt, daher alles darüber Gesagte nur Vermuthungen sind. Gegenwärtig beträgt seine Höhe über dem Boden des Walles 42 Schuhe.

Zweimal war während des Mittelalters der Eichelstein in Gefahr, zertrümmert zu werden. Was Zeit und die Elemente nicht zu zerstören vermochten, was das verheerende vierte Jahrhundert verschonte, sollten Menschenhände aus kurzsichtigen Motiven vollbringen. Im Jahr 1528 bedroheten der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Johann von Sachsen die Stadt Mainz mit einem Ueberfall. Die Angst vergrößerte die wirkliche Gefahr. Man glaubte den noch

---

36) Rheinisches Archiv. Jahrgang 1811. Monat October. Brühl, Mainz, geschicht. u. topogr. dargestellt. 1829. p. 192.

37) Collectanea antiquitatum in urbe atque agro mogunt. repertorum. Lit. C.

38) Rheinisches Archiv a. a. O.

weit entfernten Feind schon vor den Thoren der Stadt. Es wurde beschlossen, den ganzen Jacobsberg in ein Bollwerk umzuschaffen. Ein Aufgebot erging an Jung und Alt, an die Landleute der Nähe und der Ferne, um an dem großen Werke zu arbeiten. Zuerst sollte der obere Theil des heidnischen Monuments[39]) abgetragen und planirt werden, um zur Vertheidigung des Ganzen mitbenutzt zu werden. Mit dieser Arbeit fing man an und der Eichelstein verlor seine schöne Zuspitzung. Glücklicherweise zogen beide Fürsten in ihre Länder zurück und die Arbeiten wurden eingestellt. Eine noch größere Gefahr drohete ihm im Sommer 1552 bei der Erscheinung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg in den geistlichen Staaten am Rhein. Der Kurfürst Sebastian von Heusenstam und sein hochweiser Rath glaubten, der Eichelstein könne der Stadt Mainz gefährlich werden und der Feind sie von demselben mit Kanonen beschießen. Der Befehl zu seiner gänzlichen Zertrümmerung wurde gegeben. Schon hatte man damit angefangen, als Albrecht da war und unser schönstes römisches Monument rettete.

Während der Belagerung von 1689 hatten vier sächsische Deserteur den Eichelstein mit einer Sturmleiter bestiegen, und darauf mit Verspottung ihrer Landsleute durch Werfung von Tüchern einige Flaschen Wein ausgeleert, als eine auf sie gerichtete Bombe einem den Arm zerschmetterte und allen den Spaß vertrieb. Nach

---

39) So nannte der Benedictiner Manger den Eichelstein in seinem geschriebenen Lehn- und Beneficialbuch des Jacobsberger Klosters.

der damaligen Wiedereroberung der Stadt ließ der Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim durch den Mittelpunkt des Eichelsteins eine steinerne Wendeltreppe von 60 Staffeln brechen, wodurch man nun zur Höhe steigen und die Aussicht in die herrlichen Umgebungen der Stadt genießen kann. Der Fürst hatte zu den Kosten dieser Durchbrechung hundert Dukaten aus seiner Privatkasse gegeben. Zu gleicher Zeit wurde das Monument unten mit einer Unterstützungsmauer umgeben, die man seitdem erneuert hat und jetzt augenfällig den Unterschied der römischen Art zu mauern und der unserigen beweist.

Seitdem hat der Eichelstein drei harte Belagerungen ausgehalten, vielen Bomben und Kanonenkugeln widerstanden, und obgleich seiner äussern römischen Bekleidung bis auf wenige Quadern beraubt, an Höhe und Umfang vermindert, verbürgt sein Gußgemäuer und die felsenfeste Stärke, daß er noch unsern späten Nachkommen das Andenken an Drusus, den Gründer unserer Stadt und ihrer ersten Festung, erhalten, ihnen stets ehrwürdig und ein Gegenstand ihrer Bewunderung bleiben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Raphaels sämmtliche Bildnisse
mit kurzen Lebensnotizzen und Charakteristiken der Personen.

Von

G. C. Braun.

(Als Probe der neuen im Verlag von Herrn Hofbuchhändler Leske bereits angekündigten Bearbeitung von Raphaels Werken).

Raphael, in allem was er erfand und ausführte, ein ächter Sohn der Natur, die sich jedoch in seinem Geiste jedesmal beim Durchgange veredelte, mußte wohl in der höheren Bildnißgattung ebenfalls wie in jeder andern vorzüglich seyn und die richtige Mitte zwischen der bloßen Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit und dem willkührlichen Gestalten des Gegenstandes nach vorgefaßten Ideen, treffen. Er nahm immer das Ganze des Charakters und drückte es nun im Bilde aus; und zwar in belebten Momenten des Daseyns, doch ohne eigentlich eine unruhige, bestimmte, den pathologischen Ausdruck motivirende, grell hervortretende Handlung anzunehmen; er malte demnach manche wirklichen Charakterbilder, aber immer einfach aus dem Leben gegriffen, meist in ruhigen Lagen, welche der Eigenthümlichkeit, wie sie einmal im Gesichte und der ganzen Körperlichkeit sich festgestellt hat, Raum lassen sich zu zeigen, um von dem Beschauer bequem gesehen und betrachtet werden zu können. Zuweilen überrascht uns der Eindruck der höchsten Lebendigkeit, wie er aus Julius **II.**, des Violinspielers, und Inghiramis Gesicht hervorstrahlt; zuweilen ist der Eindruck sanfter und wir werden mit dem dargestellten Menschen allmählig bekannt, wie wenn wir ihn im Hause

betrachten und in seinem behaglichen Zustande, ungesehen von ihm, beobachten könnten. Auch das Colorit muß sich ganz dem Leben nähern; es darf nicht bestechen wollen, wie bei einem Largilliere, Rigaud u. a., einfache Wahrheit muß erstes Gesetz seyn. Minder nicht vermeidet der gute Bildnißmaler sehr bewegte Stellungen, prunkende Anmaßung in Bewegung der Köpfe, der Hände und der übrigen Glieder; er überladet auch die Umgebung nicht mit Nebendingen, um etwa glänzenden Pinsel zu zeigen, in Teppichen, Atlasgewändern und dergleichen mehr. Sodann müssen die Theile immer genau zum Ganzen stimmen, die Hände besonders, in ihrem ganzen Ausdrucke, seyen ein ununterbrochenes Studium des Künstlers, da sie noch mehr scharfe Beurtheilungskraft und Beobachtung als selbst der Kopf erfodern. Nur einem unbefangenen, klaren, naturliebenden Sinne, wie der unseres Raphael war, wird es gelingen, mit dieser Treue, Wahrheit und Ungesuchtheit Menscheneigenthümlichkeit im Bilde darzustellen, was vielleicht einem nur von unruhiger Phantasie Beherrschten weniger glücken möchte, da er keine Weile beim Betrachten, Aufnehmen und Festhalten hat. Raphael machte sich, wie mehrere Federzeichnungen beweisen (**Landon nr. 320. VI.** Th.) vorher leichte Skizzen, die aber außerordentlich charaktervoll sind. Raphaels Bildnisse, welche ich nun hier als musterhaft auch in diesem Fach aufführen will, haben ausserdem noch das Anziehende, daß sie zum Theil wichtige, große Männer und Frauen seiner Zeit uns vor Augen stellen. Zuerst stehen denn hier gebührendermaßen Raphaels Beschützer, Julius und Leo.

1.

Julius II.

Julian von Rovere, ein Neffe Pabst Sixtus IV. und geboren auf der Burg Albigale bei Savona, ward nach und nach Erzbischof in mehreren Städten und endlich 1471 Kardinal. Sixtus IV. gebrauchte ihn als Anführer der Kirchentruppen gegen die empörten Völker in Umbrien. Nach Alexanders VI. Tod wirkte er auf die Wahl Pius III., der nach 21 Tagen starb. Hierauf ging er, seiner Wahl schon im Voraus gewiß, in's Conclave, und trat als Pabst unter dem kriegerischen Namen Julius hervor, den 1. Nov. 1503. Er griff in's Getriebe der Zeit machtvoll ein; sein Bund gegen die Venetianer (1508), seine muthige Erklärung gegen Ludwig XII. und andere Thaten bezeichnen einen Mann, der in Unruhe nur Lebensfreude fand. Er starb 1513 im siebenzigsten Jahre.

Paris di Grassi, sein Ceremonienmeister, der dies Amt unter drei Päbsten bekleidete, sagt von ihm: «Er war von einem sehr heftigen Charakter, ausschweifend in seinem Haß wie in seiner Zuneigung. Das Andenken seines Vorgängers Alexanders VI. verabscheute er so sehr, daß er die Zimmer nicht bewohnen wollte, worin dessen Bild auf die Wand gemalt war. Vergebens schlug Grassis vor, es auslöschen zu lassen. Würden nicht, sagte der Pabst, die bloßen Mauern mir das verhaßte Bild zurückrufen?»

Fiorillo wundert sich, warum in diesem Tagebuche nichts von Julius Kunstliebe vorkomme. Dies erklärt sich leicht. Die Beförderung der Kunst gehörte nicht

zu des Ceremonienmeisters Beobachtungskreis, und der Pabst war, wie er selbst sagte, kein Kenner, sondern nur ein Beförderer, wie dies durch seine Handlungen genugsam bewährt ist.

Eine treffliche Darstellung seiner Regierungsmaximen und endlich eine Charakteristik giebt uns Roscoe in seinem Leben Leo X. (2 Bd. S. 33, der Uebers. von Glaser, mit Anmerk. von Henke): «Kühn und unternehmend, ehrgeizig und unermüdet, begehrte er selbst keine Ruhe, und gönnte sie auch andern nicht. Demungeachtet war sein Ehrgeiz nicht die Leidenschaft einer beschränkten, kriechenden Gemüthsart; er strebte nicht nach einem vorübergehenden Gewinn, der nur ihm zu gut käme. Dem heiligen Stuhle eine Gewalt zu verschaffen, die sich auf ganz Europa erstreckte, das Eigenthum der Kirche wieder herbeizuziehen, alle fremden Mächte aus Italien zu vertreiben und eingeborne Fürsten auf die Throne dieses Landes zu setzen; das war der große Plan seines vielumfassenden Geistes, zu dessen kräftiger Ausführung ihn der Dichter Flaminius in lateinischen Versen aufzumuntern strebte. Dem Nipotismus war er gleichwohl sehr abgeneigt. Er war von den Päbsten der erste, welcher die langabgekommene Sitte wieder annahm, dem Barte seine natürliche Länge zu lassen, was denn auch seinem etwas harten Gesicht ein ehrwürdiges Ansehen giebt.» —

Daß er kein Gelehrter war, gestand er bei folgender Gelegenheit, die zugleich ganz sein Inneres ausspricht. Michael Angelo hatte ein des Pabstes Charakter, Muth, wilden Trotz, in allen Theilen, auch im kühnen Gewandwurf ausdrückendes Standbild zum Zwecke des

Gusses modellirt. Als Julius das Vorbild sah, und die Lebhaftigkeit der Stellung und die kräftige Haltung bemerkte, womit der rechte Arm ausgestreckt war, fragte er den Künstler, ob er ihn segnend oder fluchend darstellen wollte? Dieser antwortete, schnell besonnen: Er habe ihn so gedacht, wie er die Einwohner von Bologna ermahne. Hierauf that der Künstler an ihn die Gegenfrage: ob er ein Buch in seiner linken Hand haben wolle? worauf Julius erwiederte: «Nein, gieb mir ein Schwert; ich bin kein Gelehrter!»

Dennoch war er nicht wie Paul II. ein Feind und Verfolger der Gelehrten. Vielmehr waren alle, denen er aus eigner Wahl und ohne fremden Einfluß den Kardinalshut ertheilte, Männer von ausgezeichneten Gaben und Kenntnissen. Großmuth, Unerschrockenheit und Gerechtigkeitsliebe rühmen ihm die Zeitgenossen nach und die Dichter (wie Bembo, Castiglione, Ariosto) singen von Rückkehr alter Tugenden und goldener Zeiten.

In Raphael's Bildniß erscheint uns der Pabst in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt. Welch festes, ungebändigtes Wesen, welcher Drang von hervorbrechender Willenskraft selbst in dieser Ruhe. Und diese Ruhe wie voll Thätigkeit ist sie. Der Sitz im Lehnstuhle zeigt, daß der Mann nicht lange rasten kann; die Hand ergreift die Lehne so, als wolle er bald daran sich aufrichten. Wie gedrungen die alten Muskeln, wie fest und gesund, wie blühend selbst die Altersfarbe; wie leicht reizbar und dann wie drohend diese Stirn, wenn sie zürnt. Der weiße Bart ist trefflich zur Würde des Gesichts gehalten. Das Gewand folgt der Bewegung der Arme, und alles ist im schönsten Helldunkel, «auch als

Malerei mit Tizians bester Arbeit (wie Speth meint) tüchtig aushaltend.» Der gleichzeitige unbekannte Biograph nennt dies Bild sehr treffend, ein Werk voll des höchsten Lebens. Wundern muß man sich daher, wenn ein Toulongeon (im Manuel) das Colorit zwar kräftig, aber nicht transparent und vollendet, wie später; die Muskeln stark ausgedrückt (wenn sie es nun waren) und die Formen nicht sehr fließend (bei einem Greise und einem solchen Charakter?) nennt.

Das Originalgemälde ist im Pallaste Pitti zu Florenz (eine Copie daselbst in der Tribune) und hat eine Höhe von 3 Fuß 1 Zoll, Breite 2 Fuß 2 Zoll, ist, nach Bottari, gestochen von Georg Ghisi (Mantuano), was aber Bartsch nicht hat und wohl ein Irrthum ist; für die florentinische Gallerie (herausgegeben von Vicar) von Morace, für das kleine Musée Napoléon von Chataigner; für die Gallerie des Herzogs von Orleans, herausgegeben von Couché, stach es, nach einem darin ebenfalls befindlichen Gemälde, Morel. Dies letztere Gemälde ist um einen Zoll kleiner in Höhe und Breite angegeben. Eine Copie ist auch im Pallaste Borghese.

2.

Leo X.

Sohn des großen Lorenzo, Johann von Medicis, schon als Knabe Kardinal, dann im J. 1513 im März in seinem 37. Lebensjahre zum Pabste gewählt und gest. 1521, noch nicht volle 46 Jahre alt, war ein feiner Kenner des Schönen und wohlbewandert in der classischen Litteratur; dabei ein Freund des Prachtaufwandes aller Art, ein großer Staatsmann, der manchmal selbst

weitabsehende Entwürfe hatte, wie sein Plan gegen die Türken bewies, welcher schon vor drei Jahrhunderten Europa das geben sollte, was es nach so viel schweren Kämpfen erst jetzt errang und dazu noch unvollständig. Die großen Anstalten seines Vorgängers und die Verzierung des Vatikans setzte er rühmlich fort.

Ein im vatikanischen Archiv befindliches Manuscript: **Leonis X. vita auctor. anon.**, ganz im Sallustischen Geschmack geschrieben, stellt des Pabstes äussere Gestalt, dem Bildnisse ganz entsprechend und das vor ihm liegende Augenglas erklärend, folgendermaßen dar: «Leo, aus der berühmten Familie der Medicis, Sohn des Lorenzo, war von hoher Statur, schwerfälligem und fettem Körper, sehr großem Kopf, purpurner Farbe, mit großen und geschwollenen, ausserordentlich ausgedehnten Augen, die so schwach waren, daß er selbst nur das Bekannteste durch ein ihnen genähertes Glas erkennen konnte, was er deßhalb immer bei sich zu tragen pflegte; seine Schultern waren breit und es schied sie vom Nacken nicht sehr weit ein gedrängter und fleischiger Hals; die Kehle wurde beinahe ganz vom Kinne bedeckt; die Brust war geräumig; der Bauch groß; die Lenden und Schenkel so dünn, daß sie mit Kopf und Bauch nicht zu harmonieren schienen. Auf die Weiße seiner Hände that er sich was zu gut, und er betrachtete ihren Glanz, den er mit Edelsteinen noch erhöhte, zum öftern nicht ohne inniges Vergnügen.

Von frühester Jugend an in der lateinischen Litteratur unterrichtet und mit der Feinheit und den Künsten seines Vaters, Herzen zu gewinnen, ausgerüstet, erweckte er in kurzem, seit er nach Rom als Kardinal kam, eine

ausserordentliche Meinung von seiner Humanität, Milde und Güte; denn er schien gelind und huldreich von Natur. Seine Rede war angenehm und einschmeichelnd; zum feinen Unterhandeln von Geschäften fehlte ihm weder Geist noch Geschicklichkeit. Ihn unterstützte dabei der große Umfang seines Gesichtes, das alles auszudrücken sehr geschickt war. (Allerdings scheinen alle Züge, selbst in der Ruhe, jene Beweglichkeit auszudrücken). Die Kardinäle wußte er nach seinem Willen aufs beste zu bearbeiten u. s. w. Darin bediente er sich eines gewissen Bernard Bibiena, eines Zöglings der Mediceischen Familie u. s. w. (Diese Charakteristik lese man unter Bibiena). Leo verstand es, die zu ihm Kommenden auf's Beste zu empfangen, auch den Geringsten anzuhören, keinen im Zorn oder Unwillen, sondern immer heiter und wo möglich befriedigt zu entlassen; seinen eignen Zorn, auch den heftigsten, in der Brust zu zügeln und zu verschließen (einigemal wohl auch gelegentlich sich dessen zu erinnern); Bittenden nichts zu verweigern, sein Geld reichlich auszustreuen, und es so gering zu achten, daß, obwohl er verbannt und nicht reich war, er doch niemals bei Pabstwahlen sich bestechen ließ; kurz er strebte nur darnach, für den mildesten und liebreichsten gehalten zu werden, wodurch er denn auch bald die Herzen der Väter und der neuen Curie gewann. In schönen Künsten war er nicht unerfahren: aber mit vorzüglichem und anhaltendem Eifer trieb er die Musik, und brachte viele Zeit seines Lebens damit zu, andere zu hören, auch mitunter selbst zu singen.» — Nun folgt kurz sein politisches und Kriegsleben, dann seine Tugenden als Pabst, sein sorgfältiges

Ausfragen der Leute, die ihm bei seinen Jagden u. dgl. begegneten, wo seine Milde gegen Arme, seine stets ununterbrochene Humanität gerühmt wird. Denn seit seiner Erhöhung vergaß er nicht seine frühern Freunde, wenn er gleich nicht allen nach ihrer Erwartung genügen konnte, was auch Ariosto, der ihn in Rom besuchte, und den er sogleich erkannte, aufhob und küßte, wohl einsah, und in seinen Hoffnungen getäuscht, eine schöne Erzählung zu des Pabstes Entschuldigung ersann, worin man gleichwohl das gereizte Dichtergemüth erkennt. (S. **Roscoe III. 24.**) Den Musiklehrern gab er große Gehalte, ja manchmal war er darin wirklich verschwenderisch. Die Musik bezauberte ihn oft so, daß er ganz hinzusinken und ausser sich zu kommen schien. Auch die Jagd gehörte unter seine Lieblingsergötzungen, weil er dadurch seinen schwerfälligen Körper am besten in Bewegung setzte, und seine durch geistige Ueberreizung oder Geschäftsanstrengung geschwächten Nerven heben konnte, und er hielt sich deßhalb oft in Viterbo auf. — Sein Urtheil über Geisteswerke war scharf und richtig; wenn ihm während der Mahlzeit Gedichte überreicht wurden, vergaß er Essen und Trinken und las in Einem fort. Ueberhaupt war er mehr dem geistigen als körperlichen Genusse ergeben. Seine schweren Regierungssorgen erheiterten manchmal Lachen erregende Scenen, wie dies im väterlichen Hause schon Gewohnheit war; bei den üppigen Mahlzeiten aber war er selbst der nüchternste, fastete selbst mehr als die strengsten Kirchengesetze gebieten, und war in Keuschheit ein Muster. Allerdings riß ihn sein weitumfassender Geist, seine leicht zu erregende Großmuth oft zur Verschwendung hin, aber diese

war doch nicht die Folge sinnlicher Ueppigkeit, sondern eines gutmüthigen, wenn auch von dieser Seite schwachen Charakters. Seine Politik war nicht immer offen; aber wo gab es damals in Italien eine solche? Das System, welchem Machiavell den Namen gab, war aus der Zeit selbst hervorgebildet worden und namentlich Florenz seine Wiege. Leo mißbrauchte es doch bei weitem nicht so, wie viele seiner Vorgänger und Nachfolger, ja er mußte es oft als Nothwehr gegen Feinde gebrauchen, die mit dieser Waffe mehr als mit dem Schwerte kämpften.

W. Roscoe schließt sein Werk: Leben und Regierung des Pabstes Leo X. (übers. von Glaser. 3 Th. Leipzig 1808) folgendermaßen: «Alles gegeneinander abgewogen, muß man gestehen, daß sich Leo X. durch thätige und freigebige Ermunterung aller Wissenschaften und Künste unter 250 Päbsten vor ihm am sprechendsten ausgezeichnet und sich einen Ruhm gesichert habe, den ihm, ungeachtet aller Verschiedenheit politischer, religiöser und gelehrter Meinungen, die Mit- und Nachwelt unter allen gebildeten Völkern gern zuerkannte. — Wohl der Menschheit, wenn die Vorzüge so ausgezeichneter, mächtiger, hoch ausgebildeter, und vom Glücke begünstigter Männer, anstatt zu Werkzeugen eines blinden Ehrgeizes oder der Unterjochung und Ausrottung des Menschengeschlechts erniedrigt zu werden, vielmehr zur Beförderung jener edlern Zwecke dienen, die unter allen seinen Zerstreuungen Leo X. nie aus den Augen verloren zu haben scheint!» —

Der Charakter dieses großen Fürsten (denn das war er, trotz seiner Fehler, immer doch) ist auch im Reforma-

tionsalmanach gewiß nicht zu seinem Nachtheile geschildert. Dort ist auch sein Bildniß gestochen, jedoch ohne die beiden ihn begleitenden Kardinäle. Auf Raphael's Abbildung ist der Pabst in weit ruhigerer Stellung und Haltung als sein Vorgänger (obgleich auch dieser zu ruhen scheint), und dies drückt ganz seine Gemüthsart aus. Er hält in der Hand ein Fernglas, vor ihm Schelle und Buch *). Zu seiner Rechten ist der Kardinal Julius von Medicis, der hernach Pabst wurde unter dem Namen Clemens VII; zu seiner Rechten der Kardinal Lodovico de Rossi **), Sekretär der Breven, beide, wie man sieht, Vertraute aller Geheimnisse ihres Fürsten. Letzterer scheint ihm Papiere zum unterzeichnen zu überreichen.

Andreas del Sarto machte eine täuschende Copie dieses Bildes, welche mit der Farnesischen Erbschaft von Parma nach Neapel kam; gestoch. von Morel für die Ausgabe der Florent. Gallerie von Wicar; für das **Musée Napoléon** (herausgegeben von Filhol) von Chataigner, und endl. v. Joh. Dom. Picchianti.

3.
Julius von Medicis.

Das Einzelbild des Kardinals ganz in Stellung und Ausdruck dem im vorigen Gesellschaftsstücke gleich, ein

---

*) Wahrscheinlich sein Brevier, das sich im Museum zu Paris befand, wie das große Missal seines Zeitgenossen Albr. von Brandenb. Kurf. zu Mainz, in Aschaffenburg herrlich ausgemalt von Glockendon, dem Schüler Dürers.

**) Dieser war nur von 1517—1519 Kardinal und das Bild gehört also unter die letztern Werke v. Raph. vollendetster

anspruchsloses Gesicht voll hellen Verstandes, treuer Ergebenheit, aber wenig Eigenthümlichkeit.

Der Kardinal Julius von Medicis war der Vetter Leo's X., ein natürlicher Sohn Julians von Medicis, den Rafael auch malte, und der in der Verschwörung der Pazzi ermordet worden war. Julius wurde mit Leo erzogen und gebildet; doch zeigte er Lust zum Soldatenstande und wurde deßhalb unter die Kreuzritter aufgenommen, ein Orden, der den Soldaten- und Priesterstand in sich vereinigte, und erhielt vom Könige Ferdinand durch Lorenzo's Fürsprache das Priorat von Capua. Julius war von Natur ernsthaft, seinen Verwandten mit warmer Liebe zugethan, und besonders ein zärtlicher Freund Johann's, dem er unter allen Abwechselungen seiner Jugendschicksale mit seiner größern Bedächtigkeit manchen Dienst leistete. Noch wichtiger ward er ihm späterhin, als Johann Pabst und Er selbst bald darauf Kardinal geworden war; ja man kann mit Wahrheit behaupten, er habe manche Maßregeln dieses Pabstes nicht blos ausführen helfen, sondern angegeben; wie er denn auch Manches, was dieser aus Leichtsinn und Verschwendungsliebe verdarb, durch seine Strenge, Klugheit und Ordnung wieder gut machte. Er bestieg nach Hadrian VI. als Clemens VII. den päbstlichen Stuhl im Jahr 1523, rechtfertigte aber die großen Erwartungen nicht, die man

Kunstzeit. Rossi war der Sohn von Leo's Schwester, der Liebling des Pabstes, weil er mit ihm unter einem Dache erzogen war und ihn unter allen Launen des Schicksals begleitet hatte. S. Roscoe II. Bd. Uebers. S. 320.

sich von seinem früher gezeigten Charakter gemacht hatte, so daß man wohl bemerkt, wie ihn wieder Leo's hoher Geist befeuert und gesteigert hatte.

Das Gemälde ist 2½ Fuß hoch und 2 Fuß breit, und gehörte in die alte königliche Sammlung zu Paris. Gestochen von Nicolaus Edelinck für's Cabinet von Crozat. Landon VI. Th. Nr. 319.

4.

Bernardo Tarlati oder Dovizi,

geboren 1470, erhielt den Namen Bibiena (Bibbienna) von der Gränzstadt Bibbiena in Toskana. Er ward von Leo X, mit dessen Familie er in steter Clientschaft stand, und dem er durch seine Klugheit und die Besänftigung der Gegner mit zur dreifachen Krone verhalf, 1513 zum Kardinal von St. Maria in Portico gemacht und starb im November des Jahrs 1520. Er ist es, der seine Nichte gern mit Raphael vermählt hätte. Doch dieser starb darüber und die Verlobte ruht an seiner Seite.

Bibbiena war ein wohlbeleibter, äusserst witziger, heiterer Mann, ein etwas schlauer und satyrischer Zug ist in seinem Gesichte. Die Hände sind wahre Kardinalshände, sagt das Manuel, die sich blos mit der Feder, und das mit Muße, beschäftigen. Bibbiena schrieb die erste, seit dem Erwachen der Künste, regelmäßige Comödie, Calandra, die Leo X. mit großer Pracht und Ausschmückung, welche Balthas. Perruzzi von Siena besorgt hatte, aufführen ließ. Bibbiena lebte gern groß und frei, machte ungeheuern Aufwand, und seine

Pfründen reichten kaum hin, seine Schulden zu decken. Er hatte ein besonderes Talent zur Erfindung wunderlicher Scherze *) und wußte aus Narren noch größere zu machen, wovon Jovius mehrere Züge im Leben Leo X. erzählt. Das Bild ist in dem Pallast Pitti und war früher in Paris. Ein Trauergedicht auf den Tod des Bibbiena s. Roscoe III. Th. Not. n. XXX.

8.

Fedra Inghirami,

Kardinal und Sekretär des Pabstes Leo X., Aufseher der vaticanischen Büchersammlung. Man hat von diesem

---

*) Seria iocis miscere, adulari, resque arduas dissimulanter conficere solitus sagt Jovius, und Castiglione in der Zuneigung zum Cortegiano: M. Bernardo Cardin. di S. Maria in Portico, il qual per una acute placevole prontezza d'ingegno fu gratissimo a qualas, que lo connobbe; par è morto. Der unbekannte Verfasser vom Vita Leonis X. in dem Vaticans-Archiv sagt beinahe in denselben Worten wie Jovius: Is vir facetus, ingenio haud absurdo erat, risum movere, jucunditatem colloquiis miscere, sales atque facetias opportune respergere, atque propterea Cardinalibus quibusdam, voluptati ac venationibus intentis, gratus erat maxime atque acceptus; eorum enim cupiditates moresque intus optime noverat, ac libidinis, si qua illis inerat, conscius erat. — Contumelias atque opprobria inter jocos aequo animo pati. — Joca atque seria opportuno loco agere, callide omnia dissimulare. Ceterum Bibiena natus oppido Etruriae tenui, rhythmos, quos Sonnettos vocant, et alia huiuscemodi haud insulse perscripsit. — Vixit autem regiis ad octavum Pontificatus Leonis annum, eoque anno stomachi languore

Manne zwei Bildnisse, eins ist bekannt und ächt, das andere, noch zweifelhafte, befindet sich seit dem J. 1829 im Städelischen Institut zu Frankfurt am Main, wohin es der Gemäldehändler Noe aus Brüssel um 8000 Gulden, wie man sagt, verkaufte, der es aus der Familie des Kardinals erhalten haben will. Zwar scheint es wirklich ein Werk Raphael's aus seiner früheren Zeit, wo er vermuthlich im Bildnißmalen noch nicht sehr geübt war; denn die Umrisse, besonders der Augen, des Mundes, der Nase sind beinahe mit Schwarz sehr scharf und trocken angegeben, die Schatten schwärzlichbraun, aber die Muskeln doch treffend bezeichnend. Im ganzen Kopfe leuchtet Charakterfestigkeit, der fast an schroffe Härte gränzt, hervor. Die Hände, welche auf dem Tische vorn übereinander liegen, sind viel weicher gemalt, und der einfachen Farbe des Fleisches sehr getreu; die Umhüllung bequem, ein Hauskleid von schwarzer Farbe, die Mütze schwarz; ebenso die darunter hervorkommenden lockigen Haare; der Grund dunkel. Dieses Bildniß muß länger und öfter betrachtet werden, um immer mehr zu gewinnen. Es gleicht unsern ältern Meistern, Holbein, Kranach, Dürer u. a. in der Kunstweise, Einfachheit des Ganzen und treuen Naturnachahmung ungemein, und man sieht, wie Raphael anfangs blos die Wirklichkeit nachahmte, bis er zu größerer Freiheit sich auch hierin erhob. Aber daß dies den Fedra Inghirami vorstelle, läßt sich nicht mit

---

absumtus est, cadaverque eius in Capitolium delatum atque in aede quam *Aram coeli* vocant, sepultum fuit.

Gewißheit bestimmen. Hier Einiges aus des Kardinals Leben.

Thomas Fedra Inghirami war der Abkömmling einer edeln Familie von Volterra, wo sein Vater 1472 bei den Unruhen ums Leben gekommen war. Die Familie, worunter auch der damals zweijährige Thomas, flüchtete nach Florenz. Dort nahm Lorenz von Medici den jungen Inghirami in seinen Schutz und schickte ihn als dreizehnjährigen Knaben nach Rom, wo er sich bald auszeichnete. Da in dem Hippolyt, eine Tragödie von Seneca, worin er die Fedra spielen sollte, das Maschinenwesen zufällig stockte, so unterhielt er indessen die Zuschauer in lateinischen Versen aus dem Stegreife, worüber alles in lauten Beifall ausbrach, und ihn beim Namen seiner Rolle (Fedra) hervorrief. Seitdem legte er seinem Namen noch diesen bei (**Elog. di Ingh. in Elog. Tosc. II. p. 227**). Er gewann nun bald die Gunst des Pabstes Alexander **VI.**, der ihn an Maximilian als Gesandten schickte. Dieser große Freund der Wissenschaften, besonders der Dichtkunst, ernannte ihn zum Pfalzgrafen und gekrönten Dichter, und erlaubte ihm, den kaiserlichen Adler zu seinem Wappen zu fügen. Julius **II.** gab ihm das Amt eines päbstlichen Geheimschreibers und später geheimen Sekretärs im Cardinalskollegium. Leo **X.** machte ihn, mit Ertheilung reicher Pfründen, zum Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek. Aber vier Jahre nachher, 1516, starb er an den Folgen eines unglücklichen Falles von seinem Maulthiere, das durch einen mit Büffeln bespannten Wagen scheu gemacht wurde. Auf seine Wohlbeleibtheit, die auch im Bilde zu Florenz sichtbar ist, spielt der Dichter Colocci (**Op. lat. p. 56.**) in folgenden Versen an:

Da gestern, Leo, ein gewicht'ger Redner
Und ein gewichtiger Poet zu Grund ging,
Erwählt' er sich zum Erben zu Elfzwölftheil,
Erasmus, Beroaldus *) zu dem Drittheil;
Zur Hälfte den Juvencius; dem Neffen
Camillus ließ ein einzig Aß er übrig.
Er aber füllte ganz allein den Hügel,
Damit den Folgenden kein Denkmal bliebe **).

Aus dieser Lebensbeschreibung wird man erkennen, daß das Porträt im Städelischen Institut, obgleich es von Raphael seyn mag, doch vielleicht nicht den Fedro Inghirami vorstellt. Denn entweder nähme man an, Raphael habe es, wie der Styl zu beweisen scheint, als jüngerer Künstler gemalt, so stimmt das Alter des Abgebildeten, das einen guten Vierziger wenigstens bezeichnet, damit nicht überein, indem Inghirami im Jahr 1516 in seinem noch nicht vollendeten 46ten Jahre umkam. Oder Raphael hätte das Bild später gemalt, so müßte er unter Julius und Leo schon ein vollkommneres Porträt als dies haben machen können. Möchte

---

*) Dieser Philipp Beroald ward auch sein Nachfolger im Amte der Bibliothek.

**) Hesterno, Leo, luce cum perisset
Orator gravis, et gravis poëta,
Haeredem sibi fecit ex deunce
Erasmum, Beroaldum ex triente,
Ex semisse Juvencium; Camillo
Nepoti reliquum reliquit assis.
Is vero tumulum replevit unus,
Posteros monumenta ne sequantur.

also Hr. Noe, welcher dies Bild an das Institut verkaufte, authentische Beweise bringen, warum er ihm den Namen Inghirami beilegte und es unter diesem verkaufte.

Von dem eigentlichen Bildnisse Inghirami's sagt das Manuel, daß tiefes Nachdenken ihm aus den Augen leuchte, und jeder Zug den geheimnißvollen Politiker ausspreche. Das rechte Auge schielt etwas, der Blick ist rechtshin aufwärts wie nach etwas gerichtet, er schreibt mit einem schwarzen Griffel. Die Hände sind vorzüglich schön gemalt und das Ganze übertrifft das Bildniß von Bibbiena um vieles. Die Zeichnung ist von äusserster Reinheit, der Pinselstrich breit, das Colorit wahr; der Purpur des Gewandes tödtet das Fleisch nicht; der Faltenwurf sehr natürlich. Man sieht an diesem Bilde, wieviel Raphael mit Lasiren gethan hat. Ueberhaupt scheint dies Werk mit großer Liebe vollendet. Im Pallast Pitti: fälschlich giebt es Rehberg in Paris an. Gestochen von Theodor della Croce. Die Abdrücke sind gewöhnlich ohne Schrift. Auch von T. Vercruys.

6.

Balthasar Castiglione,

geboren 1478, ein vertrauter Freund Raphael's, dem er manche Ideen zu Gemälden gab und den er durch feines Urtheil immer leitete. Das Gesicht ist voll freundlicher Offenheit, Mannssinn, hellem Verstande und Feinheit der Sitten, wie sich dies auch in den eleganten Werken Castiglione's zeigt *). Der pelzverbrämte

*) Wie sehr Castiglione als Gelehrter und Dichter bewundert

Rock mit offenem Brustlatze, so wie der breite Hut geben dem Bilde ein freies, malerisches Ansehen. Die

---

wurde, davon geben folgende Verse des M. Antonius Flaminius, Carm. l. I. de laudibus Mantuae, Beweis:

Felix Mantua, centiesque felix
Tantis Mantua dotibus beata;
Sed felix magis, et magis beata,
Quod his temporibus, rudique saeclo
Magnum Castaliona protulisti.

Flaminius Werke finden sich in folgender Sammlung: Carmina quinque illustrium poëtarum. Secund. Edit. Florentiae apud Laurentium Torrentinum MDXLIX. Diese fünf Dichter sind: Peter Bembo, I Buch; Andreas Naugerius, I Buch; Balthasar Castiglione, I Buch; Joh. Cotta, I Buch; M. Anton. Flaminius IV Bücher, nebst dessen Paraphrase von 30 Psalmen.

Ein anderes Gedicht von Flaminius rühmt den Castiglione als Krieger und Dichter sehr elegant:

Si truculenta ferox irrumpis in agmina, Marte
Diceris invicto Castalione satus.
At molli cithara si condis amabile carmen,
Castalia natus diceris esse Dea.

Wenn du mit trotzigem Muth in die starrenden Schaaren hineinstürmst,
Heißest du wohl mit Recht, Mars unbezwinglicher Sohn.
Aber wenn du ein Lied voll Anmuth stimmst auf der Cither,
Dann der Kastalierin scheinst du ein würdiger Sproß.

Oder:

Horrida terribilis cum tractas arma, Maronis
Castalione tui carmine digna facis.
Idem cum molli vacuus requiescis in umbra
Castaliae, aeterno digna Marone canis.

Wenn du die furchtbare Wehr, Graunvoller, schwingest, so thust du
Thaten des dichtrischen Lobs deines Virgilius werth.
Aber auch, wenn du nun ruhst in Castalia's weicher Umschattung,
Singest du wieder ein Lied Maro's Unsterblichkeit gleich.

Ausführung ist breit und dem Leichten der Stellung und des Charakters gemäß. Castiglione erwähnt selbst dieses Bildnisses in folgenden Distichen, die er seiner Gemahlin Hippolyta Taurella, einer an Geist und Schönheit ausgezeichneten Frau, in einer Heroide, welche des klassischen Alterthums würdig ist, von Mantua an ihn nach Rom schreiben läßt *):

Nur Dein Bild von Raphael's Hand, das die theueren Züge
Alle mir zaubert zurück, lindert den sehnenden Schmerz.
Ihm nur weih' ich die Lust, ich lächle mit ihm nur und scherze,
Rede mit ihm, als vermöcht's mir zu erwiedern das Wort.
Oft durch Nicken und Wink, als hätt' es mir etwas zu sagen,
Ja Dein eigenes Wort scheint es zu reden sogar.
Selbst Dein Söhnlein erkennt's und stammelnd rufet es: « Vater! »
Trost ist mir dieses und so täusch' ich den zögernden Tag **).

Das Gemälde in Paris ist hoch 2 Fuß 5 Zoll, breit 2 Fuß 2 Zoll, gestochen von Regnier Persyn nach einer Zeichnung von Sandrart; man lies't darauf: **In aedibus Alph. Lopez.** Nicolaus Edelinck für das Kabinet von Crozat; von Nic. de Larmessin für die Akademie von Bullart in 4 und von J. Godefroy zu

---

*) Zum erstenmal gedruckt bei den Werken der Fulvia Morata, Venet. 1534, unter der Aufschrift: Bath. Castilionis elegia, qua fingit Hippolitam suam ad se scribentem; woraus man ersieht, daß nicht Hippolyte die Dichterin sey, sondern Castiglione nur ihre Ideen so eingekleidet habe.

**) Sola tuos vultus referens Raphaelis imago
Picta manu, curas allevat usque meas.
Huic ego delicias facio arrideoque jocorque,
Alloquor et tanquam reddere verba queat.
Assensu nutuque mihi saepe illa videtur
Dicere velle aliquid, et tua verba loqui.
Agnoscit, balboque patrem puer ore salutat,
Hoc solor, longos decipioque dies.

Paris; im **Musée Nap.** von Filhol von Bautrois; in Crayonmanier von **Le Page**, ohne Hände, lebensgroß.

8.

Johanna Arragona,

Gemahlin von Ascanio Colonna, Fürst von Tagliacozzi. Von dem Bilde dieser Frau malte Raphael nur Gesicht und Hände; die seltsame Tracht und den Kopfputz Julio Romano. Der Kardinal Hippolyt von Medicis bestellte dies Bild, um Franz I., dem Liebhaber schöner Frauen, ein Geschenk damit zu machen. Dies Bild ist in Paris, auch der Graf Fries hatte ein solches in Wien. Noch giebt man für ein Bild dieser Johanna ein Portrait im Geschmack des Leonardo da Vinci, im Pallast Colonna an. S. Ramdohr, über Bildh. und Mal. in Rom. Pall. Colonna. Aeneas Vicus hat uns auch ein Bildniß der Johanna in einem seltenen und schönen Kupferstich bewahrt, der die Aufschrift führt: **Maria Arragon.** Unten steht: **Aetatis suae. ann. XXVIII.** Das Oval ist von zwei allegorischen Figuren gehalten. Links unten steht: **AEN. VICVS. PARM.** (**ensis**) **F.**, hoch 3 Z. 2 L., breit 2 Z. 11 L.

Man kann dies mit dem Raphael'schen vergleichen, welches von Jac. Chereau in gr. Fol. für das Cabinet von Crozat gestochen ist.

Johanna war eine der gepriesensten Schönheiten des sechszehnten Jahrhunderts und fast alle großen Dichter ihrer Zeit verherrlichten sie in Liedern, wovon ein ganzer Band in Venedig 1558 erschien, unter dem Titel: **Tempio alla divina Signora Arragona.** Augustinus Niphus (gebor. 1473, gestorb. um 1550 in

Pisa), den Leo X. wegen seiner schönen Schriften so ehrte, daß er ihm den Titel und das Wappen der Medicis zu führen erlaubte, ist in seinem Werke: **De Amore** *) so von dieser Frau begeistert, daß er sagt: Von allen Schönheiten, die er in diesem, ihr zugeeigneten Werke angeführt habe, sey Johanna die schönste gewesen, denn ihr edler Sinn stehe ganz der körperlichen Schönheit gleich; und während jene meist nur in gewissen Schönheiten ausgezeichnet gewesen, wäre bei ihr alles in idealer Harmonie. Ihr Reiz habe unwiderstehlich jeden beim ersten Anblicke gefesselt, und die holdeste Anziehung sey ihre Schaam und Sittlichkeit gewesen. Dies schrieb Niphus im Jahr 1529.

In der Zueignung dieses Werkes aber sagt er sehr schmeichelhaft: «Weil ich beim Anfange dieses Buches, in der Mitte und am Ende, stets deine Schönheit vor Augen hatte, so muß durch deren Anblick und genaue Beschreibung das Buch nicht nur schön, sondern der Bewunderung würdig werden.» — Der Kardinal Pompejo Colonna aber hat dem Büchlein ein Vorwort vorausgeschickt, worin er dem Niphus für sein Geschenk dankt. Darin sagt er: «Obgleich die Natur selten das Höchstschöne hervorbringt, so hat sie doch zu unserer Zeit etwas Vollkommnes und Bewundernswerthes, ja den unsterblichen Göttern ganz Aehnliches hervorgebracht, Johanna Arragonia Columna, und sie von der

*) Eine seltene Ausgabe benutzte ich aus der Bibliothek des Hrn. Obergerichtsraths Schlemmer: *Augustini Niphi Medicis* ad illustrissimam *Joannam Aragoniam*, Tagliacoccii Principem de *Amore* Liber. — Lugduni Batavorum, apud Davidem Lopes de Haro. CIƆIƆCXLI.

Wiege an bis zu diesem Alter, worin sie in höchster Blüthe ist, durch alle Stufen der Schönheit und Anmuth geführt. Ueberdies hat sie ihren Geist mit den seltensten Anlagen und Tugenden geschmückt, und ihrem Körper, von seltener, reizender, ja fast göttlicher Bildung, Züchtigkeit zugesellt; so daß ihr in dieser Hinsicht, ausser dem Götterrang (immortalitas), nichts zu fehlen scheint. So ist die Heiterheit der Stirn und des Antlitzes; so der Glanz der Augen und ihre schimmernde Klarheit; so endlich des ganzen Körpers Gestalt, Grazie Liebreiz, daß selbst Gefühllose angezogen und zu der Betrachtung des Reinschönen (absoluti pulchri) gelockt werden. Endlich übertrifft sie an Unbescholtenheit, Anmuth der Sitten, Freundlichkeit und Beredsamkeit alle übrigen; so daß man mit allem Rechte glauben mag, sie sey allen Frauen zu einem Vergleich der Tugend und Ehrbarkeit, gleichsam wie ein Spiegel oder ein strahlendes Gestirn, geboren. Ich gestehe daher, daß wir der Natur, wegen dieser vorzüglichsten Gabe, den größten Dank schulden. Dank Dir, Niphus, daß Du das, was die Natur uns nur als ein Hinfälliges und leicht Vergängliches*) zugestand, ewig dauernd und beinahe göttlich machtest.»

Diese letztern an Niphus gerichteten Worte sprechen wir noch mehr von Deinem herrlichen Nachbild, o

*) Johanna starb gleichwohl in hohem Alter 1577, nachdem sie in den Streitigkeiten der Colonnas mit Paul IV. alle ihre hohen Eigenschaften entwickelt hatte. Man verbot ihr damals aus Rom zu gehen, und würde sie sogar, ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht, ins Gefängniß gesetzt haben, aber entschlossener Muth, Klugheit und Gewandtheit in allen Staatsgeschäften führten sie durch.

Raphael aus, als von Riphus trockenen, wenn auch begeisterten Worten; und wo ein Kardinal so in Feuer kommen konnte, als er das absolut Schöne sah, da mag man es auch uns nicht verdenken, an dem schönen, immer noch gegen die Natur schwachen, doch von einem Raphael gemalten Nachbilde uns recht innig zu erlaben.

9.

Alphons I. von Este,

Herzog von Ferrara; ein herrliches Mannsgebild mit breitem Gesicht, für Kraft beinahe Ideal. Bart und Haare sind höchst großartig geworfen. Das Haar ist auf der Stirne gescheitelt und giebt dem Gesichte, auf den ersten Blick, das Ansehen eines Christuskopfes, wozu die Regelmäßigkeit der Gesichtstheile noch beiträgt *). Raphael malte dies Bildniß vermuthlich im Jahr 1512 im Juni, als Julius II. den Herzog nach Rom gelockt und ihm zugemuthet hatte, sein Herzogthum abzutreten und dafür die kleine Stadt Asti anzunehmen. Mit Mühe entrann Alphons und selbst Ariosto vermochte nicht den Zorn des Pabstes darüber zu stillen, sondern war froh selbst mit dem Leben davon gekommen zu seyn, indem ihn der Pabst in die See wollte werfen lassen. S. Roscoe, Leo's Leben. II. S. 15 — 17. Uebersetz. von Glaser. — Gestochen von Van-Dalen. Umriß in Landon. Vie de Raf. VI. Th. Pl. 319.

*) Man sehe Lavaters Beurtheilung dieses Kopfes in der Physiognomik, wo ein Umriß sich findet.

III.

Ueber den artistischen Vortrag des altgriechischen Epos und Dramas.

(Im Vereine der Freunde für Literatur und Kunst vorgetragen den 18. Dezember 1829 von N. Müller.)

Das Wunderbare und das Bewunderungswürdige waren von jeher der wirksamste Reiz des Gefallens und der lebhaften Theilnahme. Mit ihrer in der Natur des Menschen gegründeten Kraft vertraut, erschuf der Dichter das Heldengedicht und das höhere Drama, beide führen Götter und Helden, übernatürliche Mächte und menschliche, doch gottähnliche Gestalten auf, meistens in wechselseitiger Einwirkung hoher Leidenschaften befaßt, und über dem Ganzen die dunkle Herrscherwelt des unerforschlichen Fatums. Der den Glauben in Anspruch nehmende Mythus, und die das Gemüth fesselnde Nationalität vollendeten den Zauber, den das griechische Epos und das griechische Drama auf das für jede sinnliche Kultur höchst empfängliche Attika so wundermächtig ausgossen. Diesem Zauber Halt zu geben, ihn dem Gedächtniß als ein bleibendes Gut einzuschmeicheln, mußte das Meisterstück einer höchst vollkommnen Metrik wirksam gemacht, und die Bildhauer- und Malerkunst in Bewegung gesetzt werden. Mit dem Epos und dem Drama war den Künstlern ein ungeheures Pantheon von Götterkräften, von Heroenbildern

und tieferfassenden Verhängnissen; von Kämpfen zwischen obern und untern Kräften, von Thaten und Leiden eröffnet, und mit diesen aufgestellt, die Ausdrucksmodelle der Seele und die Schönheitsmuster des Körpers.

Die Geschichte der Kunst zeigt, wie das erste Licht ihrer Größe jener Zeit entquoll; und wie ihre fruchtbarsten Vorwürfe noch jetzt aus jener strahlenden Vorzeit erborgt werden; wie Kunstwerke nach Homer oder Euripides auch jetzt noch — wo das nationale Interesse zerstäubt, wo der gläubige Sinn an die altheilige Mythensage erloschen ist — als Quelle, Muster und Regel des guten Geschmacks gelten, und vor dem unpartheiischen Richter, der ausschließlich auf griechische Kunst sieht — ohne Vergleichungen aus dem Norden oder aus Osten herzuholen — der nur das Jüngere der Griechenkunst mit deren Aelterem vergleicht, und auf der Leiter der Zeit nur bis auf Perikles herabsteigt, auch gelten müssen, wie Monumente faktisch belehren, die ihr schönes, geistiges Daseyn unsern Tagen aufbewahrt haben.

Darf nun der moderne Künstler, der sich seinen Vorwurf aus jenem classischen Alterthume wählt, in Verfertigung seines Werks von den musterhaften Vorbildern des Alterthums abweichen, und nach freier Willkühr die Formen seiner eignen Einbildungskraft unterschieben?

Ich glaube, es sey den heutigen Künstlern nicht rathsam, und, aus den Folgen beurtheilt, nicht erlaubt, für ein Gemälde, oder für die plastische Anordnung eines Meiselwerkes, den Stoff aus der Antike zu nehmen, denselben aber, durch willkührliche Abweichungen von

den gegebenen Formen des alten Dichters oder Künstlers, dem heimathlichen Urgeiste seiner Zeit zu entrücken; weil diese erotische Einschiebung oder Entrückung in fremdartige Umrisse und Umgebung das an die zum artistischen Kanon erhobenen edlen Urformen gewöhnte Auge des Kenners befremden oder beleidigen muß, welcher im Gebiete der Kunst mit jedem Dinge in seiner konventionellen und absoluten Eigenthümlichkeit gleichsam vertraut und verwandt ist, es in seiner Zeit und an seinem Orte sucht, und das Zuthun eines willkührlichen, modernen Dichter- oder Kunstwerkes gleichsam wie einen Verstoß gegen die strengwaltenden Gesetze des Uiblichen; wie einen blödsinnigen oder frivolen Eingriff in die Rechte poetischer Wahrheit und Geschichtmäßigkeit mißbehäglich aufnimmt.

Ich spreche hier vordersamst von den plastischen Kunstwerken und von den Gemälden, deren Stoff den Fürsten der alten Theogonien, der Epopäen und Dramen entnommen ist, aus den allbekannten, allgewürdigten und geheiligten Quellen, aus welchen auch, Jahrhunderte später, Griechen und Römer ihr eignes Lebenswasser geschöpft haben. — — «Alle ihr, die ihr jenes heilige Erbe seiner Eigenthümlichkeit beraubt, und unter die selbstsüchtige Pflege eures Dünkels und Witzes gebeugt habt; alle ihr müßt den Frevel der Entheiligung mit eurem Ruhme bezahlen!» — — So würden Quintilian und Isokrates, die feurigen Warner vor Fehltritten, denen zugerufen haben, welche sich auf ähnliche Weise an Homer und den Dramatikern versündigt hätten. Nach dem höhern Grade dieser Versündigung würden sie sogar gänzlich unverständlich, eine

fremde Sprache geworden seyn, da die in sehr bestimmten Umrissen erscheinenden Vorbilder zu Regeln erhoben, konventionelle Integrität in Individualität erhielten; und eine sanktionirte Typik jeden Gott, jeden Helden porträtmäßig ausstempelte. In der gigantesken Ausdehnung wie im geschnittnen Steine von Nagelgröße zeigte der Gott und der Held dieselben Gesichtszüge, dieselbe Körpergestaltung; und wie Apollo oder Theseus, Ulysses oder Penelope, Achilles oder Iphigenia sich immer und überall in ihren Individualkontouren als bestimmte Bildnisse zeigen; so ist auch die Handlung des Epos dieselbe, wie sie — nur bei leichten Modificationen — in den Dramen ihre bewegten Gemälde auseinander rollt. So vervielfältigt auch die Bildnisse von Here, Pallas und Venus erscheinen, so sind sie doch alle Homers Hauch durch Praxiteles Mund, Homers Geist in Praxiteles Meisel. In wie vielseitigen Handlungen wir sie auch erblicken mögen, so sind sie doch durchaus dasselbe Wesen in den Möglichkeiten, oder vielmehr in den poetischen Wahrscheinlichkeiten ihres bewegten Lebens. Wie nun Neuerungen und Anfügungen fremdartiger Formgestaltung und fremdartigen Geistes anbringen, und doch noch verständlich bleiben? — Wer den ruhmverewigten Dichter ganz ergründet und seine Großartigkeit mit seinen Gefühlen zu amalgamiren weiß, der steht dem Berufe nahe, selbst Dichter zu werden; wer die verewigten Kunstwerke der Alten in ihrem ganzen Werthe, und ihre aufmerksame Beschauung in Genuß zu verwandeln versteht, der suche nur in kunstliebender Entzündung die Werkstätten der Meister auf, er ist zum Künstler geboren, und, aus-

gerüstet mit allen Hilfsmitteln der Kunst, darf er seinem Genius auch Selbstschöpfung erlauben, aber, die herrliche Antike in Kopf und Gemüth, wird er behutsam seyn, und nicht ohne einiges Mißtrauen wird er Annäherndähnliches fügen an Großerkanntes; wilde Abschweifung versagt er sich.

Die wahre Anlage zu Dichter und Künstler ist, als solche, eine in die menschliche Natur gelegte Gottesgabe, eine eingeborne, im Unberufenen nur schwer zu erweckende Fähigkeit, das Schöne zu finden, zu fühlen, und mit fruchtbarem Wohlgefallen in allverständliche Formen einzukleiden. — Diese Naturanlage, das heimische Urlager des Genius der Erfindung, ist sehr oft weit entfernt von der philosophischen Theorie des Schönen und der Kunst, die wir gewöhnlich mit dem flachen Namen Aesthetik belegen; aber auch sehr oft weit entfernt von der Kritik, welche zwischen der allgemeinen philosophischen Geschmackslehre, und der aus der Geschichte hervortretenden, wohlgeordneten Erfahrung, die Mitte herrschend einnimmt. Die Werke, welche aus dieser von aussen her ungebildeten Naturanlage hervorgehen, sind sehr oft interessante Eigenthümlichkeiten, pikante Originalitäten, bisweilen elektrische Sprühfunken, selten aber die Prüfung bestehende, gehaltvolle, dauerhafte Kunstwerke; und selbst die Urtheile, die ihr genialer Schöpfer, in Selbstliebe eingewunden, über sie ausspricht, sind nur blendende, leicht erlöschende Feuerflocken, analoge Produkte des ungeregelten Kunstfluges; sie sind immer mehr ausschließend als befassend, und jedenfalls nur auf einheimischem Boden klar, natürlich, schicklich; Vorliebe und blinde Eingewöhnung üben

eine unrühmliche Herrschaft über sie aus, und in der starren Unbiegsamkeit einer beschränkenden Vorliebe geht das ächte, das kompetente Urtheil des universalen Geistes unter.

Indem wir bei dem allen Regelnzwang verschmähenden Naturdichter oder Naturkünstler, auch wenn er sich nur in fessellosen Nachahmungen gefallen sollte, ausser dem gesunden Auffassungsvermögen des Schönen in der Natur, ausser der regsamen Gefühlstiefe für dasselbe, und ausser der Erfindungskraft auch die konventionelle Bildung durch Kunstgenuß und Belehrung, also eine artistische Erudition und ächte Urtheilsschärfe als Bedingung reiner und gehaltvoller Produktionskraft festsetzen: müssen wir ihm dennoch (wenn er dieses Wissen nur für kalte Schulweisheit oder für einen pedantischen Regelnzwang mißachtend aufnimmt) das Monopol der obgleich in sich selbst begrenzten Willkühr einer allzurasch verfahrenden Erzeugungslust nehmen, und seinem Despotismus in Verdammung alles Einflusses der gesunden Kritik, die gesetzkräftigen Regeln desselben als Schranken entgegensetzen, und so die Wildausbrüche seines sich selbst überstrudelnden Genius durch Unkraft unschädlich, das heißt ungültig machen.

Diese als unerläßlich betrachtete Künstlerbildung besteht aber nicht blos darin, daß man seinen Homer oder Virgil, seinen Sophokles oder Plautus im Urterte oder in guten Uebersetzungen gelesen; daß man den horazischen Brief an die Pisonen, daß man den Sulzer und Winkelmann, den Batteux aus Ramler kennt; daß man einige Mythologien und Künstlerbiographien, auch eine archäologische Abbil-

bungen-Sammlung besitzt: O nein! Eine schale Polyhistorei, die nur eine eitle Rechthaberei unterstützt, und dem Gallimatias einer verschraubenden Eitelkeit die Mutterbrust reicht, ist schädlicher oft und ärgerlicher in ihren verkehrten Werken als Unwissenheit bei guten Naturanlagen. — Der Künstler, welcher vor der Leuchte der Kritik bestehende Erzeugnisse zur Anschauung zu bringen vermag, und ächte Kritik selbst ausspricht, muß das ganze Gebiet des Schönen der Vor- und Gleichzeit prüfend und vergleichend wie genießend durchwandert haben; er muß von jeder Schaale den Kern, in jedem Kerne das Kränkeln oder den Wurmfraß von den gesunden Lebenskeimen zu unterscheiden wissen; er muß zugleich die innere Fülle und Vortrefflichkeit im eignen Werke mit jenen Aeusserlichkeiten umgeben, welche das Gesetz des Geschmacks und der Anspruch der Kritik auf Wahrheit und Schicklichkeit ernsthaft fodern.

Es ist nicht genug, daß der innere Zeugungsgeist sich thätig und munter aufregt, daß er wie im Instinkttriebe fruchtbare Anregungen macht auf all' das ihm verwandte, vielverzweigte Bildungsvermögen der Seele; sicher nicht! Eine, ich möchte sagen, Prometheusische Bildnerpotenz ist zwar unerläßlich für gute, erfreuliche und wirksame Erzeugung, aber trotz ihres göttlichen Abstammes dennoch das Einzige nicht, was ausser geistiger Selbstständigkeit auch den Werth des Großen, des Wahren, des Allbegreiflichen, des Universalen bestimmt und verbürgt, und zugleich durch ethische Gewalt die Nährkraft und der Schmuck der Humanität wird. Auf den Geprägen des Genies wollen wir auch das Musterhafte, das Allverständliche und das finden, was auf

eine gute Schule, auf gutverdaute Studien und auf Benutzung musterhafter Vorbilder zurückweis't. Der Künstler, welcher wähnt, sein Genius, alles ihm lästig dünkenden Einflusses von Aussen ledig, leite unfehlbar auf die Glanzhöhe des Ruhmes; er erobre unfehlbar die dankbare Ehrfurcht der Mit- und Nachwelt, indem er nur die Gesetze eignen Willens achtet, die gelehrte Bildung als einen Kappzaum des heiligen Flügelrosses, und die eingebildete Pflicht eines geregelten Kunstwandels als den feindlichen Schwächer betrachtet, der sein zielgieriges Treiben hemmt und verwirrt, seinen Wunsch in Zwietracht versetzt und in Widerspruch, und die göttliche Kraft einer mächtigen Naturrege in den eisernen Schnürleib des Pedantismus einklemmt: Der Künstler, den dieser Wahn erfaßt hat, bleibt gewiß eine schwache einseitige Kraft, ein unverständlicher Kopist des Unwahren, der von eignem Lichte geblendet, in Schatten zurückfällt.

Eine solche Drohung schreckt uns nicht, sagen die Naturalisten der Kunst, denn es giebt gar keine Legitimität der Kritik, keine feste Basis des Kunstgeschmacks; alles Wahre und Schöne ist in objektiver wie in subjektiver Hinsicht nur relativ, das Positive liegt allein in uns. Sind doch — so fahren sie fort, in ihrer Autoapologie die Angriffs- und Vertheidigungswaffen zu führen — sind doch die Herrn Kunstrichter unter sich selbst in Divergenzen getrennt, oft zu schroffen Controversen gegen einander aufgereizt; in nationalen, selbst in provinzialen Vorurtheilen befangen; das Schulpensum einer handwerksmäßigen Geistlosigkeit, den Potpourri kraftloser Sentenzen nennen sie den Codex des Geschmacks.

Sie sind die willenlosen Knechte unter der Herrschaft solcher nur die Seichtheit bestechender Gesetzformen; die ewig gehetzten und hetzenden, uns aber stets unverständlich bleibenden Wappenherolde des Afterhämos. — Solche Reden tönen bisweilen von den bequemen Naturalisten der Kunst, aber wen treffen ihre stumpfen Bolzen?

Trotz allen allerdings existirenden Verschiedenheiten in Sachen des guten Geschmacks, trotz manchem Kriege der Meinung in diesem Gebiete, sind die wahren Würdiger der Kunst doch in den Grundtönen des Geschmacks im verständigen Einklang, und es werden Autoritäten anerkannt, welche Beistimmung fodern und erhalten. Es giebt eine über allen nationalen und klimatischen, über allen Schul-Einfluß erhabne, eine auf unverwerflichen, aus der tiefsten Menschennatur geschöpften Prinzipien gegründete, eine weltphilosophische, ächte, wahre, und durch innere Macht abstrakter und angewandter Wahrheit evident gewordene und daher heilsame und gesetzkräftige Kritik! Es giebt eine aus empirischer Psychologie, aus anthropologischen und philosophischen Grundsätzen, eine aus dem Wurzelleben des Menschen abgeleitete Geschmackslehre, welche alles Bezugweise, alles Antiuniversale, alle Meinungsdivergenzen aufhebt; welche alle Gegensätze in Einstimmung bringt, Genie und Geschmack enge vereint, und aus dieser Vermählung, unter der praktischen Wahl des Besten, auch die reinsten und herrlichsten Früchte hervorbringt.

Unsere Geschmackslehrer haben über Homer's Fehler verhandelt, über die Gebrechen der Aeneide reichhaltige Belehrungen ertheilt, den alten Scholiasten nach fanden auch die alten Dramatiker ihre Tadler; aber trotz dieser

Aufdeckung von Schwächen und Gebrechen, trotz der ungeheuren Entfernung jener Dichter von uns in Zeit wie in Raum, trotz den uns ganz fremde gewordenen lokalen Eigenthümlichkeiten in Religion und Weltansicht, fanden ihre Werke doch eine allgemeine Anerkennung ihres hohen Werthes, erst mehr gefühlt als begriffen, dann ganz begriffen und hochgewürdigt. Es liegt also ein Werth in ihnen, der aus Naturtreue und Kunsthöhe, aus Erhebung des Reinmenschlichen zur idealen Größe, aus der Macht des Wunderbaren und aus einem Zauber für das Gehör wie für das geistige und körperliche Auge hervorgeht, der nicht zu verkennen ist, und den die gleichzeitige bildende Kunst durch unsterbliche Denkmale — Urkunden jener Höhe und Größe! — gleichsam zum ästhetischen Glaubensartikel erhoben hat. Darum auch die Uebertragung jener dichterischen Kunstwerke beinahe in alle lebenden Sprachen, darum die sorgsame Nachahmung der durch diese Naturdichter ins Leben gerufenen Kunstmodelle, darum die nie ersterbende Bewunderung vor diesen wie vor jenen; darum auch der geschärfte und nie vergehende Tadel gegen diejenigen, die in ihren dichterischen oder plastischen Nachahmungen jener allverehrten Antike zu starke Abweichungen sich zu Schulden kommen ließen; denn der Maaßstab solcher Abweichung war jener der größeren oder minderen Versündigung gegen Schönheit, Nachdruck, Würde, Harmonie, Naturgröße, Wahrheit, kurz gegen den g u t e n Geschmack; das heißt, gegen ein Eigenthum der im Reiche der schönen Künste durchaus zur Reife gebildeten Menschen, gegen ein positives Eigenthum, welches K a n t transcendental erörtern, und E u k l i d e s mit der Evidenz seiner Berechnungen beweisen könnte.

Nach diesen Vorausschickungen komme ich auf jene Künstler zurück, welche, alle Kritik der Kunst verschmähend, in Nachahmung klassischer Vorbilder, solche Abweichungen, solche heterogene Anfügungen und lokale Akkomodationen sich erlauben, welche die Vorschriften des Zeitüblichen und die konvenirte Diktatur der archäologisch gefoderten aber auch vorgezeichneten Ausschmückungen, durch Unverträglichkeit schneidender Kontraste und eigentlicher Kunstlügen beleidigen. Diese bezarren dünkelsiechen Dichter oder Künstler können freilich das hohe, reine Kunstgebilde des Dichters oder des Plastikers und Malers der alten Griechenwelt weder verdunkeln noch schänden, aber sie selbst erleiden billige Selbstbestrafung im unbefangnen Urtheile der Welt.

Wenn wir annehmen müssen, daß auch praktische und hochgefeierte Künstler in jene Reihe von Schriftstellern eingetreten sind, welche den Freund und Neophiten der Kunst in das innere Heiligthum des Geschmackstempels einzuführen bemüht sind; wenn auch solche in ihren eigenhändigen Werken ungenügende oder gar irreleitende Vorbilder liefern, wenn wir einen Leonard da Vinci, einen Lairesse, De Piles, Hogarth, selbst einen Mengs in selbstgeschaffenen Kunstwerken betrachten, welche hier Verstoße gegen Zeitüblichkeit, dort gegen psychologische Konsequenz aussprechen, so müssen wir uns betrüben, denn das **et Homerus interdum dormit** entschuldigt sie nicht; und diesen ihren Versündigungen gegenüber dürfen wir uns um so weniger verwundern, daß die große Masse der zeichnenden Künstler nur die tumultuarischen Vorplätze oder die Propylåen der Kunsttempel bevölkern, und nicht einmal wie

Mose Sehnsuchtsblicke versenden nach dem Lande hoher Verheißungen.

Für solche Verirrungen spricht indeß das verflossene Jahrhundert seine Entschuldigung aus, denn erst seit einem Menschenalter, erst in unserer Aera hat der gründliche Forschungseifer der Gelehrten eine Fackel angezündet, welche die reichen Bilder-Cyklen des Alterthums, nach Zeit und Volk geordnet, klarbelehrend vor die Blicke stellt. Koryphäen des Geschmacks wie Richardson, Voltaire, Diderot, Caylus, Montfaucon, Lessing, Winckelmann waren nur die Vorläufer derer, welche das wahre Licht des ächten Geschmacks in die Gallerie des Alterthums wie in die Werkstätte der Künstler trugen, und von da aus die Bühnen beleuchteten, die ihre Reflexe wieder über den Kunstpöbel höchst wohlthätig ausgossen. Von Heyne, Schlegel und Voß; von Lenoir, Millin und Bitaubé; von David, Gerard und Girodet; von Canova, Dannecker und Thorwaldsen; endlich von Talma, Brandes, Brockmann, Devrient und Eslair an, datirt sich die Richtigkeit und Treue der Begriffe von alterthümlicher Wahrheit, die Klarheit der Dichter- und Steinsprache des sogenannten classischen Alterthums und der classischen Nachbildungen. Jetzt liegen die sichtbar sich aussprechenden, mit sinnlichen Zügen durch sich selbst belehrenden Marmorlegenden in getreuen Abbildungen, als die heiligen Regelbücher des Geschmacks und der Wahrheit, als ein lebendgewordener Orbis pictus der Vorwelt vor uns; sie beleuchten und leiten den kühnen Künstlerwandel; aber jetzt verlangt auch die Kritik eine treue Folge auf jenen beleuchteten Gleisen

der Künstlerfahrt, und sie darf diese streng verlangen, ohne hart und ungerecht zu seyn.

Wenn wir in unsern heutigen Tagen die dramatischen und epischen Gemälde des griechischen Alterthums von der Schrift sinngetreu kennen, so ist uns auch zugleich das Mittel gegeben, sie in das Kunstleben ächt und treu überzutragen, und so den alten Geist in sein passendes Gewand einzukleiden. Der Künstler, der sich nun eigensinnig dem Klarsehen, dem Richtigfühlen widersetzt, der die ihm sich gleichsam aufdrängenden Studienmittel ungenützt auf Seite schiebt, dennoch aber mit ignorantem Dünkel in diese Sphäre sich hineinbegiebt; dieser Verwegene wird strenge Richter finden, die sein kühnes Selbstgenügen in den Fehlern verdammen, denen er nicht entgehen kann. Der heutigen Kunstrichterschaft genügen nicht mehr anatomische Treue, plastische Wahrheit und Formenschönheit, nicht mehr Einheit der Person, der Zeit und der Handlung, nicht mehr pittoreske Anordnung und Annäherung an Zeitüblichkeit, nein! sie verlangt mehr, weil sie jetzt mehr zu fodern berechtigt ist, sie verlangt strenges, bestimmtes Nachkommen der Angaben des alten Dichters und der Normalformen seiner Zeit; sie verwirft die willkührlichen Ausschmückungen moderner Kunstpoesie, sie verwirft allen Schmuck der dem Wurzelboden des Alterthums nicht entsprossen ist, und nicht in ihn eingepflanzt werden kann. Vor dreihundert Jahren konnten den aufmerksamen Raphael die gelehrten Freunde Bembo und Castiglione nicht vor Fehlern schützen, die wir ihm verzeihen müssen, weil er that, was er konnte, weil er seine alterthümlichen Mittel, mit warmer Liebe für

schöne Natur vereint, erschöpft hat. Aber ein heutiger Maler, welcher dem griechischen oder römischen Alterthume seine Vorwürfe ableiht, muß in seinen Werken dieser Gattung sein treues Festhalten an dem ihm gegebenen Unterrichte bewähren, oder der Richterstuhl der Kritik zeiht ihn der Unwissenheit aus Indolenz, oder der verwerflichen Willkühr des Uebermuthes.

In den verfloßnen Jahrhunderten hat die Treue in Nachbildung alterthümlichen Geistes und der alterthümlichen Formenwelt nichts mehr beschädigt, als der sonderbare Mißbrauch einer Vermengung des Christlichen mit dem Heidnischen, und die Apotheosen in mißbrauchter Allegorie. Große Kunstrichter hielten mit Unrecht den Geist des Christianismus für untauglich, episch oder dramatisch bearbeitet zu werden; Klopstock und Calderon, Milton und Dante widerlegen das; aber der Geist des Christenthums, der in demüthiger Verzichtung, in frommduldender Ergebenheit, in der Kraft der Selbstopferung sein eigenthümliches Wesen und seine Tendenz darlegt, verträgt sich nicht mit dem sinnlichen Paganismus, mit den farbespielenden, leicht aufbrausenden Elementen der pantheistischen Weltansicht; eine Verbindung so heterogener Wesen ist eine zwangvolle, deren Sträuben Karrikatur oder Maskerade wird. — In dem Mißbrauche der Allegorie schwindet aller Reiz, zernichtet sich alles Belehrende selbst, wird affektirtes Pathos zur Selbstverspottung. In ihren sinnbildlichen Vergötterungen sehen wir eine hochfarbige, fantastische Götterwelt, oft abstrakte Tugenden und Laster auf das widrigste anthropomorphisirt, zur Huldigung irgend eines irdischen Gottes, wie einen modernen

Hofstaat, um die Hofsonne zusammengestellt; ein Skandal der Kunst und des denkenden Menschen! In unsern Tagen nicht einmal mehr Blendwerk des Pöbels.

Was die Nachhesiodischen und Nachhomerischen Dichter in den freien Spielen einer ungezügelten Einbildungskraft unter den buntscheckigten Gestalten des ewig zerspaltenden Polytheismus hervorgebracht haben, das wurde unter der Künstekultur italischer Kirchenprälaten der christlichen Typik, diese unterstützend, zugesellt, und unter Wälschlands Herzogen wie unter den Ludewigen von Frankreich ein heidnisch-christliches Larvenspiel; Himmel und Olympos wurden Eins, Jehova wurde Jupiter, Engel und Amoretten bildeten die Chöre; die Madonna fand ihre Stelle neben der Venus, und der weichliche Weltmonarch, dessen Vergötterung hier travestirt erschien, ohne daß er es merkte, führte Jupiters Blitze oder des Herkules Keule. Was war in jener Zeit für den Ernst und die Würde der Kunst zu erwarten? Was in jener Zeit, in welcher Pietro Testa, Pietro von Cortona, Paul und Alexander Veronese, Lebrün und Rubens, und mit diesen Künstlern noch ein Heer ungeweihter Nachahmer, die Kunst für Geld und eitle Ehre verhandelten, und die einfache Theomythik und Symbolwelt des hohen Alterthums der Griechen aus Geldhunger oder aus Unkunde oder Mißverständniß unter fremden Formen verunstaltet haben? —

In unserer Zeit dürften sie keinen Anspruch auf Vergebung machen, was sie auch, in ihrer Zeit, vor dem freien denkenden Menschen nicht konnten, da so oft Ehrgeiz und Habsucht ein offenbares, frivoles Witzjagen

hielten, wo die sündige Schmeichelei Lamakoth vergötterte. Verzeihlicher als solche poetischen Lügen war die Unbeholfenheit des allegorisirenden Künstlers, die ihn durch Dunst und Nebeltumulte — da er statt Schleierwebe über ein errathbares Bild zu ziehn, eine dunkle undurchschauliche Decke darüber hinwarf — und mit sphinxischen Räthseln unfruchtbar ermüdete. Uebte doch Lucian einst an des Apelles allegorischem Bilde, die Verleumdung vorstellend, die Macht eines guten Tadels, ohne darum den Priesterschlüssel zur Isismyste zu reichen; wie scharf würden die heutigen Kunstrichter über den herfahren, der die Musen zu so verächtlichen Schmeichelwerken erniedrigen, zu Frohndemägden einer hündischen Lobhudelei machen wollte: wie denn in unsern Tagen wirklich einige Staublecker aufgestanden sind, die aber auch den wohlverdienten Geiselschlägen nicht entgehen.

Das Alterthum hat wenige Beispiele von solchen Erniedrigungen, die nur in der Schande fortleben, die sie getroffen hat.

Der heutige nachahmende Künstler darf in Darstellung alterthümlicher Gegenstände eben so wenig aus der Zeit seines Vorwurfs heruntertreten in die Gegenwart, als hinaufgreifen in die ideale Gestaltenwelt einer geträumten vorhomerischen Urzeit; behandelt er ein Bild der Gegenwart, so muß die Vorzeit mit ihren Idealen ihm verschlossen bleiben, es sey denn, daß sein Werk eine weise angeordnete Allegorie zuläßt; aber er werde ja klar und leichtverständlich, sonst führt unfruchtbare Abmüdung ihm einen Boileau oder einen strafenden Winckelmann zu. Stets aber bleibt es eine gefähr-

liche Sache, bekannte Gegenstände aus den classischen Lehrbüchern des Alterthums mit freier Dichtkunst und analog, oder homogen seyn sollenden Zuthaten zu bearbeiten; auf keinen Fall erwirbt solches Streben eine vollkommne Gleichheit und Assimilation aller Theile; auf der chemischen Kapelle der Kunstkritik sieht er das Mischwerk sondern, und die Rüge des Mißgriffs ertönt. Die alten Epopäisten haben einen großen bildlichen Reichthum hinterlassen, den kein Maler, kein Bildner erschöpft; einen noch größeren die fruchtbaren Dramatiker, sie bieten einen unversiegbaren Stoff in streng gegebenen Formen dar, den auch die spätere Künstlerwelt nicht gänzlich aufgreift, und dem poetische Modifikationen und erweiternde Anfügungen zu geben, stets undankbares Bemühen ist, und fast unvermeidlich zu Dunkelheit und Unnatur verleitet. Jede Abweichung vom Urtexte ist Schwächung des Schönen, Brechung des Gediegenen, ist Gefahr des Mißbrauchs und der Irrung, Gefahr der Beschämung; denn das Verbessernwollen des Classischschönen und Guten wird immer, ich wiederhole es, für nichtswerthen Witz einer ehrgeizigen Selbstliebe gelten.

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Kunstnachrichten.

A. Aus Frankreich.

1.

Aeltere und neuere Mosaik.

Eine ausserordentliche Kunst ist es ganz gewiß, mittelst farbigen Steinchen Gemälde zu verfertigen, wo die Natur nicht allein in ihren zartesten Formen, sondern auch in ihren leichtesten Schattirungen erscheint; wo, unerachtet der vielfältigen Schwierigkeiten, der Zauber der Farben sich mit der Reinheit der Zeichnung paaret; wo man endlich nicht weiß, ob die Geduld, der Geschmack oder die Geschicklichkeit des Künstlers am meisten zu bewundern ist.

Diese Kunst, welche den Vortheil hat, Werke zu liefern, die, so zu sagen, der Einwirkung der Zeit trotzen, und uns die schönen Compositionen bewahren, welche berühmte Maler der leichtvergänglichen Leinwand anvertraueten, war im grauen Alterthum in hohem Rufe; aus der byzantinischen Zeit finden sich noch schöne Werke vor, aber am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts blühete sie in Italien zu erneutem Leben auf. Die St. Markuskirche zu Venedig war zu dieser Epoche mit schönen Mosaik-Arbeiten ausgeschmückt. Die Entdeckung eines vielfarbigen Marmors in den Gebirgen von Pietra Saukta erleichterte es den Künstlern, ihr Talent in dieser Art Malerei zu bethätigen.

Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden mehrere schöne Mosaiken zur Verzierung der Kuppel der St. Peterskirche zu Rom verfertigt. Calandra, von Vercelli in Piemont, zeichnete sich hierin besonders aus. Peter Paul von Christophoris, der eine Mosaik-Schule im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts stiftete, verbesserte sehr diese Kunst und bildete eine große Anzahl vorzüglicher Schüler.

Als Napoleon zu Mailand war und den übeln Zustand des Wandgemäldes vom Abendmahl des Leonardo da Vinci bemerkte, ließ er nach Rossi's Zeichnung durch Raphaelli eine genaue Copie davon in Mosaik machen. Dieses Werk, eines der kostbarsten in dieser Art, ist auf Befehl des Kaisers nach Wien gebracht worden. Aus den Resten des Gemäldes und den vorhandenen Copien in Oel machte Bossi einen Karton für eben jene Mosaik, und dieser Karton ist jetzt in der F. Leuchtenberg'schen Sammlung zu München. S. Bossi's Werk darüber, übers. v. Fr. Müller.

Die Kunst der Mosaik ist von jeher wenig in Frankreich betrieben worden, obschon man eines der ältesten Monumente in Mosaik daselbst findet, nämlich den Sarg Fredegundens vom sechsten Jahrhundert, an welchem ein rohes Bildwerk aus kleinen zerklopften und zwischen messingenem Filagrane eingeschlossenen Steinen zu sehen ist.

Im Jahr 1801 wurde eine Mosaik-Werkstätte unter der damaligen Regierung und unter der Leitung eines Hrn. Belloni aus Rom errichtet, die aber eben so wenig schöne und bemerkenswerthe Arbeiten, als die gegenwärtigen königlichen Fabriken hervorbrachte.

Der Ritter Barbieri, welcher einer Privat-Anstalt dieser Art in Paris vorstehet, scheint mehr den Beifall der Kenner zu erhalten. Seine Werkstätte enthält viele Stücke, die seinem Geschmack und seinem Talent Ehre machen.

2.

Ueber die Wahl eines Bildes für das Giebelfeld der Magdalenenkirche zu Paris.

Das Giebelfeld (Fronton) der Magdalenenkirche zu Paris, in welcher die Reste des Königs Ludwig XVI. und Marie Antoinettens beigesetzt worden sind, soll mit einer Bildhauerarbeit verziert werden.

Man hat sämmtliche französische Künstler zur Mitbewerbung um die Ausführung derselben eingeladen.

Sechsundzwanzig Künstler haben ihre Modelle der Wahlkommission vorgelegt. Unter diesen sechsundzwanzig erhielten nur sechs den Rang, ausgewählt zu werden, und nun ist eine neue Kommission berufen, um die Wahl unter diesen sechs Besten zu treffen.

Derjenige, dem der Vorzug gegeben wird, bekömmt den Auftrag von der Regierung, die Arbeit im Großen auszuführen, wozu er das Modell in dem verjüngten Maßstab von ¹/₈ lieferte. Nach den Verhältnissen des erwähnten Frontons, welches 108 Fuß Basis und 24 Fuß Höhe hat, kann angenommen werden, daß diese plastische Arbeit eine der größten seyn wird, die sich dem Meisel der Bildhauer in der neuern Zeit dargeboten haben. (Nach den neuesten Nachrichten hat Lemaire den Auftrag erhalten.)

3.

Ueber Gemäldeversteigerungen.

Es haben kürzlich in Paris zwei Versteigerungen von Gemälden statt gefunden, von denen hier die Preise angegeben werden, welche für die besten Arbeiten bezahlt worden sind. Aus dem Cabinet des Barons Regnault:

Die Erziehung (l'Education) des Achilles, ein Bild, das von Berwic vortrefflich in Kupfer gestochen wurde . . 1560 Fr.
Der Tod des Adonis . . . . 6000 »
Die Grazien . . . . 2100 »
Der Raub Orithyiens . . . . 3000 »
Die Toilette der Venus . . . . 4000 »
Amor und Psyche . . . . 3000 »
Im Ganzen ward eingenommen circa . . . . . 100/m Fr.

Aus der Sammlung des Herrn von Chambure wurden verkauft:
Der Abschied Napoleons zu Fontainbleau von Vernet 7600 Fr.
Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba, von Steube . . . . 6560 »
Der Tod Napoleons, von Steube . . . . 12000 »

Zur Vergleichung geben wir die Preise der am 30. Jannar 1828 zu Brüssel abgehaltenen Versteigerung des Danootschen Cabinets mit dem Bemerken an, daß sie nur das Beste älterer Meister betreffen:
Claude Lorrain, kleines Seestück 14″ — 12″ Italiänische Gebäude, nntergehende Sonne . . . 13500 Fr.
Teniers, das Bogenschießen unter dem Namen der Diamant . . . . 10200 »
Paul Veronese, Cabinets-Stücke . . . . 4500 »

Van Goyen, zwei Seestücke	1700	Fr.
Murillo, der kleine Bettler	3500	»
Rembrandt's Portrait	9500	»
Rubens, der Raub der Sabinerinnen nebst Pendant	14500	»
» die Flucht nach Aegypten	8200	»
Teniers, große Landschaft	4000	»
Van der Velden, Meeresstille	4000	»
Wouvermann, der Abschied	4000	»

Peel, Minister des Innern in England, hat den Claude Lorrain ersteigert.

Wenn auch die Werke der neuern Künstler nicht gerade die gleiche pecuniäre Anerkennung wie jene der längst verstorbenen Maler finden, so ist doch aus obigen Angaben ersichtlich, daß man ihrem Talente reichlich huldigt, sobald sie es auf eine gewisse Höhe gebracht haben.

Anmerkung. Auch in unserm Mainz war vom 26. April und den folgenden vierzehn Tagen eine Gemälde- und Kupferstich-Versteigerung von dem Nachlasse Christian Arbeiters, welche im Ganzen eine Summe von 14000 fl. eintrug. Liebhaber von allen Seiten waren zugegen, besonders aus Holland, Brüssel, England, dem nahen Frankfurt, Mannheim, Coblenz, Cöln ꝛc. Die lange nun das Eigenthum sichernde Ruhe hat Vertrauen zum Anlegen des Geldes auch in Gegenständen des Schönen erweckt, und es zeigte sich hier eine rege Lust, den Besitz des Gewünschten einander streitig zu machen, was allmählig vortheilhaft auf die Kunst einwirken muß. Die niederländischen Genre-Bilder aber hatten den meisten Handelsabgang; ein Teniers kam über 400 fl. (an Hrn. Krätzer in Mainz, der vieles erkaufte); ein Govert Flink 380 fl. (ins Cabinet zu Wiesbaden); ein Rembrandt, Jakobs Segen, von lebensgroßen Figuren, 1100 fl.; ein anderer, den Hr. Ridinger in Cöln kaufte, über 600 fl.; eine Landschaft von Caspar Schneider 280 fl. (an Hrn. Bollermann) u. s. f. Br.

4.

Die Pyramiden.

Die Pyramiden Aegyptens haben schon zu so vielen Erörterungen und Meinungs-Aeusserungen Veranlassung gegeben, daß es vielleicht nicht uninteressant seyn dürfte, die Stimme der neuesten Reisenden zu vernehmen, welche diese ehrwürdigen Ueberreste längstvergangener Zeiten in genaue Untersuchung genommen haben.

Pariset, einer der französischen Aerzte, die im verflossenen Jahr Aegypten in allen Richtungen durchwanderten, um die Pest aufzusuchen; der nämliche, welcher in vollem Enthusiasmus für die Wissenschaft, aus Syrien schrieb: *Enfin nous avons été assez heureux de rencontrer la peste !* (endlich waren wir so glücklich, die Pest anzutreffen!) und die Kleider der an diesem fürchterlichen Uebel Verstorbenen anzog, weil er den Beweis liefern wollte, daß die Kalk=Chlorure schützend gegen die Ansteckung sey. — Pariset sagt: «Hier theile ich meine Bemerkungen über die Pyramiden mit:

1) Die große ist der Art orientirt, daß sie die vier Weltgegenden angiebt.

2) Die Länge ihrer Basis stimmt genau mit dem Maß des fünfhundertsten Theils eines Grades des Weltzirkels überein.

3) In dem Moment, wo die Sonne in die Zeichen des Aequinoctiums eintritt, zeigt sie sich dem Beobachter, der sich an der Basis der Pyramide auf die Knie niederläßt, genau an dem Gipfel derselben.

4) Das ägyptische Jahr nahm seinen Anfang genau im Herbstäquinoctium.

5) Demnach bezeichnete das Erscheinen der Sonne auf dem Gipfel der Pyramide genau den Anfang und die Mitte des Jahrs.

Es war daher nöthig, der Pyramide genau jene Höhe zu geben, die man ihr gegeben hat; sie ist demnach ein astronomisches Monument, ich möchte sagen, ein astronomisches Instrument.

Wollte man diesem Instrument eine lange Dauer verschaffen, so war es ebenfalls nöthig, ihm die Form zu geben, die es erhalten hat, da keine andere mehr Widerstand als die pyramidalische leistet.

Könnte etwas zerstörend auf sie einwirken, so wären es gewiß die Erdbeben, jedoch hat jene fürchterliche Convulsion vom 20. Mai 1202 die Pyramiden keineswegs erschüttert.

Man kann daher schließen, daß die Menschen, welche die Pyramiden errichteten, eine schöne Sache für eine noch schönere — die Ewigkeit — gebaut haben.

Aegypten ist überhaupt noch wenig gekannt. Der Sand, die Erde, die Berge müssen noch erforscht werden. Aus ihnen enthüllen sich noch die Wunder der Kunst, der Wissenschaft und der hohen

Weisheit, von Generationen, die seit mehreren Jahrtausenden von diesem räthselhaften Boden verschwunden sind.

Ob diese Ansicht des eifrigen Arztes Pariset die wahre sey, oder ob man, so wie der bisherige Glauben war, die Pyramiden nur als Grabmäler der Pharaonen zu betrachten habe; oder ob endlich diese imposanten Massen nur als Rettungsmittel für die Bevölkerung des linken Nilufers in der Zeit der Ueberschwemmung anzusehen sind, so wie es ein Mainzer jüngsthin hat drucken lassen: dieses muß ich einem jeden, der darüber nachdenken will, anheim stellen *).

Wären die Tafeln noch vorhanden, welche ehemals die Pyramiden bedeckten, und auf denen sich eine große Menge Hieroglyphen eingegraben fanden, so dürften obige Zweifel leicht zu heben sein, da man die Kunst, solche Zeichen zu lesen, nun erfunden hat.

5.
Ueber eine Sitte der Bretagner.

Hier und nirgends besser kann man das Sprüchwort anwenden: «Daß Unwissenheit und Aberglauben Geschwister sind,» denn nirgends sind die mährchenhaften Traditionen mehr als hier zu Hause.

Wir geben zum Beweis nur Ein Beispiel: Kömmt man in den Distrikt, der Laudivisian genannt wird, so vernimmt man zugleich Erzählungen von der Wunderquelle Bodilis.

*) Die Meinung des Hrn. Jahn wird wohl schwerlich deßhalb Eingang finden, weil die Ueberschwemmungen Aegyptens nicht eben eine kurze Zeit dauern, sondern immer zunehmend mehrere Monate, wo die Menschen denn sehr schwer ihre Nahrung auf und in den Pyramiden gefunden hätten. Das Wort selbst, Piramys (denn so sollte geschrieben werden), bedeutet aber in der ägyptischen Sprache: Strahl, und dies spricht zum Theil für die oben entwickelte Meinung. Aber könnten nicht beide Bestimmungen, nämlich Gräber der Könige und als solche zugleich hieratische Monumente zu seyn, nebeneinander statt finden? Die Gräber gehörten dem religiösen Glauben an und wurden bei allen Nationen nach gewissen Himmelsgegenden gerichtet. Ungeheure Sonnen- und Jahreszeiger sind dabei in dem System der alten Aegypter, die alles über gemeine Größe hinaustrieben, recht gut denkbar. Br.

Will der Geliebte erfahren, ob sein Liebchen treu sey, so sucht er ihr eine Stecknadel zu entwenden, die zunächst an der Stelle des Herzes befestigt war.

Diese Stecknadel wird behutsam auf die Oberfläche des Wassers der Wunderquelle gelegt. Gehet sie unter, so ist alles verloren; bleibt sie aber schwimmend, o dann blühet dem Anbeter die schönste Hoffnung.

Sollte sich manches weibliche Gemüth durch die Muthmaßung beängstigt finden, daß diese sonderbare Sitte auch in hiesiger Gegend könne eingeführt werden, so halten wir es für Pflicht, es mit der Erklärung zu beruhigen, daß die Nadeln, deren sich das schöne Geschlecht in der Nieder=Bretagne bedient, von Holz sind.

B. Aus Rom.

Herr Joseph Scholl, der den 6. Mai wieder in Mainz nach einer glücklichen und für ihn gewiß auch sehr folgereichen Reise angelangt ist, legte im Kunstverein viele aus Rom mitgebrachte Blätter vor. Zuerst von Ferd. Ruschewey, einem Meklenburger, geb. 1780. Mit einem äusserst festen, feinen und klaren Grabstichel giebt dieser fleißige Künstler die himmlischen Figuren eines Fiesole, welchem selbst Raphael und M. Angelo huldigten, letzterer sogar der Madonna desselben im Dom zu Orvieto die Ehre anthat, sie in sein jüngstes Gericht aufzunehmen, in kleinen, sehr gefälligen Blättern wieder, und zeigt darin den Geist der Unschuld, Liebe und Frommheit, den kein Künstler wie dieser Fra Angelico erreichte. Nächstdem bildet sich Ruscheweyh immer noch fort an der kräftigen, nur dem Ausdruck und der streng wiedergegebenen Zeichnung des Urbildes nachstrebenden Kunstweise des M. Antonio Raimondi, und stach nach diesem eine Lünette der Farnesina, Jupiter, der den Ganymed küßt; die Poesie aus dem Vatikan (1829), Christus und die zwölf Apostel nach Raphael, treue Copien der alten M. Antonischen Blätter *), und jetzt

---

*) Il salvatore col dodeci Apostoli dappresso Raffaelle d'Urbino dipinti nella chiesa etc. alle tre fontane fuori di porta S. Paolo e sulle

kaum vollendet den Parnaß, wie er als erster Entwurf noch sehr viel von dem Gemälde Verschiedenes hat; auch eine nützliche Unternehmung, bei der großen Seltenheit des M. Antonischen Blattes, besonders in guten Originalabdrücken. Auch noch andere kleine Arbeiten Ruschew. sind äusserst schön. Auch nach dem trefflichen Overbeck hat er gestochen, den Elias, der einem Arbeiter die Axt wieder aus dem Flusse steigen läßt, und denselben Propheten, der im feurigen Wagen zum Himmel steigt. Beide Blätter kündigt uns ein französischer Kritiker als in Paris (1829) erschienen an, und knüpft vorzüglich an diese, seine, obwohl äusserst mangelhaften und vorurtheilsvollen, Bemerkungen über unsere neuere deutsche Kunst. (S. Kunstbl. Nr. 33—36 incl., die Aufsätze «Alt- und Neudeutsche Schule.» «Urtheil eines franz. Kritikers im Journal des Debats vom 16. und 23. Oct. 1829.») Vielen Dank verdient ein Stecher, der nicht blos das Bekannte wiederholt, sondern uns auch das Beste der Zeit vor Augen legt, damit wir erkennen, auf welchem Wege die gefeierten Künstler wandeln, und über uns selbst eine richtige Beurtheilung oder Kritik erhalten. — Die Gebrüder Riepenhausen arbeiten an ihrem Bilderkreis von Raphael's Leben, und wir haben fünf Abdrücke vor uns, welche, äusserst geistvoll, kaum noch die Bearbeitung des Grabstichels verlangen. Das Ganze wird übers Jahr in vierzehn Blättern erscheinen. Wir halten die Erfindung in den bearbeiteten Blättern sehr gelungen, einfach und edel. Raphael nimmt als Knabe Abschied von seiner Mutter und den Nachbarn, der Vater hat ihn schon am Arm, um ihn sanft zu entziehen — sehr rührend und naiv. Er kömmt zu Pietro Perugino, der ihn väterlich aufnimmt. Pietro sitzt bei der Staffelei, vor ihm steht eine beinahe fertig gemalte Madonna. Der Vater vertraut den Knaben gutmüthig dem freundlichen Pietro an. — Der Traum, worin die Madonna mit dem Kinde, wie sie Raphael in dem Dresdner

---

stampe Di Marcantonio incisi da Ferdinando Ruscheweyh. Roma MDCCCXXVII. Rami 13. Presso Paoli sedici Romani. Ueber diese dreizehn Gemälde in der Kirche der drei Brunnen vor der Porta St. Paolo zu Rom, lese man Göthe's italiänische Reisen nach (im 29ten Band seiner Werke). Man kann versichert seyn, daß die hier angezeigten Copien sehr getreu sind.

Bilde darstellte, erscheint, ist vorzüglich schön gedacht, und die Figur, die über der Arbeit allmählig ermattet hinsinkt, ist im Uebergange des Bewegten zum Unbewegten auf eine anmuthige Weise und in der schönsten Lage festgehalten. Das Antlitz der Maria aber und des Christkindes werden noch durch vollendende Schattenlinien viel gewinnen. Marias Kopf erscheint um etwas durch die Mittelparthie zu lang gerathen zu seyn. Auf der seitwärts von Raphael aufgestellten Leinwand sieht man bereits die h. Barbara und die Engel unten angelegt, aber sie, mit der sein Geist sich immer beschäftigte, fehlt noch, und nun erscheint sie ihm auf Wolken, ein seliger Traum, den Raphael auch im Bilde vom h. Lukas scheint dargestellt zu haben. — Raphael, nun zur besten Lebensblüthe gereift, malt seine Geliebte (Fornarina), wie wir sie auf dem Barberinischen Gemälde sehen. Die Stellung der Figur ist äusserst reizend, und man sieht, welche Neigungen sie in dem Künstler entzündet. Ein einfaches Zimmer mit der Aussicht auf die Engelsburg. Unter dem Stuhl des Künstlers schläft das Hündchen, wie billig, wenn die Liebe wacht. — Von dieser letztern Vorstellung ist eine Handzeichnung im Gedächtnißbuch der Frau Baronin von Rothschild in Frankfurt.

Thorwaldsens äusserst zahlreiche Werke, welche freilich eine zahlreiche Schule unter des Meisters alles angebender, vollendender, ununterbrochener Aufsicht zur Ausführung bringt, stellt uns eine Reihe von Kupferstichen vor, deren Meister zum Theil Deutsche sind: der obengerühmte Ruschewevh, Stölzel (jetzt in Dresden), Barth und Amsler. Allen sieht man eine scharfe, strenge Zeichnung der Umrisse und ein richtiges Darstellen des Marmortones an. Vorzüglich sind die Statuen des Merkur, der den Argus tödtet, des Hirtenknaben und andere von Thorwaldsen, gestochen. Der italiänischen noch etwas weicheren Manier nähert sich Ruschewevh, ohne deßhalb der Reinheit der Umrisse etwas zu vergeben. Unter den italiänischen Meistern nennen wir als sehr brav D. Marchetti, etwas schwächer Fontana, Anton Banza, Ang. Testa, V. Consorti, Ant. Ricciani. Wenige kommen dem klaren Ernst der deutschen Blätter gleich, die sich zum Beispiel im Anakreon von Stölzel zeigt. Doch muß man allerdings den größern Blättern des Fontana einen weit kräftigern Grabstichel zugestehen. Dies zeigt er in dem

Werke des Heilandes und der Apostel (zusammen erst 11 Blätter ingroß Fol. da die übrigen noch nicht modellirt sind) nach Thorwaldsens Standbildern, wo er mit Folo, Bettelini, Marchetti wetteifert und den Pietro Pestrini übertrifft. Diese Figuren gehören unter das Erhabenste der neuern Kunst und werden Typengültigkeit erlangen. Eine Charakteristik und Vergleichung mit den Fischer'schen, Raphael'schen und zum Theil Dürer'schen Aposteln behalten wir uns für ein andermal vor.

Von dem in Rom seit dem Januar dieses Jahrs erscheinenden *Giornale di belle arti* ossia publicazione mensuale delle migliori opere degli artisti moderni. Roma nella stamperia del giornale 1830, liegen uns drei Hefte vor. Auf die übrigen hat Hr. Scholl abonnirt, und wir werden den jedesmaligen Inhalt mit unsern Bemerkungen geben. Die Vorrede des ersten Heftes sagt: «Bis jetzt gäbe es unter der großen Zahl von Tagesblättern noch keins, welches den Zustand der Kunst auf dem klassischen Boden darstelle und die Erzeugnisse der Künstler, welche dort gebohren oder erzogen wären oder auch da gearbeitet hätten. Darum dürfe sich auch das Unternehmen Glück versprechen, denn, wenn auch Italien von vielen Leiden seit Jahren heimgesucht gewesen, so käme doch kein Land ihm im alten Wissen und in den schönen Künsten gleich. Es lebten in Italien, besonders zu Rom, viele Künstler, welche eine immer mehr zurückgezogene Bescheidenheit oder ein Mißgeschick unbekannt bleiben ließe. Selbst die Werke derer, welche Berühmtheit hätten, kenne man nicht, oder des Urhebers Vaterland und die Besitzer solcher Werke blieben im Dunkel. Man wolle daher diesem Mangel abhelfen und der Kunstgeschichte richtige Stoffe liefern, Notizen aus dem Leben der Künstler geben, um dadurch den Beschützern der schönen Künste Gewährleistung für die edle Benutzung der Zeit ihrer Begünstigten zu verschaffen. Zu diesem Zweck sollten in jedem Stück (queer Folio) vier Umrisse erscheinen, der erste von einem Werke der Historienmalerei, der zweite der Skulptur, der dritte von der Gattungs- (genre) oder Landschaftsmalerei und der vierte architektonische Entwürfe. Jedes Blatt ist genau aber kurz beschrieben, Name und Vaterland des Künstlers genannt, der auf dessen Anordnung das Werk unternommen und für den es bestimmt ist. — Auch neue, den Künsten

nützliche Entdeckungen (chemische u. a.), neue Instrumente u. dgl. sollen angegeben werden.

1. Heft. a) Der ewige Vater von 7 Engeln umgeben, ordnet das Chaos, nach Art der Raphael'schen Stanzengemälde, wenig Originalität, vom Ritter Vincenzo Camuccini, ein Karton für den preußischen Hof. b) Tobias, der des Vaters blindes Auge heilt, Basrelief für das Grab des berühmten Augenarztes Vacca Berlinghieri, ein äusserst glücklicher Gedanke, in der einfach antiken Weise Alb. Thorwaldsen's. Das Grabmal wird im Campo Santo zu Pisa zum Ruhme deutschen Namens unter den geehrten Werken des alten Italiens stehen. c) Die Andacht der Unglücklichen und Bedrängten zur Himmelskönigin (Consolatrix afflictorum miserere nobis steht auf dem Altar geschrieben). Zwei ländliche Gatten flehen für ihren kranken Sohn, ist die Hauptgruppe dieses wohlgeordneten, im Geschmack der Hortense Lescot gedachten Bildes, das an ein ähnliches von dieser in der Gallerie des Grafen von Schönborn erinnert. Dies ist von Victor Schnetz aus Versailles, Ritter der Ehrenlegion, und von der Präfecturverwaltung in Paris für den Altar der heil. Jungfrau von St. Stephan dü Mont bestimmt, Gemälde auf Leinwand, hoch 10 Fuß, breit 15 Fuß. d) Amor als Landknabe, auf der Wanderung, eine Skulptur von Gibson aus Liverpool.

2. Heft. a) Entwurf für den Wiederaufbau der St. Paulskirche, von Joseph Valadier. b) Horatius, der seine Schwester tödtet, nach Livius L. I. c. 26. von Fidel Bruni, Pensionär des K. Hofes von Rußland, Gemälde auf Leinwand, hoch 12 Fuß 1 Zoll, breit 19 Fuß 1 Zoll. Es ist viel Leben und Bewegung in diesem meist im akademischen Geschmack gearbeiteten Bilde, doch scheint mir die Mittelgruppe zu isolirt von den beiden andern und darum dehnt sich der Raum des Ganzen etwas unangenehm aus. Der gewählte Moment, wo Horatius spricht: «So fahre künftig jede Römerin hin, die einen Feind betrauert,» ist sehr klar und kräftig ausgesprochen. c) Nestor von seinem Sohne Antilochos in der Schlacht vertheidigt, eine herrliche Bildgruppe von Joseph Alvarez, einem Andalousier, erstem Bildhauer S. Kathol. Majestät, gestorben 1827 im 56. Jahre. Die Gruppe hat 7 Fuß 8 Zoll Höhe; das Hauptmotiv ist freilich von der antiken Gruppe, Pätus und Arria genannt, hergenommen, bei allem dem

aber doch die künstlerische Freiheit behauptet. d) Thomas Unglauben wird überzeugt, ein historisches Gemälde, von Peter Rittig aus Coblenz für den König von Preußen ausgeführt, hoch 9 Fuß, breit 5 Fuß 9 Zoll 3 Linien. Rittig scheint noch an der äussern Form des alten Styls zu sehr zu hängen, und in dessen Geist noch nicht eingedrungen zu seyn. Besonders stören die harten Umrisse, und die scharfgebrochenen Winkel in den Gewandfalten. Die beste Figur ist offenbar der gläubig den Herrn verehrende Apostel, rechts, vermuthlich Petrus. Raphael gab in einer Handzeichnung (in Pikarts impostures innocentes Nr. 1.) zu dieser Geschichtsdarstellung ein vollkommenes Vorbild.

3. Heft. a) Zwei Medaillen, die eine zu Ehren des Kardinals Consalvi, die andere dem J. Bapt. Nicolini geweiht, von Jos. Girometti gravirt, sehr ausdrucksvolle scharf gehaltene Physiognomien. — b) Pius VIII. im Prachtaufzuge getragen, von Horace Vernet aus Paris, ein mit aller Farbenpracht und dem künstlerischen Machwerk der französischen Schule kühn und feurig gemaltes Bild. Schade, daß hier Vernet dem schlechten Geschmack der Zuccaros und mancher Venetianer gehuldigt hat, die vordern Figuren nur bis an die Kniee darzustellen; dies macht immer einen störenden Eindruck. Das Lokal, die Peterskirche, ist auch nicht hinlänglich bezeichnet, obgleich man den Ort von hier aus wirklich so erblickt. Er hätte einen andern Standpunkt wählen sollen. c) Der Diskuswerfer, eben im Zielen begriffen, folglich in einem Momente, wie ihn uns die antiken Reste nicht überliefert haben, von Matth. Kessel aus Mastricht. Das Werk ist für den Herzog von Devonshire und für dessen Landhaus bei London bestimmt (hoch 6 Sch. 10 Z.). Wahrlich eins der trefflichsten Werke neuerer Plastik der Idee nach, und, wie wir von Hrn. Scholl, der ein Freund dieses anspruchslosen großen Künstlers wurde, vernehmen, auch in der Ausführung den Arbeiten Thorwaldsens keineswegs nachstehend. d) Eine weinende Bäuerin von Leopold Robert aus Neufchatel, hoch 3 Fuß 2 Zoll, breit 4 Fuß 1 Zoll. Sie sitzt auf den Ruinen ihrer von einem Erdbeben gestürzten Hütte, ihr kleines Kind sitzt in einem Korbe neben ihr und spielt in unbefangener Ruhe. Robert beschäftigt sich gewöhnlich mit dem Darstellen von Räuberscenen und blutigen Auftritten.

Sollten sich hier und auswärts Liebhaber finden, welche auf einige dieser Werke Bestellung geben wollten, wozu gewiß die Schönheit dieser sämmtlichen Erzeugnisse des Grabstichels, besonders auch der kleinen Blätter Ruschewenhs nach Fiesole reizen wird, so kann man die Addresse angeben. Braun.

C. Aus Frankfurt.

Der Vorstand des Mainzer Vereins hat den Wunsch gegen mich geäussert, die Mitglieder mit dem seit zwei Jahren in Frankfurt bestehenden Verein, der durch die auffallende Nützlichkeit seines Zweckes und die einfachen, richtig gegriffenen Förderungsmittel desselben sich schon viele Gönner und Mitglieder erworben hat, bekannter zu machen. Ich kann dies nicht besser, als wenn ich seinen eigentlichen Zweck und den Bereich seiner Wirksamkeit in folgendem wörtlich abgedruckten Statute, welches bereits in Vollzug getreten ist, dem Publikum vor Augen lege.

Entwurf des Statutes für den Frankfurter Kunstverein.

I. Zweck und Wirksamkeit des Vereins.

1. Der Zweck des Vereins ist: Förderung der bildenden Kunst.

2. Für diesen Zweck wirkt der Verein, indem er
   a) jährlich eine Anzahl, für den Privatbesitz sich eignender Kunsterzeugnisse unter seine Mitglieder verloosen,
   b) so oft, als die Mittel zureichen, ein größeres Kunstwerk für die Oeffentlichkeit ausführen läßt.

A.

3. Um für die Verloosung eine reiche Auswahl von Kunstwerken zu gewinnen, findet in einem eigens dazu bestimmten Lokale eine fortdauernde Kunstausstellung statt, zu welcher jeder Künstler seine Werke einsenden kann, ohne daß jedoch der Verein die Kosten und die Gefahr des Transportes übernimmt.

4. Die Verloosung der ausgewählten Werke findet in der Regel im Laufe des Maimonats statt.

5. Das Verfahren dabei ist folgendes: In zwei Urnen werden die Namen der Mitglieder, nach der Actienzahl eines Jeden, und die sämmtlichen Preise und Nieten, auf besondern Zetteln verzeichnet, niedergelegt; gleichzeitig wird dann aus der einen Urne jedesmal ein Name, und aus der andern das Loos gezogen, was dem Träger des Namens zu Theil wird.

6. Bei jeder Verloosung wird irgend ein vorzüglicher Steindruck, welcher vom Vereine ausgeht, und nicht in den Kunsthandel kommt, unter die sämmtlichen Mitglieder in der Art vertheilt, daß die Besitzer Einer Actie denselben auf gewöhnlichem, die Besitzer mehrerer Actien auf chinesischem Papier erhalten.

B.

7. Für öffentliche Kunstwerke wird jährlich ein bestimmter Theil der ganzen Einnahme so lange zurückgelegt, bis etwas Bedeutendes ausgeführt werden kann.

---

8. Bei Anschaffung und Bestellung der Kunstwerke wird vorzüglich auf die innerhalb des Bereichs unseres Kunstvereins wohnenden Künstler Rücksicht genommen werden, ohne daß man sich jedoch auf dieselben zu beschränken hat.

II. Verfassung des Vereins.

9. Die Theilnahme an dem Vereine ist nicht auf die hiesige Stadt beschränkt, sondern steht auch andern Städten und jedem Auswärtigen frei; doch bleibt Frankfurt der Mittelpunkt des Vereins.

10. Jeder Theilnehmer erhält für den jährlichen Beitrag von 2 Brabanter Thaler Eine Actie, kann sich aber mit so vielen Actien, als er will, betheiligen. Bei der Verloosung gilt jede Actie für ein Loos.

11. Dem Besitzer mehrerer Actien steht es frei, von diesen so viele als ihm beliebt, zur Vergrößerung des Fonds für öffent-

liche Werke zu bestimmen; natürlich loosen dann solche Actien nicht mit.

12. Die Einkassirung der Beiträge geschieht im ersten Monate nach jeder Verloosung; Auswärtige haben dieselben portofrei einzusenden. Wer zur Zeit der Ziehung noch im Rückstande ist, hat für diesmal keinen Antheil an der Verloosung.

13. Die Theilnahme steht allezeit offen; sie wird für das wirkliche Mitglied als fortgehend aus einem Jahr in das andre betrachtet, sofern dasselbe nicht bei der jedesmaligen Verloosung seinen Austritt für das folgende Jahr durch schriftliche Erklärung an die Direction anzeigt.

14. Theilnehmer, welche für 5 Actien unterzeichnen, haben in allen, zur allgemeinen Abstimmung sich eignenden Angelegenheiten des Vereins, zwei Stimmen; solche, die 10 Actien und drüber nehmen, haben drei Stimmen.

15. Aus der Gesammtheit der Mitglieder, — deren gedrucktes Verzeichniß 14 Tage vor jeder Verloosung ausgetheilt wird, — wird ein Ausschuß oder eine Direction an die Spitze des Vereins in der Art gewählt, daß die hiesige Stadt wenigstens sieben Directoren aus der Mitte ihrer Mitglieder, und die übrigen Städte für je 50 Theilnehmer, welche sie zählen, ein Directionsglied aus den Ihrigen ernennen.

16. Die Erneuerung der Direction geschieht so, daß jedes Jahr zwei Mitglieder austreten, und durch neue Wahl ersetzt werden. Welche auszutreten haben, entscheidet so lange das Loos, bis die Reihe sämmtliche Directoren der ersten Wahl getroffen hat. Von da an erfolgt der Austritt nach der Anciennetät. Die Austretenden sind übrigens wieder wählbar.

17. Die Direction bestimmt, wie viel von der jährlichen Einnahme für öffentliche Werke ausgeworfen werden soll, sie bestellt und wählt, mit möglichster Berücksichtigung der schriftlich oder mündlich an sie gelangenden Wünsche der Vereinsglieder, die für die Oeffentlichkeit und die Verloosung zu bestimmenden Kunstwerke, beaufsichtigt die Kunstausstellung, ordnet die Verloosungen an und besorgt alle laufenden Geschäfte des Vereins.

18. Sie wählt aus ihren hiesigen Mitgliedern einen Präsidenten, einen Kassier und einen Secretär, deren Funktion aus der Natur der Sache sich ergiebt. Der Präsident hat auch in den Generalversammlungen den Vorsitz.

19. Die Direction hat regelmäßig alle zwei Monate eine Sitzung.

20. Jährlich sind zwei Generalversammlungen. In der ersten geschieht die Verloosung, werden die Stimmen zur Wahl abgegeben, und wird die Jahresrechnung abgelegt, in der zweiten wird die Wahl bekannt gemacht, übernehmen die neu eintretenden Directionsglieder ihre Funktion und finden alle, das Interesse des Vereins betreffenden, Vorträge, Anträge und Berathungen statt.

21. Alle Beschlüsse der Direction sowohl, als der Generalversammlungen werden nach Stimmenmehrheit gefaßt, welche auch bei den Wahlen entscheidet. Soll eine Veränderung im Statute vorgenommen werden, so müssen wenigstens zwei Drittheile der Vereinsglieder gestimmt haben. Bei Stimmengleichheit gibt der Vorsitzende den Ausschlag.

Wer bei einer Versammlung nicht persönlich mitstimmt, oder seine Stimme nicht durch schriftliche Vollmacht einem andern Mitgliede übertragen hat, wird als dem Willen der Mehrheit beitretend angesehen.

22. Mit der neuen Wahl, welche der nächsten Verloosung (im Mai 1830) folgen wird, tritt das gegenwärtige Statut in Kraft.

Der Kunstverein zu Mainz erkennt mit Vergnügen die Bestrebung des nachbarlichen und schließt sich in so fern demselben an, als er auch seine Mitglieder ermahnte, dort Aktien zu nehmen, und so die Mittel, welche bereits über 2500 Gulden jährlich stiegen, zu vermehren, damit immer größere Zwecke erreicht werden können. Die Verloosung der dieses Jahr ausgewählten Kunstwerke fand im Anfang Juni statt. Schon früher waren die Werke aufgestellt, welche zur Mitbewerbung der Auswahl kommen sollten. Historische Gegenstände bearbeitete Hr. Mor. Oppenheim*), Rahel am

*) Dieser jetzt dreißigjährige Künstler (geb. 1800 in Hanau) hat eben ein großes Gemälde nach Schillers Drama: Maria Stuarts Zusammenkunft mit Elisabeth im Park des Schlosses Forteringhai, für Hrn. Du Fay vollendet. Maria's flehender, tief aus der Seele dringender Blick, der, ein weiblicher, nur ein Weib nicht rühren kann; die Trauer der Kennedy, Leicesters Getheiltheit zwischen Liebe

Brunnen, Abraham, der die drei Engel aufnimmt; landschaftliche, Radl, ein Wald und Sonnenuntergang; Thomas, zwei fleißig und doch wirkungsvoll dargestellte Ansichten von Reifenberg am Taunus und der Burg Eltz; Rosenkranz aus Weilburg, Ackermann aus Mainz (mit zwei Ansichten des Donaustrudels) u. a. Herr Zwercher, Bildhauer am Institut, hat das schön gearbeitete Modell einer Charitas aufgestellt, welche in Alabaster ausgeführt werden soll. Möchte man doch auch die christlichen Gegenstände zur Aufgabe für Künstler machen, da in ihnen der höchste sittliche Geist sich vorzüglich entfalten kann! — Das Städel'sche Institut hat nun Schoreel's Meisterbild, die Grablegung mit den Seitenflügeln, welches einzig in der sterbenden Maria, Besitz der Gebrüder Boisserée, sein würdiges Gegenüber findet, erkauft, und dadurch für eine bestimmte Kunstzeit ein sprechendes Musterbild aufgestellt. Wir sehen, wie die Anschauung der edelsten italischen Kunstwerke auf einen durch der Cornelis Schule gebildeten Sinn fortwirkte und in einzelnen Köpfen beinahe das Vollkommenste in der Malerei hervorbrachte. — Ph. Veit wird aus Rom erwartet und Hr. Joseph Scholl hat ihm unsere

und Ehrfurcht, des alten Schrewsbery Gefühl, sind mit Geist und Eigenthümlichkeit ausgedrückt. Das Colorit ist blühend, die Landschaft stimmt zum Ganzen sehr harmonisch. Noch sieht man andere Gemälde dieses genialen jungen Mannes in der Sammlung des Hrn. Baron C. v. Rothschild: Susanna zwischen den Alten, welches in Zeichnung und Colorit vorzüglich ist; auch seinen frühern etwas ernstern, weniger durch Farben blendenden Styl, beurkundet sein Saul, vor dem David spielt, und andere Werke, deren eins bei Hrn. Finger, unter dessen, meist niederländischen, ausgesuchten und sehr reinerhaltenen Meisterwerken hängt. Die Rothschild'sche Sammlung enthält Werke der neuern Künstler, in mehreren Zimmern geschmackvoll vertheilt, von Rebell, Vogd, Catel, Robert, Pitloo, Teelong, Reinhold, Reinhard, Granet, Camuccini, Riepenhausen; sehr merkwürdige größere und kleinere altgriechische Vasen, Opferschalen, Branzen und neuere höchst künstliche chinesische Produktionen; das Album der Fr. Baronin v. Rothschild enthält fast von allen lebenden bedeutenden Künstlern Handzeichnungen in allen Manieren; und endlich sind hier von Thorwaldsens seltenen Werken 3, ein Amor in Lebensgröße, ganz rund gearbeitet aus cararischem Marmor, von derben festen Formen, und zwei Bilder in erhobener Arbeit.

Gegend und die Menschen wieder so vor das Gefühl zurückgeführt, daß er sicher zu kommen gedenkt. Er erhält einen würdigen Ehrensold, und malt für 100 Louisd'or ausserdem jedes Jahr ein Bild für das Institut. Hr. Zwercher hat darin bereits seine Wirksamkeit höchst erfreulich begonnen. Er läßt nach den von ihm eigens verfertigten Mustern der Theile des menschlichen Körpers, nach Verzierungen im edelsten Geschmacke, von jungen Leuten, zum Theil Knaben, modelliren, und es entwickeln sich hier fröhlich und schnell die schönsten Anlagen. O wahrlich, jede Zeit, wo man zu spät anfängt, ist verloren! doch bleibt's beim Sallustischen: «Ehe man beginnt, ist Ueberlegung, und wenn man überlegt hat, rasche Ausführung vonnöthen.» Nicht der Ankauf von Bildern, sondern die vollständige Einrichtung des Instituts zu lebendiger Thätigkeit ist der Direktoren erste und dringendste Pflicht. Wir wissen, daß Männer, vom besten Eifer beseelt, an der Spitze stehen: möge ihnen alles gelingen, was der Kunst förderlich und mit dem Geist des Vermächtnisses zugleich vereinbar ist. Denn allerdings waltet hier mit ein geheiligtes Recht, der Wille des Erblassers; und dieser gebietet Vermehrung der Sammlung; läßt aber die Zeit und die Art und Weise sehr frei. — Demnach wäre wohl eine öffentliche Versteigerung nicht anerkannter, weder kunstgeschichtlich noch artistisch bedeutender Werke, das Rathsamste, um für dieses Geld das Bessere anzuschaffen. Was man den Kunsthändlern noch in den Tausch aufgiebt, ist ihnen geschenkt. Denn so wissen diese schon ihre Forderungen einzurichten; und solche Herrn nebst ihren Bundesgenossen zu bereichern, dazu ist die Anstalt selbst, als Bildungsschule der Kunst und öffentliches Institut, zu heilig.

Braun.

NB. Man bittet oben pag. 47 nach dem Worte: Schrift zu zu lesen: Auch mit T. Vercruys bezeichnet, welches dasselbe ist als Theodor della Croce oder das deutsche Crüger (vielleicht Kreutzer), ein Kupferstecher, den die drei Nationen verschieden nennen und der am Florent. Gallleriewerk gestochen hat.

Vereinsbericht.

№ 2. April, Mai, Juni. 1830.

Eine Landschaft von Knapp, als Geschenk für den Frauenverein bestimmt (der am 3. Juni seine Verloosung von so vielen abwechselnden Gegenständen der weiblichen Kunstfertigkeit und andern ihm von der Wohlthätigkeit zufließenden werthvollen Gegenständen hielt), zeigte die gewohnten Vorzüge dieses Meisters, der sich in poetischer Auffassnug von Naturmomenten über so viele, nur die Wirklichkeit copierenden, Maler dieses Faches erhebt. Dies erkannte man auch in Frankfurt an, und es ist schade, daß Herr Knapp sein großes Talent nicht mehr zusammenhält und nach zu vielen Seiten hin zerstreut. Möchten ihm Frankfurts reiche Kunstfreunde Bestellungen zu Werken geben, bei denen ein angemessener Ehrenpreis ihn auch länger verweilen und mit völliger Ruhe und Liebe arbeiten ließe.

Hr. Gräf in Mainz (Mitgl. des Vereins) hat wieder durch eine große sehr gut ausgeführte Landschaft bewiesen, wie er immer fortschreitet; und es war unserm lange abwesenden Mitgliede Hrn. Scholl besonders dieser Fortschritt bemerkbar. Die Fernen sind sehr gut mit dem Himmel verschmolzen und die Baumgruppen wohl vertheilt und voll.

Unsern Mitbürgern und der Umgebung den Miniaturmaler Carl Ludw. Schulz zu empfehlen, ist uns eine angenehme Pflicht, die wir mit gutem Gewissen erfüllen können, da die aufgestellten Proben, sowohl männlicher als weiblicher Bildnisse, uns sämmtlich wohlgetroffen und gut gemalt erschienen. Das Colorit ist weich und wird immer wärmer, die Stellungen der Figuren und Umgebungen sind gut gewählt. Besonders verdient das Portrait der bekannten Sängerin Heinefetter, einer Mainzerin, welche in neuester Zeit durch ein bescheidnes Benehmen sich hier Wohlwollen und Achtung erworben hat, als ein gelungnes Werk des Künstlers genannt zu werden. Es ist nicht im galanten Styl, wie Grevedons bekannte Lithographie, sondern ein treues ächtes

Lebensbild der Sängerin, und Hr. Schulz wird es, von ihm selbst lithographirt, herausgeben.

Von München aus sandte Hr. Schmidt, dessen Selbstabbildung wir früher rühmten, ein anerkennendes Merkmal seiner Dankbarkeit für gütige Empfehlung, dem Hrn Control. Kremer das Brustbild eines sehr schönen Schutzengels, aus einem Gemälde von Hrn. Hofmaler von Stieler. Der Ausdruck dieses sehr zarten, fast mädchenhaften Gesichts, ist voll himmlischer Anmuth, und man sieht, wie Hr. Stieler die Kinderseelen auf den Gesichtern auszudrücken versteht und gewiß auch den jungen Nachahmer durch seine Gegenwart begeistert hat, dem Vorbilde getreu zu bleiben. Es ist nur Eine Stimme über unsers Stielers menschenfreundliche Aufnahme aller an ihn Empfohlenen, und gleich dem Meister aller Meister sucht er den schönsten Theil seines Ruhmes in Humanität und der Entfernung von allem, was als Künstlerstolz oder Künstlereigenheit ausgeschrieen, gewöhnlich nichts als Gemeinheit und Mangel an wahrer Bildung ist. — Oeffentlich also unsern Dank, im Namen gewiß aller Mitbürger, dem Sohne von Mainz, der seine Vaterstadt nie vergißt, und an allen, die von dort sich an ihn wenden, Rathgeber und Beförderer wird. — Möchte Hr. Stieler von seinen wichtigen und vielen Arbeiten bald eine Zeit finden, um in seiner Vaterstadt sich noch dadurch ein immerwährendes Gedächtniß zu stiften, daß er sein Bild für den Kunstverein malte, wo bei dem jedesmaligen Anblicke eines solchen Werkes nicht allein der Kunstjünger ein Muster für sein Fach erblicken, sondern auch an den Zügen selbst sich des Mannes erfreuen könnte, der so vielen schon auf dem steilen Wege zur Kunst, der auch ihm nicht leicht ward, Muth zusprach, und Ausdauer, als einzige Bedingung, mehr als Mittelmäßiges zu leisten, ihnen vorstellte.

Hr. Simmler von Geisenheim, der nach der vortheilhaften Benutzung der Akademien zu München und Wien, wo er zugleich treffliche Meister zu seinen Führern hatte, und endlich nach seiner italiänischen Reise sich in seiner Vaterstadt, mitten in Deutschlands Paradies, aufhält, geht nun fest seinen selbstständigen Weg, zum Bewußtseyn eigner Kraft gelangt und mit der Technik so vertraut, daß sie ihm ein leichtes Mittel zum Ausdrucke seiner Gedanken und der schönsten Naturerscheinungen, in lebendigem

Moment erfaßt, geworden ist. Mit diesen Hülfsmitteln und eignem Geiste ausgerüstet, sieht er nun um sich her in's Leben und in die Natur, welche ihn so reich, so groß und so anmuthig in Bergen, Thälern, in tiefschattigen Eichen- und Buchenwäldern des hintern Rheingaus, in dem Himmelsduft der Ferne, und dem Spiegel des Strömes umgiebt, von dem Göthe sagt: «Immer erschien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüthe.» In diesem Gefühle der eigenthümlichen Schönheit unserer Gegenden vollendete der Künstler auch zwei angefangene italiänische Landschaften nicht, indem er sagte: «Man müsse nur die Natur der Gegenden malen, in denen man eben sich aufhalte.» Denn die Eindrücke, auch wenn sie der Geist in ein Gesammtbild zum Ideal frei umgestalten will, müssen doch frisch seyn und sich oft wiederholen lassen.

Diesmal hat Hr. Simmler uns mit einer Gegend am Eingange eines Waldes erfreut. Eine hohe Eiche beschattet zu beiden Seiten Hohlwege, welche aus gelblichem Gestein und Erdflößen gebildet sind. Der eine dieser Wege ist mit Fahrgleisen von Wasser durchfurcht und dies Wasser sammelt sich vorn und macht eine sehr schöne Parthie. Vieh durchwatet es, denn es ist ein Uebergangsort, wohin man aus dem andern Fahrwege gelangt, der sich um moosige Erhöhungen windend, in des Waldes Tiefe verliert. Rechts davon sind violett umduftete Hügel, deren oberste Baumgruppen doch wohl zuviel von dieser Farbe tragen. Die Thiere dieses Bildes sind fest gezeichnet und mit Kenntniß gemalt; besonders schön sind die Schaafe und der Kopf des einen Rindes. Der Baumschlag ist charakteristisch unterscheidend, und die große Eiche wahrhafte Natur im Wurf der Aeste, in der Farbe des Stammes und dem Vor- und Zurücktreten der einzelnen Parthien und den wechselnden Ausladungen der Zweige.

Aber auch aus dem Menschenleben weiß Hr. Simmler die schönen Erscheinungen geistiger Natur nicht bloß mit Farben, sondern mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in ungeschminkter Wahrheit fest und treu hinzustellen. Wir haben hier das lebensgroße Kniestück der Stiftsdame Fräulein Adelheid v. Stolterfoth, das im reinsten Geschmacke gedacht, und mit Meisterschaft (auch in der ganzen Umgebung, dem Gewandwurf) gemalt, uns ein würdevoll edles Gemüth und reges Leben des Geistes abspiegelt.

Besonders leicht und gut gefühlt sind die geschwungenen Linien der Augen und die sanften Uebergänge der Schatten über und um dieselben, rein der Mittellokalton, besonders auch in den Händen, dem schwersten Theile des Bildnisses, und, was einen natürlichen Sinn fürs Schöne beurkundet, ein reiner Fluß der Farben in einander, ohne jene manierirte Drucker und grellen Abstiche des Hellen zum Dunkeln, welche nur ein verwöhntes Auge sucht. Was dagegen Glanz verlangt und nur überhaupt Nebensache ist, das prange denn auch damit, denn dies ist sein einziger Reiz. Doch steche es nicht zu bedeutend hervor, damit es den Blick, der auf das Menschenbild gerichtet ist, nicht störe, wie es etwa die Krönungsornate u. dgl. Brocatlasten thun. In der ganzen Kunstweise und dem Grundsatz, wornach dies weibliche Portrait gemalt ist, geben wir ihm, wegen jener gelungenen Vollendung den Vorzug vor dem, übrigens auch sehr brav und frei, mit der größten Naturähnlichkeit und Wahrheit gemalten männlichen, worin der Künstler die Manier des kürzlich verstorbenen Lawrence, besonders in der Behandlung der Farben, die eine mit Leim und Kreide mit Borstenpinseln überstrichene Grundlage haben, welche die Reinheit erhalten soll, zum Vorbild genommen hat. Vollendung aller Theile ist immer das Höchste in der Kunst, und bei aller Genialität hat man doch auch Lawrence's ungeheure Nachlässigkeiten in der Ausführung des Ganzen oft genug, und vor kurzem selbst in Paris, getadelt. Die Malerkunst verlangt mehr als jede andere ein ruhiges Nach- und Nachhervorschaffen innerer lebendiger Anschauungen und sein Werde kann nur langsam gesprochen werden; die Ungeduld schafft nur Skizzen, zu denen sich der Betrachter, wenn er Geist hat, oft weit mehr denkt, als der Künstler, der sie hinwarf.

Der Hamburger Kunstverein hat uns bekannt gemacht, daß er im Jahr 1831 eine Kunstausstellung halten will, und Originalwerke, welche man ihm durch Fuhr- oder Schiffsgelegenheit bis Ende Februars 1831 unter Addresse der Demeter'schen Kunsthandlung zusendet, mit Hin- und Rückfracht bezahlt, bei größern Werken jedoch muß die Anfrage gemacht werden, und Postsendungen werden nicht angenommen. Der Verkauf wird ohne alle Provision besorgt und deßhalb der letzte Preis vom Verkäufer angesetzt.

Quartalblätter

des

Vereines

für

Literatur und Kunst

zu

Mainz.

Erster Jahrgang 1830.

Drittes Heft.

Juli, August, September.

Mainz.

Gedruckt bei Florian Kupferberg.

1830.

I.

Topographische Gestaltung der Stadt Mainz und ihrer Umgebung. Von der frühesten Epoche bis in die neuesten Zeiten.

(Fortsetzung).

Im Jahr 97 nach Christi Geburt wählte der kränkelnde Kaiser Nerva den von den Kriegsheeren und dem Volk allgemein geachteten Trajan zum Mitregenten und Nachfolger. Er war damals Präses von Obergermanien und Befehlshaber der Legionen am Rhein. Diese Adoptirung zum Reichsnachfolger gab Trajan die Mittel, seinen längst vorgefaßten Plan auszuführen, die schon sehr verfallnen Befestigungswerke des Drusus auf der rechten Rheinseite wiederherzustellen und noch weiter auszudehnen. Die Hauptfestung Mainz hatte bei der Empörung des Civilis nicht gelitten, sie lag im Mittelpunkt der römischen Herrschaft am Rhein, aber die Vorsicht rieth, den Plan des Drusus zu verfolgen und durch Vorwerke auf der rechten Rheinseite jedes Andringen und Annähern der Deutschen zu verhindern. Trajan ließ also vor allem am Einfluß des Mains in den Rhein, in der Erdzunge, die dort von beiden Flüssen gebildet wird, ein starkes Kastell erbauen und nach seinem Namen Trajansfeste — **munimentum Trajani** — nennen 1).

---

1) **Ammian Marcell. Rer. Gest. Lib. XVII. 463. « munimentum, quod in Alemannorum solo conditum, Trajanus suo**

Unter den Karolingern erhob sich aus seinen Trümmern ein festes Schloß, der Kufstein genannt, das dem später gegenüber angelegten Ort Kostheim den Namen gegeben. In den Jahren 1632 und 1633 erbauten die Schweden dort ihre Gustavsburg. Sie fanden die Fundamente des Trajanischen Kastells, und unter mehreren römischen Denksteinen einen zur Feier des Quinquennalfestes, dem Jupiter und der Juno errichteten Altar 1). Möglich ist es, daß durch die Errichtung dieses Altars das Kastell eingeweihet wurde, wie das allgemein bei den Römern die Gewohnheit gewesen. Die Schweden ließen alle aufgefundenen Denksteine an die Pforten der Gustavsburg einmauern.

Zu gleicher Zeit dachte Trajan an die größere, ausgedehntere Befestigung jenseits des Rheins, an Orten, wo man sich nicht mit Verhauen, Gräben und Bollwerken helfen konnte. Der Hauptplan war immer, die Hauptfestung Mainz und ihr gegenüber auf der rechten Rheinseite, das Kastell des Drusus gegen die Anfälle der Germanen zu sichern. Diese Anfälle waren mehr von dem Mainthal, als von dem Taunusgebirg herunter zu befürchten, weil hier das Durchdringen durch Verhaue konnte verhindert werden. Dadurch kam nebst der ersten Befestigungslinie an der Nidda, noch eine zweite in den Plan, den Main aufwärts durch

---

nomine voluit appellari, dudum violentius oppugnatum tumultuario studio reparatum est.»

1) Merian. Topog. Archiepis. mog. 1646. Blat. 8. hat 5 Bilder dieser Gedenksteine abdrucken lassen. Fuchs alte Gesch. von Mainz I. 11, 68, 169, 174 und II. 232, 233 hat ihre Inschriften vollständig geliefert und erklärt.

Anlegung von Kastellen in bestimmten Entfernungen zu befestigen und mit den von Drusus bei der Nidda angelegten Befestigungswerken zu verbinden, um den gegenüber wohnenden unruhigen Katten den Uebergang zu erschweren. Man glaubt sogar 1), daß Trajan unter dem Taunusgebirg ein Kastell habe erbauen lassen, welches von seinem Namen Trajansburg genannt worden und das auf seinen Trümmern und den römischen Mauern erbaute Ort Kronberg davon seinen Namen erhalten habe. Trajan ließ also die alten Vertheidigungswerke der von Drusus angelegten ersten Linie an der Nidda, oder den heutigen Pfahlgraben ausbessern, sie durch den Odenwald fortführen, an die Donau anschließen und in bestimmten Zwischenräumen durch Kastelle verstärken. Diese große Vertheidigungslinie war bei damaliger Zeit sehr fest, indem ihre rechte Flanke vom Main, die linke durch das mit Verhauen, Gräben, Wällen und kleinen Kastellen vertheidigte Gebirg, und die Fronte durch die Nidda und stärkere Kastelle gedeckt war. Durch diese weit in Deutschland vorgerückte befestigte Linie wollte er sich die Ruhe für seine Kriege im Orient verschaffen.

Zu Trajans großem Plan und der Verbindung der auf germanischem Boden angelegten Vorwerke, mit der Hauptfestung Mainz, von der alle Unternehmungen nach Germanien ausgingen, mußte auch die Erbauung einer ständigen Verbindungsbrücke über den Rhein nach dem Kastel des Drusus gehören. Dadurch allein wurde der Uebergang und Rückzug über diesen Fluß zu

---

1) Winkelmann Hess. Chronik II. Kap 1. Beatus Rhenan. rer. German. lib. I. S. 45.

jeder Zeit gesichert. Wenn auch kein römischer Schriftsteller einer von Trajan über den Rhein bei Mainz erbauten steinernen Brücke erwähnt, und sie ausdrücklich von seiner Donaubrücke sprechen, so läßt doch ein Werk das andere bei gleichen, wo nicht noch größern Gründen der Nothwendigkeit, um so mehr folgern, da beide nach gleicher Einrichtung und den Bauregeln Vitruvs erbaut waren, und nur bei dem freieren Strombette des Rheins und dem beengteren der Donau, Höhe und Breite verschieden seyn mußten. Die steinernen Pfeiler dieser Brücke befinden sich noch im Rheinbette und waren bei niederem Wasser bis in unsere Zeiten sichtbar. Bei keinem andern römischen Kaiser vereinigen sich so sprechende Gründe für den Urheber dieser Brücke, als bei Trajan. Er fand die von Drusus mit großer Vorsicht entworfene Maasregel, römische Truppen im Innern von Deutschland zu unterhalten, vernachläßigt. Kaiser Claudius hatte sogar allen Eroberungsplanen in Deutschland entsagt. Trajan wollte jene weisen Maaßregeln wieder in Vollzug setzen und die römischen Befestigungslinien dies- und jenseits des Rheins durch Straßenverbindungen verstärken. Wahrscheinlich fiel der Anfang der Erbauung unsrer Rheinbrücke in das erste oder zweite Jahr seiner Adoptirung von Nerva, in die Jahre 97 oder 98.

Fuchs 1) und Würdtwein 2) waren der Meinung, Drusus, der Gründer der Festung Mainz, sey auch

1) Alte Gesch. von Mainz I. 378.

2) N. Cl. Drusus Germ. Maguntiaci conditor 26. » Drusus » noster, victrices in Germaniam aquilas proferre ae- » stuans — a litore Rheni sinistro ad dextrum usque,

der Erbauer der steinernen Rheinbrücke gewesen. Vermuthlich hatte auch sie die Stelle bei Florus irre geleitet, wo er sagt: «Drusus habe Bonn und Ge«sonia durch Brücken verbunden 1)» und daß Cluver den unbekannten, noch im Namen Geusen lebenden Ort bei Bonn, mit **Moguntia** erklärt 2). Hätten Fuchs und Würdtwein Gelegenheit gehabt, die Pfeiler im Rhein näher zu untersuchen, sie würden gefunden haben, daß zu ihrer Erbauung eine längere Reihe von Jahren nöthig gewesen, als sich Drusus in Deutschland aufgehalten. Eine Schiffbrücke reichte damals hin, das Kastell der rechten Rheinseite mit seiner Hauptfestung **Maguntiacum** zu verbinden. Sie war ständig, sonst hätte er kein Kastell als Brückenkopf zu ihrer Vertheidigung angelegt. Die von Cäsar zur Uebersetzung seiner Legionen bei Bonn geschlagene Schiffbrücke mag auch Drusus veranlaßt haben, dort eine Brücke zu errichten und seine Uebergänge an einem Ort vorzunehmen, wo sie Cäsar glücklich ausgeführt hatte.

Schon im Jahr 1746 hatte ein Rheinmüller bei kleinem Wasserstand einen Pfeiler, der nur einen Schuh unter dem Wasser stand, gemessen und ihn 36 Schuh dick gefunden 3). Die merkwürdigste Untersuchung derselben

---

« exstrui fecit, opere immenso pileas lapideas, justo « spatio disjunctas, queis pons superstruebatur, ducendo « exercitui et redeundo aptissimus. »

1) Gest. Rom. Lib. IV. Cap. XII. « Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit. »

2) Graevius in seinen Noten zu dieser Stelle, die Minola sehr gut erklärt hat.

3) Hutter histor. Taschenb. 75. Fuchs alte Geschichte von Mainz I. 388.

geschah im Jahr 1800, wo im März und April der Wasserstand des Rheins unter dem Pegel stand, eine Niedere, die bis jetzt seit dreißig Jahren nicht mehr eingetreten ist, und wodurch die französischen Ingenieurs des Brücken- und Straßenbaues die Pfeiler leicht aufsuchen und ausmessen konnten. Sie fanden 18, deren schmale, gegen den Strom gerichtete, Seite eine Breite von 36 Schuh und die längs dem Strom, eine von 54 hatten. Der Zwischenraum von einem zum andern war 64 Fuß. Ihre gerade Linie ging vom obern Theil des heutigen Zeughauses über die Rheinmühlen nach der Kirche von Kastel. Die Ecken der Pfeiler bestanden aus gehauenen Quadersteinen, das übrige Mauerwerk aber aus kleinen unbehauenen Steinen, wie die Gußmauern des Eichelsteins und der Wasserleitung. An einigen fand man noch die eichenen Eckposten und darum befestigte Bohlen, welche den Baukasten zu ihrer Gründung gebildet hatten. Das Holz war schwarz und fast versteinert. Da das Rheinbette sonst breiter war als jetzt, so standen diesseits bis gegen die Mitternacht wenigstens noch 4 und jenseits bis zur Kasteler Kirche 3 Pfeiler; folglich zusammen 25 Pfeiler. Die Brücke hatte eine Breite von 54 und eine Länge von 2500 Fuß. Auf hundert Fuß kam ein Pfeiler. Bei der Erbauung des jetzigen Zeughauses in den Jahren 1739 und 1740 stieß man auf zwei dieser Pfeiler 1), einen andern fand man jenseits bei der Erbauung des Amtshauses, nachherigen Vogteihauses zu Kastel im Jahr 1615, welches Haus in der Richtung gegen die Kirche liegt. Ein aus dem Pfeiler gebrochner

1) Fuchs alte Geschichte von Mainz I. 378.

Stein wurde in das neue Haus eingemauert und darunter folgende Schrift gesetzt:

**ALS. MAN ZALT ACHTHVNDERT III
JAR. DIESER STEIN
ZVR REINDRVREN
GEBAVT WAR. 1615.**

Auf dem Kirchhof zu Kastel sieht man noch jetzt über der Erde den letzten Pfeiler neben dem Haus des Schulmeisters und dasselbe steht zum Theil darauf.

Die wichtigste Entdeckung für die Geschichte unsrer steinernen Rheinbrücke und die Epoche ihrer Erbauung geschah am 5. Januar 1819, wo ein Kasteler Schiffer bei dem ersten Brückenpfeiler im Rheinbette gegen Kastel, neben andern, einen großen Stein entdeckte und an das Ufer schaffte. Hr. Prof. Braun kaufte des andern Tages den Stein um 5 fl. 24 kr., und überließ ihn dem hiesigen städtischen Museum, worin er eine seiner ersten Zierden ist. Durch den Wechsel aus dem Wasser ins Trockne, und daß in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1819, wo er noch im Freien gelegen, eine starke Kälte eingetreten, ist er in der Mitte gesprungen. Er ist einer der gewöhnlichen Bausteine, wodurch die römischen Legionen, und selbst die Cohorten die von ihnen ausgeführten Bauten bezeichneten. Seine Länge hat vier, seine Dicke zwei Schuh. Auf der vorderen Seite ist in der Mitte eines Rahmens die Inschrift eingehauen: **LEG. XXII.** Auf ihrer rechten Seite ist ausserhalb des Rahmens ein wie zum Opfer geschmückter Stier, das Sinnbild der Stärke, auf der linken Seite ein Capricorn eingehauen, wahrscheinlich aus Verehrung des Kaisers August, der unter diesem Himmelszeichen geboren wor-

den und es in seinem Siegel führte. Von den auf den Denksteinen der zwei und zwanzigsten Legion vorkommenden Fahnen weiß man, daß der Stier und der Capricorn derselben Feldzeichen gewesen. Dieser Baustein war sicher an dem Brückenpfeiler, bei dem er gelegen, über der Wasserhöhe eingemauert und beweis't unwidersprechlich die zwei und zwanzigste Legion als die Erbauerin der steinernen Rheinbrücke. Diese Legion kam erst im Jahr 79 nach Christi Geburt in die Festung Magontiacum, wo sie einige hundert Jahre und bis zur Auflösung aller Legionen durch Constantin den Großen geblieben ist.

Im Sommer 1829 wurde der Hauptgraben der Bastion Damian hinter der Winterweiche ausgeworfen, um allda einen gedeckten Durchgang zu erbauen. Hier kam man wieder auf die Fundamente der vor der alten Stadtmauer gestandenen St. Peter Stiftskirche und entdeckte unter einigen römischen Gedenksteinen ein Fragment, worauf der Schutzgott des Rheins und Mains und darüber **Leg. XXII.** ausgehauen ist. Die Abbildung der beiden Flußgötter unter dem Zeichen der zwei und zwanzigsten Legion lassen folgern, daß dieser Stein ebenfalls bei der Erbauung der Rheinbrücke von dieser Legion in einen der Pfeiler eingemauert wurde, um sich als Erbauerin zu bezeichnen. Vielleicht mag er zu diesem Zweck in einen der Pfeiler der linken Rheinseite, wie der andere Baustein in einen der rechten, eingemauert worden seyn. Die Peterstiftskirche wurde im zehnten Jahrhundert erbaut, wo dieses Fragment mit den andern römischen Steinen zu den Fundamenten verwendet worden. Er befindet sich nun im städtischen Museum.

Durch die Auffindung dieser Steine, besonders des ersten, gelangen wir zur historischen Gewißheit, daß unsere steinerne Rheinbrücke nicht von Drusus und nicht vor dem Jahr 79 erbauet worden.

Lange muß diese Brücke nicht bestanden haben. Die römische Geschichte erzählt vom Kaiser Maximin zum Jahr 236, daß er eine Brücke über den Rhein habe schlagen müssen, um in Germanien einzudringen 1). Dieses konnte nur bei Mainz geschehen seyn, wo die Legionen gestanden. Das nämliche erzählt sie von Kaiser Julian zum Jahr 359 2). Auch Kaiser Valentinian mußte im Jahr 374 eine Brücke bei Mainz schlagen lassen, als er den Makrian, König der Mattiaken oder Bucinobanten, in Wiesbaden aufheben wollte. Der Chronist Idacius 3) sagt von dem Vandalenfürst Chrocus: « Er sey, als er mit den Sueven und Alanen nach Gallien gezogen, bei Mainz auf einer künstlich errichteten Brücke über den Rhein gegangen, habe die Stadt zerstört und ihre Einwohner gemordet. » Diese vier Brücken waren gewiß nur Schiffbrücken. Es ist selbst wahrscheinlich, daß diese zur Epoche, als die Stadt Mainz zum fränkischen Königreich Austrasien gehörte, unter der schlechten Regierung der Könige aus dem Geschlecht der Merovinger, vernachläßigt wurde.

---

1) Hist. Augusti Maximini. Cap. X.

2) Amian. Marcell. Lib. XXIX. Cap. IV.

3) Lib. 3. Cap. 12: « Chrocus rex Vandalorum cum Suevis et Alanis egressus de sedibus Gallias appetens. — Qui Rhenum Maganciam ponte ingeniose transiens primum ipsam civitatem et populum vastavit. »

Die nämlichen Ursachen, welche Drusus und die spätern römischen Kaiser bewogen, bei Mainz eine Schiffbrücke anzulegen und den vorsichtigen Trajan bestimmten, allda sogar eine steinerne Bogenbrücke für ewige Zeiten erbauen zu lassen, veranlaßten auch Karl den Großen, auf Trajans steinerne Pfeiler eine hölzerne Brücke zu errichten. Zur Verbindung seiner westlichen Staaten mit seinen östlichen, war ihm eine ständige Brücke bei Mainz unentbehrlich. Die Sachsen und Thüringer suchten bei jeder Gelegenheit das neue Joch abzuwerfen und keine Abgaben zu bezahlen. Karl war genöthigt, oft dahin zu ziehen, um seine Eroberungen zu erhalten. Schon im Jahr 792 hatte er in seinem Feldzug gegen die Hunnen, zur Verbindung seiner rechts und links der Donau aufgestellten Armee, eine Schiffbrücke zu Regensburg erbauen lassen. Eilf Jahre später führte er das große Werk aus, eine hölzerne Schiffbrücke über den breiten Rheinstrom bei Mainz zu errichten. Der Bau wurde im Jahr 803 angefangen und dauerte bis zum Jahr 813, durch zehn volle Jahre. Ganz Europa mußte zu diesem Baue steuern. Der Mönch von St. Gallen bezeugt: «daß kein Herzog, kein Graf, Bischof oder Abt sich dessen hätte entziehen können» 1).

1) De gestis Caroli Mag. in Monumentis german. histor. Edit. Perz. II. 745. «Fuit consuetudo in illis temporibus, ut, ubicunque aliquod opus ex imperiali praecepto faciendum esset, siquidem pontes vel naves ea Comites per vicarios et officiales suos exequerentur in minoribus dumtaxat laboribus; a majoribus autem et maxime noviter exstruendis, nullus ducum vel comitum, nullus episcoporum vel abbatum excusaretur aliquo modo. Cujus rei testes adhuc sunt *arcae pontis moguntiacenis*, quem tota

Die Brückenbaukunst und die dazu nöthigen mechanischen Künste waren noch nicht auf dem Puncte der Vollkommenheit, auf dem sie jetzt sind. Dieser Brückenbau war daher für damalige Zeiten ein erstaunenswürdiges Unternehmen. Schwierigkeiten aller Art mußten sich bei der Ausführung zeigen und eine zehnjährige Arbeit nöthig machen. Die römischen Pfeiler waren sicher damals schon sehr beschädigt, und standen für eine hölzerne Brücke zu weit von einander. Sie mußten ausgebessert, erhöhet und Zwischenpfeiler aufgeführt werden. Die Art, wie man diese Pfeiler in den Rhein setzte, war nach Einhards Zeugniß 1) so, daß man glauben konnte, sie würden auf ewige Zeiten der Zerstörung trotzen. Baukästen und eichene Eckposten und Dielen nach der Länge und Breite der Pfeiler gefertigt, wurden in den Rhein versenkt und ausgemauert. Diese Baukasten waren en caison gearbeitet, wie die Pfeiler der Brücke über die Themse zu London. Die französischen Ingenieurs fanden, wie schon oben gesagt worden, noch im Jahr 1800 an mehreren Pfeilern jene eichene Eckposten und daran befestigte dicke Bohlen, die schwarz und fast versteinert waren. Unser städtisches Museum besitzt noch eine jener Eisenspitzen, welche unten an den eichenen Eckbalken befestigt und mit eingestoßen wurden. Sie ist einen Schuh lang und an den vier Ecken gingen Stangen hinauf, womit sie an den Balken festgemacht war.

Europa communi quidem, sed ordinatissimae participationis opere perfecit.»

1) In vita Caroli Mag. in Monumentis german. histor. Edit. Perz. II. 460. «opere mirabili e ligno ita construxit, ut perenniter durare videretur.»

Kieselsteine, in die sie eingestampft gewesen, haben sich so fest an sie angesetzt, daß sie nicht davon zu trennen sind. Das Eisen hat gelbe, weiße, schwarze, hell- und carmoisinrothe glänzende Flecken. Der Hr. Graf Franz von Kesselstatt war gegenwärtig, als diese antiquarische Seltenheit aus dem Rhein gezogen wurde, er hat sie erkauft und dem hiesigen Museum verehrt. Eine zweite, nebst der Hälfte eines großen eisernen Ringes und eines Stücks der eichnen Bohlen habe ich seiner Güte zu verdanken. Unsere Rheinbrücke und die Basilica zu Aachen wurden von Einhart als die prächtigsten der unzählbaren Gebäude, die Karl der Große errichten ließ, angegeben. Durch ihre Schönheit und Größe war sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung 1). Der Rhein soll damals bei Mainz 500 römische Schritte breit gewesen seyn.

Kaum war man im Jahr 813 mit der prächtigen Rheinbrücke fertig geworden, so wurde sie in drei Stunden ein Raub der Flammen. Der Brand war so heftig, daß auch nicht ein Stückchen vom Holzwerk verschont blieb 2). Den Erzbischof Richulf, den zweiten Nach-

---

1) Donatus Acciajolas vita Caroli mag. in Menken script. rer. ger. I. 830. « Multa quoque alia opera memoratu digna construxit, quae ea tempestate tum *pulchritudine*, tum *magnitudine* sua *admirationem gentium commovebant.* Nam *pontem in Rhenum apud Magonciam ubi quingentos passus fluminis latitudo patet*, aedificatum a Carolo tradunt; egregium sane opus et magnitudinem conditoris cunctis viventibus prae se ferens. »

2) Einhard in vita Caroli Mag. in Monumentis germ. histor. Edit. Perz. II. 460. « Item Pons Hreni apud Maguneiacum, quem ipse per decem annos ingenti labore

folger von Bonifaz, hat man im Verdacht, daß er wegen seiner entbehrten Ueberfahrtsgefälle, durch Aufreitzung den Brand veranlaßt habe. Einhart spricht von einem zufälligen Brand — fortuitu incendio — der Mönch von St. Gallen schreibt ihn der Bosheit einiger übelgesinnten Schiffer oder Färcher zu, die dadurch wieder die Ueberfahrt über den Rhein erzwingen wollten 1). Glauben wir dieser Stelle, so ist weder der Erzbischof Richulf, noch der Blitz, sondern eine abscheuliche Gewinnsucht und die Hinterlist einiger Uebelgesinnten — malevolorum — die Ursache des Brandes gewesen. Nach Einhard sah man diesen Brand für eine schlimme Vorbedeutung an. Einige weisagten daraus das bevorstehende Ende der Welt, andere, doch immer nur erst hernach, den Tod des Erbauers der Brücke 2). Die Poeten der Zeit stimmten darüber Klaglieder an 3).

---

et opere mirabili e ligno ita construxit, ut perenniter durare posse videretur, ita tribus horis fortuitu incendio conflagravit, ut, praeter quod aqua tegebatur, nec una quidem hastula ex eo remaneret. »

1) Monachus St. Gallens. de gestis Caroli M. a. a. O. « fraudulentia vero quorundam *malivolorum* et de navium subvectione (subnectione) mercedes iniquissimas compilare volentium consumpsit. »

2) Einhard. a. a. O. « Appropinquantis finis complura fuere praesagia. »

3) Der Poeta Saxo in Monum. germ. histor. Edit. Perz. I. 275 singt:

Praeterea Rheni constravit ponte fluenda
Commoda dans Vrbi tanta Mogontiacae.
Est ibidem latus quingentis passibus amnis
Ut pondus tanti scire queas operis.
Quodque magis stupeas, firmaverat ordine recto

Karl der Große starb am 28. Januar 814, ehe noch ein Jahr nach dem Brand verflossen war. Er hatte das Vorhaben, die Brücke ganz von Stein wiederherstellen zu lassen, und hätte er länger gelebt, er würde es ausgeführt haben. Die reizende Natur um Mainz hatte ihn bewogen, bei dem Einfluß des Mains in den Rhein sein Kufstein und in Ingelheim einen andern großen Pallast zu erbauen. Eine Brücke über den Rhein sollte diesen Reiz erhöhen 1). Aber auch diese neue Brücke würde nicht von langer Dauer gewesen seyn, weil die Pfeiler zu nahe an einander standen und wegen dieser Enge bei starken Eisgängen der Gewalt des andringenden Eises nicht hätten widerstehen können. Ludwig der Fromme verordnete zwar durch seine Capitularien von den Jahren 820 und 821 2), die schleunige Wieder-

Colles ingentes fluctibus in mediis;
Supposuit basibus haec fundamenta locandis,
Et supra celsam struxerat inde viam.
Hoc opus extremis illius paene sub annis
Consumpsit subito flamma vorax penitus.
Quemque decem Rheni pontem construxerat annis,
Horis consumpsit flamma tribus penitus.
Quod reparare volens, fieret quo saxeus illic
Pons, ubi constructus ligneus ante fuit,
Proh dolor! est obitu praeventus, opusque remansit
Hoc imperfectum, sic quoque semper erit.
Virtutis monumenta manent tamen ejus in aevum
In vastis stantes gurgitibus tumuli;
Congestae saxis etenim tellureque moles
Parent relatis flumine verticibus etc.

1) Schoepflin in Act. Acad. Theot. Pal. I. 312. «Ingelheimiani palatia commoda auxit Rheni pons, quem Carolus M. prope Maguntiacum construxit.»

2) Bei Balluz Capit. I. 741. Cap. vom J. 820. Cap. XI.

herstellung aller Brücken des Reichs, da aber diese Verordnungen die Bedingniß enthielten: «Wenn nicht die Größe des Werkes und eine zu befürchtende Ortsüberschwemmung es verbiete,» und die Brücke zu Mainz unter diese Kategorie gehörte, so kam ihr Bau nicht zur Ausführung.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Die St. Johanniskirche in Mainz.

In den ersten dreihundert Jahren des Christenthums hatten die Gläubigen zu Mainz, wie es beinahe allenthalben im römischen Reiche für die Christen der Fall war, weder freien ungestörten Gottesdienst, noch öffentliche Kirchen. Sie mußten sich mit Privathäusern begnügen, worin sie im Stillen den Pflichten ihrer Religion und des Gottesdienstes Genüge leisteten. Den Verfolgungen der Heiden stets ausgesetzt, waren sie oft genöthiget, ihre christliche Versammlungen in unterirdischen Gewölben, oder wenigstens an abgelegenen Orten, und ausser der Stadt, zu halten. Am öfteren soll dies in einem Bethause zu Dalheim, bei Zahlbach, geschehen seyn, wo die christlichen Bewohner von Mainz zu den Zeiten des Kaisers Konstantin eine Kirche, dem h. Bischofe Hilarius zu Ehren, erbaut haben sollen 1). Man hält diese Kirche für dieselbe, worin im

---

Seite 608. Cap. II. Jahr 821. Cap. III. cod. 622 und L. IV. Cap. XII. Seite 776.

1) In dem Leben des h. Maximus, bei Tritheim, cap. 18, wird sie Sacrosancta Basilica genannt.

Jahr 407 mehrere tausend Christen von den Vandalen erschlagen wurden, als diese Barbaren über den Rhein nach Gallien zogen. Der heilige Hieronymus ertheilt uns hiervon bestimmte Nachricht 2). Ein ähnliches Schicksal erlitt die Stadt Mainz im J. 451, als die Hunen daselbst über den Rhein giengen. Damals soll der Bischof Auräus sammt seiner Schwester Justina in der Kirche des h. Hilarius den Märtyrertod erlitten haben.

Durch die wiederholten Einfälle der Barbaren war Mainz fast ganz zerstört und ohne Bewohner. Erst im Anfange des **VI.** Jahrhunderts, wo die Könige der Franken, nach überwundenen Alemannen, Herrn von Mainz wurden, erhob sich die Stadt wieder aus ihrem Schutte. Theodorich, der älteste Sohn Chlodewigs, des Ueberwinders der Alemannen, und sein Sohn Theodebert (Teutbert), beide nacheinander fränkische Könige von Austrasien, verschafften der Kirche Friede und Sicherheit. Unter der Regierung dieser beiden Fürsten bestieg, ums Jahr 534, Sidonius den bischöflichen Stuhl von Mainz, und arbeitete an der Wiederherstellung der Stadt mit einem Eifer, dem gleichzeitige Schriftsteller das rühmlichste Zeugniß ertheilen 3). Durch großmüthige Unterstützung des Königs Teutbert — von

---

2) *Magontiacum*, nobilis quondam civitas, capta atque subversa est, et in ecclesia multa hominum millia trucidata. — *S. Hieronimus* ad Gerontiam, T. 1, epist. 11.

3) *Venantius Fortunatus*, ein berühmter Schriftsteller, der zu Ende des VI. Jahrhunderts lebte, rühmt von dem Bischofe Sidonius, daß er den Gottesdienst befördert, und neue Kirchen gebauet habe. „Qui Domini cultum templa novanda fovet — sind seine Worte.

534 bis 547 regierend — ließ er theils die alten verwüsteten Kirchen oder Bethäuser (Oratoria) wieder herstellen, theils neue erbauen. Auch Berthoara, des Königs Tochter, zeigte sich zum Besten der Religion sehr thätig. Auf ihre Kosten ließ sie eine neue Taufkirche erbauen, in welcher, nach der Gewohnheit damaliger Zeit, die Taufe für die ganze Stadt und Gegend ertheilt wurde. Von dieser Kirche und ihrer Erbauung schreibt der obbemeldte Venantius also:

« Ardua Sacrati baptismatis aula coruscat 1),
« Quo delicta Adae Christus in amne lauat.
« Hic pastore Deo puris grex mergitur vndis,
« Ne maculata diu vellera gestet ouis. »
« Hanc tamen Antistes Sidonius extulit arcem,
« Qui Domini cultum templa novanda fovet.
« Struxit, *Berthoarae* voto complente, sacerdos,
« Quae decus ecclesiae, cordis amore placet.
« Catholicae fidei splendor, pietate coruscans,
« Templorum cultrix, prodiga pauperibus » 2).

Hieraus ist nun die Existenz einer alten Tauffkirche zu Mainz ausser allem Zweifel gesetzt. Es fragt sich aber nun: Wo stand diese Kirche, oder welche von den nachher bekannt gewordenen Kirchen mag solche gewesen seyn?

Der gelehrte Weihbischof Würdtwein, welcher dieser Untersuchung eine eigene Abhandlung gewidmet

1) In dem Worte *ardua* scheint schon etwas Vorzügliches zu liegen, denn arduus heißt hoch, daher auch noch heut zu Tage die Domkirche der hohe Dom genennt wird.

2) Sidonius bauete auch dem h. Märtyrer Georg zu Ehren einen Tempel zu Mainz, wie uns Venantius solches berichtet.

hat, die den Titel führt: «**Commentatio historico-liturgica de *Baptisterio* Moguntino**» widerlegt vorerst und recht schön die Meinung derjenigen, welche die alte Stadt Mainz in der Nähe von Dalheim gesucht haben. Hieraus folgert er sodann, daß die alte St. Hilarius-kirche daselbst jene alte Taufkirche in der Stadt Mainz nicht gewesen seyn könne. Würdtwein's Meinung haben in der Folge andere gelehrte Männer ebenfalls angenommen, und mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet, daß das alte Mainz, vor des Königs Dagobert Zeiten, von der östlichen und südöstlichen Seite des alten römischen Castrums **Magontiacum**, d. i. vom Jacobs- und Stephansberge bis in die Nähe des heutigen Doms herunter zog 1). In diesem Bezirke muß also die Taufkirche gestanden seyn.

Der belobte Würdtwein glaubt, daß die alte St. Martinskirche, welche schon in den Jahren 754, 765, bis 800 in Urkunden vorkömmt, und in den Jahren 819 bis 983 gar als **Ecclesia major** (Hauptkirche) erscheint, zwar nicht jene alte Taufkirche gewesen, welche von der Prinzessin Berthoara erbauet wurde, aber doch schon als Hauptkirche bestanden, ehe Erzbischof Willigis die neue Domkirche erbauet habe. Weiter sucht er zu beweisen, daß die St. Johanniskirche von ihrem Ursprunge an und bis dahin, wo die alte St. Martinskirche erbauet wurde, die Haupt- und Taufkirche (**Ecclesia cathedralis et baptismalis**) in Mainz gewesen sey. Ganz kann ich hierin dem seeligen Würdtwein nicht beistimmen.

---

1) S. Rheinisches Archiv, 1810, p. 149.

Schon zu den Zeiten des h. Bonifacius, des Apostels der Deutschen, stand in Mainz eine St. Martinskirche, solches bezeugt uns das berühmte Fulder Schankungsbuch, und namentlich die Urkunde **Nro. II**, worin gesagt wird, daß ein gewisser Adelbert im ersten Jahre der Regierung des Königs Pipin, 754, einen Weingarten innerhalb den Mauern der Stadt Mainz dem Erzbischofe Bonifacius verkauft habe, von welchem er die Nebenläger angiebt, und unter diesen ein Gut oder sonstiges Eigenthum des h. Martinus, d. h. wie sich's von selbst versteht, der Kirche des h. Martinus. Auf ähnliche Weise kömmt das Eigenthum dieses Heiligen, oder die zu seiner Ehre geweihte Kirche in Urkunden von 765 und 777, **Nro.** 25, 52 **Tradit. Fuld.** vor; desgleichen auch in **Nro.** 197 v. J. 805. In letzterer Urkunde erscheint auch das Eigenthum der h. Maria, oder die Liebfraukirche und der Rhein; ein Beweis, daß damals, zunächst der St. Martinskirche und des Rheins auch schon eine Liebfraukirche stand. In dem angegebenen Zeitraume und bis zum Jahre 819 kömmt bemeldte St. Martinskirche noch nicht als Hauptkirche vor; als solche bemerken wir sie erst in letzterem Jahre, und zwar in der Urkunde **Nro.** 305 im Fuld. Schankungsbuche, worin ausdrücklich gesagt wird, daß bemeldte Urkunde ausgefertiget worden sey: «**in Mogontia in Portico Ecclesie S.** ***Martini Majore*,**» in Gegenwart des Kaisers Ludwig des Frommen. Vermuthlich sollte es hier heißen: **in portico Ecclesiae S. Martini majoris.** Aus späteren Urkunden, welche ***Gudenus*** (**in Cod. diplom. T. I, p. 13, 358, 367**) geliefert hat, geht hervor, daß die St. Martins-

kirche schon zu den Zeiten des Erzbischofs Hatto, die vom Jahre 891 bis 913 der Mainzer Kirche vorgestanden, wie auch nachher in den Jahren 978, 983 ꝛc., bevor Willegis die jetzige Domkirche erbauet hat, die erzbischöfliche Hauptkirche war. Man lies't nämlich in bemeldten Urkunden die Worte: « **Ad ecclesiam Archiepiscopalem in vrbe Moguntina constitutam et in honorem S. Martini consecratam etc.** » Ferner: « **Ad Ecclesiam S. Martini, que est infra Moguntiaco murum sita, ubi** ***sedes episcopalis*** **est, cui tunc temporis venerabilis** ***Hatto*** **Archiepiscopus praeesse videbatur etc.** »

Aus dem allem geht hervor, daß allschon im achten Jahrhundert eine St. Martinskirche in Mainz existirte, aber es ist durch keine Urkunde bewiesen, daß solche gleich anfangs die Domkirche war, und damals schon die St. Johanniskirche aufgehört hat, die Hauptkirche zu seyn, sondern dies geschah erst später, uud lange nach den Zeiten des heil. Bonifacius. Als dieser große Apostel der Deutschen im J. 754 den Martyrtod erlitten hatte, und hierauf aus Friesland zu Wasser nach Mainz gebracht wurde, ist er in der St. Johanniskirche niedergesetzt worden. Die Bewohner von Mainz wünschten gar sehr, den Leichnam ihres heiligen Erzbischofs bei sich zu behalten, wozu auch der Erzbischof Lullus, Bonifacens Nachfolger, geneigt schien; allein ein angebliches Traumgesicht des Diacons Opertus bestimmte den Erzbischof und das Volk, den Körper des bemeldten Heiligen nach Fuld bringen zu lassen. Das Eingeweide (intestina) des heil. Bonifacius blieb jedoch zu Mainz, es wurde in einem

besonders dazu verfertigten kleinen steinernen Sarkophag mit einem bleiernen Deckel niedergelegt, welcher in einer eigends dazu erbauten Gruft in der St. Johannis-kirche aufbewahrt wurde. Diese Gruft ließ Erzbischof Gerlach im J. 1307 erneuern und mit einem Grab-steine versehen, dessen Inschrift *Joannis* **T. I. R. M. p. 345.** geliefert hat.

Aus dem Umstande, daß der Leichnam des h. Bonifacius nicht in der St. Martinskirche niedergesetzt — und auch die Eingeweide nicht in letzterer Kirche auf-bewahrt wurden, sondern in der St. Johanniskirche, erhellet zur Genüge, daß noch damals diese und nicht die St. Martinskirche die Hauptkirche von Mainz war. Später wurde es anders; die St. Martinskirche ward die Hauptkirche der Stadt und des Erzstiftes Mainz, und der St. Johanniskirche blieb von ihrer alten Herr-lichkeit nichts mehr als der Name des alten Doms, wie wir noch hören werden.

Daß aber auch die St. Johanniskirche ursprünglich, nebst der Hauptkirche, die Taufkirche für die ganze Stadt und Gegend war, solches beweis't schon der Name derselben. Es war nämlich die Gewohnheit älterer christlicher Zeiten, daß zur Ausspendung des Sakraments der Taufe besondere Taufkirchen erbauet wurden, in welchen sich das große *Baptisterium* befand, und die gewöhnlich dem heil. Johannes dem Täufer geweiht waren. Solche Taufkirchen nannten die Alten: **Baptisterii Basilicam, Baptismatis aulam, Baptismales Ecclesias.** Schon Constantin der Große bauete eine solche Taufkirche (**Baptisterium**) in einer Vorstadt von Rom; eine andere errichtete er in der Stadt — **in Coe-**

lio monte — worin der Kaiser selbst getauft wurde. In derselben war unter andern eine Statue des heil. Johannes von Silber, welche hundert Pfund gewogen hatte. Eine solche Taufkirche (Templum Baptisterii) war es auch, worin der König Chlodowich von dem heil. Remigius, Bischof von Rheims, getauft wurde. Nach Mabillons Zeugniß findet man mehrere Taufkirchen in Spanien und Italien, welche alle dem heil. Johannes geweihet sind, namentlich zu Navarra, Rom, Florenz, Pisa, Parma, Padua, Ravenna u. s. w. Zu Tour in Frankreich steht neben der Hauptkirche zum h. Martinus die Taufkirche zum h. Johannes, gerade also wie in Mainz. Das nämliche war auch der Fall bei dem Dom zu Worms, wo, wie zu Mainz, die Taufkirche älter gewesen ist als der Dom. Wie lange die Bestimmung einer Taufkirche bei der Johanniskirche in Mainz gedauert hat, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden.

Erzbischof Willegis erbauete vom Jahre 978 bis zum Jahre 1009, an die Stelle der alten St. Martinskirche, eine neue Domkirche, welche er ebenfalls dem h. Martinus zu Ehren in letztbenanntem Jahre feierlich einweihete 1). Als aber dieser neue Tempel durch Unvorsichtigkeit am Tage der Einweihung abbrannte, fing

1) Nicht dem heil. Martin und Stephanus zu Ehren weihete Willegis die Domkirche ein, sondern dem heil. Martinus allein, wie solches aus dem Marianus Scotus und dem Trithemius deutlich genug erhellet, noch weniger aber war die alte Domkirche dem heil. Stephanus zu Ehren erbauet, wie Serrarius ganz ohne Grund angiebt, auch zeigt das Gegentheil das alte St. Martinsbild in der Memorie.

Willegis denselben gleich wieder zu bauen an, starb jedoch nach zwei Jahren, 1011, und der Dombau blieb unvollendet, und zwar bis zum Erzbischof Bardo, welcher denselben völlig wieder herstellte, und am 10. November 1037, in Beiseyn des Kaisers Conrad, höchst feierlich einweihete.

Bald hierauf ging mit der St. Johanniskirche eine große Veränderung vor, von welcher der Domvikarius Helwich (in seinem **Prooemio ad Elenchum Nobilitatis Ecclesiae Metropol. Moguntinae**, apud *Joannis* **S. R. M. T. II. p. 211.**) Folgendes erzählt: «**Quin et « rebus omnibus cum dote et congregatione de colle- « giata** ***B. Virginis*** **ecclesia veteri, quae tunc sic « appellata** ***major*** **erat, ac nunc** ***S. Joannis*** **Baptistae « dicitur, assumptis, eandem** 1) **largissime dotavit ... « totius urbis Episcopalem ac primariam, totiusque « dioecesis Metropolim eandem constituens etc.**» Leider hat jedoch Helwich die Sache nicht gut getroffen. Die Johanniskirche war niemals eine Muttergottes- oder Liebfraukirche; auch hat nicht Willegis erst die von ihm erbauete Kirche zur Domkirche erhoben, sondern die St. Martinskirche war es schon vorher, wie wir gehört haben.

Besser getroffen hat es, und der Wahrheit gemäß spricht sich das alte Manuscript aus, welches Serrarius citirt, und was man bei **Joannis l. c. T. I. p. 470** lies't, wo es heißt: «***S. Joannis*** **basilica collegiata « juxta Metropolitanam Moguntiae posita non modi- « cae devotionis extat. Quam idem** ***Bardo*** **S. Epis-**

1) Die Domkirche nämlich.

« copus pro remedio animae suae dotavit. Veteribus « ejus rebus, cum dote et congregatione, in novam « *S. Martini* translatis, et in hac veteri *S. Joannis*, « de qua priorem congregationem transtulerat, prae- « diis sua industria acquisitis, novam congregationem « restituit. » — Wie dies alles zuging, stelle ich mir also vor: Der Erzbischof Bardo hatte auf die Wiederherstellung der von Willegis erbaueten aber abgebrannten Domkirche viel verwendet, und dadurch das Vermögen derselben sehr geschmälert. Um dieses wieder zu ersetzen, und der Kirche sowohl als dem Domstifte einen größeren Glanz zu verschaffen, zog er die Stiftsherrn von St. Johann mit sammt ihrem Vermögen in den Dom, stiftete aber, um die alte ehrwürdige Taufkirche nicht leer zu lassen, aus seinem Säckel ein neues Kollegiatstift für die St. Johanniskirche, welches jedoch weder an der Zahl der Stiftsherrn noch an Einkünften dem alten gleich kam, daher solches auch, bis zu seiner Aufhebung, eins der geringeren Stifte in Mainz gewesen ist.

Ob damals auch, zu Bardos Zeiten, der alte Taufkessel aus der Johanniskirche weggebracht wurde, läßt sich zwar urkundlich nicht beweisen, doch scheint mir solches allerdings wahrscheinlich, und auch dieses noch, daß derselbe von dem Erzbischofe Bardo in die Domkirche versetzt, und auch das Taufrecht dem neuen Domstifte einverleibt wurde. Noch weiter glaube ich, daß bemeldter Taufkessel erst nach Erbauung der neuen Liebfraukirche, welche, dem Marianus Scotus zu Folge, am 23. November 1069 eingeweihet wurde, in dieselbe versetzt worden ist. Die Erbauung der Kirche

geschah durch den Erzbischof Sifrid I., und wohl mag es geschehen seyn, daß die Liebfraukirche durch milde Beiträge des Rathes und der Bürgerschaft zu Mainz ihre Entstehung erhielt, daher es nicht zu wundern, wenn der Erzbischof Sifrid, mit Bewilligung seines Domkapitels, zu einiger Erkenntlichkeit, der Bürgerschaft die erzenen Flügelthüren von Willegis überließ, welche hierauf ihren Platz an dem nördlichen Eingange der Liebfraukirche erhielten. Aus gleichem Grund kam auch vermuthlich damals das große Taufbecken aus dem Dom in die Liebfraukirche, doch blieb das Eigenthum und das Taufrecht immer dem Domstifte.

Daß Willegis die Liebfraukirche erbauet, und dieser die erzenen Flügelthüren für bemeldte Kirche habe machen lassen, ist eine von dem Serrarius zuerst aufgestellte Behauptung, die zwar bis jetzt von den neueren Schriftstellern, ohne Untersuchung, nachgeschrieben worden, aber nicht den geringsten geschichtlichen Grund hat, und von keinem gleichzeitigen oder auch späteren Geschichtschreiber, vor dem Serrarius, bewahrheitet wird.

Der berühmte Fulder Benediktiner-Mönch Marianus Scotus kam im Frühjahr 1069 nach Mainz, und lebte bis zum Jahre 1086 als **Inclusus** (freiwillig Eingeschlossener) in dem Münster (**Monasterio S. Martini**) zu Mainz, worin er in bemeldtem Jahre starb, und in den Dom begraben wurde. Dieser erzählt auf das Jahr 976, daß der Erzbischof Willegis die Domkirche zum heil. Martin und die Kirche des h. Stephan erbauet habe, und in letzterer begraben worden sey. Daß derselbe Erzbischof auch die Liebfrauchkirche erbauet

habe, davon schreibt er kein Wort, was er doch, wenn es wahr wäre, eben so wohl hätte wissen müssen, als ersteres von Erbauung der Dom- und St. Stephanskirche von Willegis und solches auch bemerkt haben würde. Auch der bekannte und berühmte Geschichtschreiber Trithemius meldet in seinen Annalen kein Wort davon, daß Willegis die Liebfraukirche erbauet habe, oder die Erbauung unter dessen Regierung geschehen sey, sondern gerade so, wie Marianus Scotus, erzählt er klar und deutlich, daß der Erzbischof Sifrid I. die Marien- oder Liebfraukirche erbauet und sie mit reichen Stiftungen begabt habe. «**Praenominatus etiam Reverendissimus Archipraesul** *Sifridus* — so lauten Trithemius Worte — **in civitate Moguntina Ecclesiam Canonicorum ad gradus novam construxit in honorem. B Dei Genitricis V.** ***Mariae*** **, quam praediis et proventibus, prout potuit, magnifice dotavit.»** — Wie läßt sichs auch nur denken, noch viel weniger behaupten, daß der Erzbischof Sifrid nach noch nicht hundert Jahren, nach Willegis, eine neue Liebfraukirche würde erbauet haben, wenn unter Willegis letztere von der Bürgerschaft erbauet worden wäre! Doch — genug hievon. Ich werde über die Liebfraukirche und die erzenen Flügelthüren an einem andern Orte mehreres zu reden Gelegenheit finden.

Fahren wir nun in der Geschichte der St. Johanniskirche weiter fort.

Zur Erinnerung der alten Abstammung des Domstiftes von der Johanniskirche, mußten die Domherrn den Stiftsherrn von St. Johann jährlich **V solidos pro pictantia** (fünf Schillinge für ein Essen) abreichen.

Auch mußte das Domstift jährlich auf St. Martinsfest, nach der zweiten Vesper, eine Station zur St. Johanniskirche halten, dort die Komplet absingen, und am folgenden Tage, dem Kirchweihfeste, den ganzen Gottesdienst in bemeldter Kirche verrichten. Noch im Jahr 1300 hielt der Erzpriester von Mainz seine Synode in der St. Johanniskirche, und wurde damals verordnet, daß die Bewohner der Vorstadt Filzbach künftig die Synode in der St. Johanniskirche eben so besuchen sollen, wie die Bürger von Mainz 1). Im Jahre 1112 erscheint urkundlich der erste Probst des von Bardo errichteten Kollegiatstiftes zum heil. Johannes. Er hieß Zeizolf oder Ceizolfus, wie aus einer Urkunde von bemeldtem Jahre erhellet, welche uns Bodmann, in seinen rheingauischen Alterthümern, T. I. p. 117, jedoch nur mit dem Anfange, bekannt gemacht hat, welcher also lautet: «In nomine sanctae et individuae trinitatis. Ego « *Ceizolfus veteris monasterii* qualiscunque prepositus « notum esse cupio etc.» — Die nämliche Urkunde hat P. Bär, in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte, I. Stück S. 140, vollständig, jedoch nur aus einer Abschrift, geliefert. Das nämliche that auch Wenk, in seiner Hessischen Geschichte, im Urkundenbuche zum zweiten Bande, S. 59. In diesen beiden Abschriften heißt aber der Anfang: «In nomine sancte et individue Trinitatis. Ego Ceizolfus ecclesie S. Johannis in Moguntia, quae dicitur *Altedum* (Aldedoum) qualiscunque Prepositus etc.» — P. Bär hält die Worte: quae dicitur *Altedum* (der alte Dom) für einen Zusatz

1) Würdtwein, l. c. p. 37.

des Kopisten; allein dies ist unrichtig, sie sind vielmehr eine Uebersetzung der Worte des Orginals: **veteris monasterii.** — Das Wort **monasterium** ist nämlich mit den alten deutschen Wörtern Münster oder Dom einerlei.

In dem Kloster-Eberbachischen sehr alten Kopialbuche — **Oculus memorie** genannt — heißt es unter andern: « **unum allodium nomine Hargertdun** (Halgarten) **pertinens ad prebendam fratrum Ecclesie sci *Johannis* in Maguntia, que dicitur *Altedum*, quod Albertus venerabilis Archiepiscopus Moguntinus et *Ceizolfus* S. Johannis Prepositus consentientibus fratribus monasterio in Eberbach contulerunt etc.** » 1) Hieraus ersieht man nun zur Genüge, daß die St. Johanniskirche ehemals der Dom (die Hauptkirche) zu Mainz war, und als sie aufhörte dies zu sein, noch später der alte Dom genennt wurde. Indem es geschichtlich bekannt ist, daß die St. Johanniskirche gegen das Jahr 1231 dem Einsturz drohete, so folgt wohl daraus, daß sie damals schon sehr alt war, jedoch das noch nicht, was Würdtwein (l. c. p. 34 et 35) folgern will, daß sie damals schon über 800 Jahre alt gewesen sey. Denn, wenn auch damals (1231) die Kirche der Berthoara noch stand, so war sie doch erst 700 Jahre alt; freilich alt genug, um den Einsturz drohen zu können.

In bemeldtem Jahre 1231 wurde die alte Kirche reparirt und zum Theil neu erbaut. Zum Behufe des Baues wurde vom Kapitel bestimmt, daß jede in Zukunft

1) Erzb. Albert I, regierte von 1111 bis 1137.

offen werdende Präbende zwei Jahre lang unbesetzt bleiben, und ihr Einkommen zum Kirchenbau verwendet werden sollten. Diese Kapitelsbestimmung bestättigte sowohl der Erzbischof Sifrid **III.** im J. 1231, als auch einige Jahre nachher Pabst Gregor **IX.** 1) Gar viel mag indessen an der Kirche damals nicht geschehen seyn, denn schon im J. 1359 fand das Kapitel für nöthig, die Kirche von Grund aus neu zu erbauen; da es ihm aber an Geld fehlte, so ertheilte der Erzbischof Gerlach einen Ablaßbrief für alle, welche zum Bau dieser Kirche eine Gabe an Geld spenden würden. Als jedoch die auf solche Art erhaltenen Beiträge, noch nicht, wie es scheint, hinreichten, so wurde von dem Kapitel, 1362, beschlossen, daß künftig jeder neu eintretende Canonicus 3 Mark Silber zur Kirchenfabrik entrichten solle, wozu Erzbischof Gerlach seine Genehmigung ertheilte 2).

Diese damals erbaute Kirche steht noch, und ist von dem Weihbischofe und Dechant des St. Victorstiftes Stephan Weber, im J. 1603, von innen schön erneuert worden. Derselbe ließ auch den hohen Altar fertigen und vermuthlich auch die beiden dazugehörigen Neben-

---

1) In der Bulle des Pabstes wird von der Johanniskirche gesagt: « que in civitate Moguntinensi primo dicitur fuisse constructa. »

2) Joannis t. II, p. 103. Daselbst heißt es unter andern: Petitio vestra nobis exhibita continebat, quod cum ecclesia vestra propter ejus vetustatem, obscuritatem et alios defectus multiplices, in magna parte per vos diruta existeret, ac *a fundamentis opus novum* et laudabile cum magnis sumptibus et laboribus duxeritis inchoandum etc. »

altäre. Zur Zierde der Stadt und der Kirche trug nicht wenig die frühere Anordnung des Erzbischofs Gerhard II. bei, als derselbe im J. 1294, auf Ansuchen des Domkapitels, der Johanniter Schlafhaus (Dormitorium) und derselben sogenanntes Bandhaus, welche, nebst einem Bogengang durch das ehemalige Paradies nach der Domkirche den Weg versperrten, hinwegreißen, und die Straße zwischen dem Dom und der Johanniskirche hatte öffenen lassen. Zum halben Schadenersatz zahlte das Domkapitel dem St. Johannisstifte 24 Mark Silber. Die bemeldte Kirche hat auch sonst noch mehrere Veränderungen erlitten, besonders daß wegen Erhöhung der Straßen mehrmalen eine Ausfüllung geschehen mußte.

Das letztemal, vor unserer Zeit, wurde die Kirche erneuert und verschönert im J. 1737 und 1738, wo die Altäre und der Chor — ganz der canonischen Ordnung zuwider — von der Ost — auf die Westseite versetzt, und an ersterer ein neues Portal und ein Haupteingang von der Straße angebracht wurden. Der Stiftschor und die Altäre kamen in — und an den hochgewölbten und mit hohen Fenstern versehenen Thurm, die Orgel aber erhielt ihren Platz dort, wo ehemals der Hauptaltar stand.

In diese St. Johanniskirche kamen nach dem Jahre 1552 die Stiftsherrn von St. Victor, als nämlich in bemeldtem Jahre der Markgraf Albrecht von Brandenburg ihre Kirche und Stiftsgebäude zu Weissenau völlig verbrannt und zerstört hatte. Von dieser Zeit an hielten beide Stifter ihren Gottesdienst gemeinschaftlich in der St. Johanniskirche und zwar so lange, bis in dem neuesten

Revolutionskriege die Kirche den Festungsgebäuden zugetheilt und zu einem militärischen Bettmagazin verwendet wurde. Die Stiftsgeistlichen von St. Victor und St. Johann mußten nun eine andere Kirche sich aussuchen, und hielten ihren Gottesdienst erst in der Johanniter Ordenskapelle zum h. Grab und dann bis zu ihrer völligen Auflösung (1802) in der Klosterkirche der Weisen Frauen auf dem Thiermarkte. Von den Grabdenkmälern, welche ehemals in der St. Johanniskirche zu sehen waren, hat **Gudenus**, **t. III**, **p. 904 — 914** ausführlich Nachricht und die Inschriften geliefert. Das älteste derselben ist das Monument des Erzbischofs Erkenbold, welcher im J. 1021 gestorben und in diese Kirche begraben worden ist.

Ein anderes sehr altes Denkmal befand sich an dem Cenotaph der Eingeweide des h. Bonifacius. Es bestand aus dem in Stein ausgehauenen Bilde dieses Heiligen, welches von acht Löwen gehalten oder getragen wurde. Der von **Gudenus** gelieferten Inschrift zu Folge, ward solches im J. 1357, auf Anordnung des Erzbischofs Gerlach, gefertiget.

Der erste bekannte Probst des St. Johannisstiftes ist nicht der von **Gudenus** (**t. III, 829**) angeführte Probst Turnbert, 1128, 1133, sondern Ceizolf, welcher als solcher im J. 1112 schon vorkömmt, wie wir oben bereits gehört haben. Im Jahre 1189 wurde die Probstei dieses Stiftes mit der Custorie des Domstiftes auf immer verbunden. Der letzte Probst war der Domcustos Freiherr Franz Christoph von Frankenstein.

Der erste nach den Jahren bekannte Dechant war Ulrich, welcher 1182 und 1184 urkundlich vorkömmt.

3

Der letze Dechant war der Geistliche Rath Christian Heimes, zugleich Canonicus zu St. Victor.

Der erste Stiftspfarrer ist unbekannt. Der im Jahre 1325 vorkommende Pfarrer (**Plebanus et Vicarius Ecclesiae S. Johannis**) hieß *Volkmarus*. Ein anderer Pfarrer (**Plebanus**), im J. 1341 vorkommend, war *Eberhardus* **de Eschenwege**. Der letzte Stiftspfarrer von St. Johann war der gegenwärtige Domkapitular J. Konrad Dahl, welcher auch Präbendamtmann, Fabrik- und Kellermeister des St. Victorstiftes gewesen ist. Schon unter französischer Regierung und nach eingetretener neuer Organisation der Bischöflich-Mainzischen Diöcese, 1802, erhielt die evangelische Gemeinde zur Haltung ihres Gottesdienstes eine eigene Kirche, und zur Besorgung desselben und Verwaltung der Seelsorge einen eigenen Pfarrer. Anfänglich wurde die Kirche des Altenmünster-Klosters, später aber die des ehemaligen Welsch-Nonnenklosters (**Congregationis B. M. V.**) dazu angewiesen. Als die Gemeinde in der Folge sich sehr vermehrte, und letztere Kirche für dieselbe zu klein wurde, so sehnte man sich nothgedrungen nach einem größeren Tempel für den evangelischen Gottesdienst. Es lag in der Gesinnungsart der hohen Monarchen Oesterreichs und Preußens, dem bisher gefühlten Mangel abzuhelfen, und die aus den geringen Hilfsmitteln der neuen Gemeinde hervorgegangenen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Dieselbe sollte zwar die zur Festung gehörige Johanniskirche erhalten, dabei waren aber solche Bedingnisse vorgeschrieben, welche zu erfüllen die Gemeinde ausser Stand war. Nur durch den wohlwollenden Eifer und die thätige Einwirkung Ihrer Excellenzen des

K. K. Oesterreichischen Generallieutenants Freiherrn von Langenau, und des K. Preußischen Generallieutenants Freiherrn von Wollzogen, Mitglieder der bei der durchlauchtigsten Bundesversammlung niedergesetzten Kommission für die Militär-Angelegenheiten des deutschen Bundes, wurden endlich die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Was noch zu berichtigen war, schlichtete kurz der vormalige, allgemein verehrte, Vice-Gouverneur der Bundesfestung, S. E. der K. Preußische Generallieutenant Freiherrn von Carlowitz, und so wurde nun, durch milde Beiträge, namentlich auch von Sr. Majestät dem Könige von Preußen, und andere Hilfsquellen die bemeldte Kirche zum evangelischen Gottesdienste neu eingerichtet, und dieselbe ist ihrer Vollendung nahe.

III.

Ueber den artistischen Vortrag des altgriechischen Epos und Dramas.

(Im Vereine für Literatur und Kunst vorgetragen den 16. Dezember 1829 von N. Müller.)

(Schluß.)

Soll eine freie Abweichung vom Urtexte als gelungene Modifikation in befriedigende Darstellung eintreten, so muß der Dichter wie der Maler oder Bildhauer, der so kühn als glücklich gewagt hat, vom alten Geiste seiner Musterbilder gleichsam genährt und durchdrungen seyn; das alte Attika oder die alte Roma müssen in seinem tiefsten Leben, wie eignes Blut und eigner Saft, gleich-

sam pulsirend geworden seyn. — Solcher Dichter und Künstler giebt es denn wohl nicht viele, das Fremde wird immer fühlbar bleiben. Kein Shakespear, kein Voltaire schafft einen ächtantiken Koriolan oder Cäsar, kein Auffenbach einen ächtrömischen Regulus, kein Göthe eine Terenzische Komödie oder eine sophokleische Iphigenie, kein Müllner oder Grillparzer ein Schicksals-Drama, welches im Ernste das schauerliche Nachtbild des alten Fatums fühlbar macht, und die den antiken Geist mit seinen Formen strenge nachahmen wollenden Franzosen, Corneille und Racine, haben denselben nur in verdienstlicher Annäherung gezeigt. Besser gelang es ihren gefeierten Malern und Plastikern unserer Zeit, Werke zu schaffen, die dem herrlichen Marmor der klassischen Vorwelt beigestellt zu werden nicht unwürdig sind, und wahrscheinlich die Parrhasius und Xeuris in mancher Hinsicht beschämen würden.

Es sind aber auch gerade die vorzüglicheren Dichter und Künstler, die sich am wenigsten versucht fühlen — es sey denn als Selbstprüfung des Versuches wegen — die überreifen Schätze des Alterthums aus dem Ihrigen zu vermehren, oder gar noch Schätzbareres machen zu wollen.

Was in unsern Tagen uns dem Geiste der griechisch-römischen Antike näher gebracht hat, ist eine solidere und zweckmässigere, meistens von dem Alterthume selbst entnommenen Bildern reichlich unterstützte Bearbeitung der Mythologie, wie wir sie früher weder von Bannier, Pomey, Court de Gebelin, Montfaucon und Andern, noch von Heyne, Wolf, Seybold, Wagner, Moriz, Hermann und Voß, oder dem alten

Sandrart erhalten haben; wie wir sie aber jetzt durch die Bemühungen eines Freret, Millin, Lenoir, Hirt, Gruber, Richter, Manso, Dornedden, Creuzer und Böttiger besitzen; denen die Daktyliotheken von Stosch, Lippert und Andern würdig beigefügt werden müssen. Diese, um die Verbreitung des bildlichen Alterthums so verdienstvollen Männer, haben die artistische Mythologie in sinnliche Anschauung gebracht, sie haben uns die vorhandenen alten Denkmäler dieser Gattung namhaft gemacht und erklärt, und den Blick geschärft für die objektiv bestimmten Umrisse-Cyklen der Götter- und Heroengestalten; sie haben uns den Geist ihres tiefen Wissens mitgetheilt, und uns eingeführt in das Pantheon des Möoniden, Hesiods und der spätern Dichter mystischer Fiktionen; und ihre Demonstrationen ad oculos müssen begriffen werden. Den eigentlichen ästhetischen Gesichtspunkt der ältesten Fabel aber haben sie uns in den alten Hieros Logos vorhomerischer Theomythe angewiesen, wo Theologie Kosmogonie war, nnd Kosmogonie in die Lehre der Geister- und Naturkräfte, oder in die Pneumatologie zerschmolz.

Der artistische Gesichtspunkt ist aber hier für meinen Zweck der zuságlichste, ihn nehme ich allein in Anschlag, ohne mich in die gelehrten Forschungen einzuwinden; ob der Geist der alten griechischen Götter- und Heroenlehre als eine zusammenhängende religiöse Dogmatik gedacht und behandelt werden müsse; ob diese Mythenlehre als ein abgerundetes System für blose Symbolik; ob sie mehr auf Kosmogonie als auf Theogonie gegründet, und so umgekehrt, gelten müsse? —

Die anthropomorphistisch-plastische Objektivität der altgriechischen Götter- und Heroensagenwelt ist dem Geiste Griechenlands an- und eingeeignet, ist sein charakteristischer Stempel, auch leicht aus seiner Kultur erklärbar, die das Sinnliche auf eine so siegreiche Höhe hob.

Wenn ich aber vom griechischen Mythus als einer höchst fruchtbaren Quelle artistischer, und zwar hochwürdiger Objecte spreche, so meine ich hier nicht die Zeit wo jeder Elegiensänger neue Götter schuf, und Ovids Metamorphosen als liebgewonnene Mährchen die Künstler wie die Dichter zu Muthwillen reizten; sondern ich meine dann die älteste, oder eins mit dem, die würdigste Gestalt der Fabel, die einfachste, sinnreichste, großartigste, die von dem goldnen Zeitalter der Kunst fast ausschließlich berücksichtigte. — Ich beseufze es als eine Erniedrigung und Entwerthung der Kunstvorträge, wenn die Künstler jenen Mythographen folgen, welche sie aufmuntern, jüngeren Umbildungen und polytheistischen Umstaltungen muthwilliger, weiheloser Dichter späterer Jahrhunderte ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und weichliche Schmeichelbilder zu schaffen, die sich dem gediegenen Geiste Hesiod's und Homers, Aeschylos, Sophokles und Euripides gegenüber, wie grinzende Zwerge, oder wie tändelnde Kinder ausnehmen, und immer desto widriger sind, je eifriger sie in ihrer Entartung den entweihten Grazien opfern; wie Boucher und Lafage, während Albano nnd Coypel in den Spielen muthwilliger Fantasie, wenigstens dem römischen Mythographen zur Seite bleiben. Ist wahrlich kaum Virgil befugt, Musterbilder des bessern Geschmacks anzubieten, welche Gewürze sollen wir aus den Blumen-

beeten des schlüpfrigen Petronius, des üppigen Naso, des zweideutigen Apulejus sammeln können?

Die Göttergenerationen und philosophisch gedeuteten Götternaturen des Cicero sind gar nicht, die historischen Heldengebilde von Livius und Nepos, sind nur spärlich geeignet, epischen Bilderstoff zu liefern, empfehlender ist Plutarchs Gallerie, aber wo ist die seine Bildnisse versinnlichende Plastik seiner Zeit? — Die Maler und Bildner unserer Tage, welche das griechische Alterthum kennen nnd verehren, sind auch an die älteste Griechenepoche, und vorzugsweise an den jonischen Heldensänger angewiesen; nach diesem an die drei ältesten Dramatiker, die ihrer Vorzüglichkeit wegen schon von den alexandrinischen Kunstrichtern als fruchtbare Modelle guter Literatur vorzugsweise aufgenommen worden sind, und denen die dramatischen Satyriker, Achäus, Phrinychus und Agathon billig nachstehen mußten.

Alle nachhomerischen Mythiker haben Einfaches und Klares durch Umbauung verdunkelt; Edles zersplittert, Widerspruch, müssige Uiberfüllung und leeres Farbenspiel in die deutlichen Bilder des großen Sängers der Ilias und Odyssee gebracht. Anders verhält es sich mit Mustern der zeichnenden Kunst, die unter Perikles, in welche Zeit auch noch Euripides fällt, ihr goldnes Zeitalter fand, die aber ihre Formen aus dem reichen und hochgewürdigten Bilderkreise des Mäoniden nahm; und so wurde sie die Schöpferin prunklos erhabner Verkörperung der heiligen Ursagen, entfernt von allem Schmuck der spätern Uiberkultur.

Auch selbst Homer mußte behutsam benutzt werden, da die Ilias und die jüngere Odyssee, in linguistischer,

sittlicher und mythisch-typisirender Hinsicht, verschiedenartige Formen aufstellen, worauf uns die alten Chorizonten, und, ihnen nach, Longin, Wood, Ilgen, Wolf und Schlegel längst aufmerksam gemacht haben.

Weniger kümmern uns die Zweifel an Homers Existenz, und daran, ob er die beiden Epopöen, und beide allein gedichtet habe; genug für uns, daß beide existiren und herrliche Monumente uralter Zeit sind. Man hat schon längst den Homer mit einem indischen Vyasa, oder Buddha, oder mit einem ägyptisch-griechischen Thot-Hermes, einem Rhapsodensammler verglichen, und keine geschichtliche Person, sondern einen Kollektivnamen in ihm finden wollen; aber all diese Hyperkritik darf den heutigen, das gute Alte nachahmenden Künstler wenig stören, ihn, der das Schöne und Erhabne da aufsucht, wo für ihn der Urborn seine reine Gabe spendet; hier bleibt er ruhig bei den Pisistratidischen Zurichtern oder Diaskevasten stehen; und ist er ein Deutscher, so genügt ihm eine Stollbergische oder Vossische Uibersetzung, wozu ihm ein Heer von Scholiasten die Fackeln halten, und unter denen ich ihm vorzugsweise die Erklärungen Heyne's zu Tischbein's nach Antiken gezeichnetem Homer empfehle. Auch hochverdienstlich ist das Bemühen der J. A. Schlosser'schen Buch- und Kunsthandlung, eine Sammlung von Umrisse-Abbildungen aus den griechischen und römischen Klassikern nach Bart. Pinelli in 100 Blättern heraus zu geben, wovon bereits unter dem Titel: Bilder-Gallerie zu den römischen und griechischen Klassikern rc. Augsburg 1830 — mehrere Hefte zu vier

Blättern erschienen sind, welche für historische Kunstbildung viel Verdienstliches enthalten.

Nebenher bemerkbar bleibt dem die Antike nachahmenden Künstler die Analogie der Epochen der tragischen Kunst mit jenen der alten Skulptur, aus welcher Aeschylus als Phidias, Sophokles als Polyklet, und Euripides als Lysipp in naher Geistes- und Formen-Verwandtschaft, und als Prototypen der drei Hauptstyle der Kunst auf die praktische Lehrbühne traten. Auch darf der nachahmende Künstler die kunstrichterliche Bemerkung nicht übersehen, daß das homerische Epos mehr zur plastischen Malerei und gleichsam theilweise zum Bas- und Hautrelief (nicht eben blos Basrelief auf fremdem Grunde festgeheftet, wie Schlegel will); das alte Drama aber mehr zur abgelösten Rundung des frei wirkenden Lebens führt; woraus die Regel erwächst, daß der nachahmende Künstler wohl thut, wenn er homerische Urformen in dramatische Anordnung bringt, um besonders in der Malerei, das Beste und Wirksamste zu gewinnen. Ferner darf dem die griechische Antike nachahmenden Künstler nicht entgehen, daß Thoreutischer oder köstlicher Uiberzugsschmuck, wie er schon zu des Phidias Zeiten statt fand, und auch damals schon (eine Kunstvererbung aus dem an Gold, edlen Steinen, edlen Hölzern und besonders Elfenbein reichen Indien) mehr als Pracht imponiren, als dem bessern Geschmack der Kunstfreunde gefallen konnte; daß ein solcher Schmuck auf keine Weise nachgeahmt werden darf. — Ferner beobachte er die nöthige Unterordnung, die weiseste Oekonomie des Beiwesens, und jene absichtliche Vernachlässigung derselben, welche dem Hauptgegenstande die Aufmerksamkeit nicht

entziehen, die ihm gebührt. Ich erinnere an Jupiters Fußschemel, an Achilles Schild, die der Dichter fleißiger ausmalen durfte, als der zeichnende Künstler, der sich mit Andeutungen begnügen muß. Wenn Lucian jene verlacht oder bemitleidet, welchen das usque ad unguem die Hauptvorzüglichkeit eines plastischen Kunstwerkes ist, oder welche über dem zierlichen Becher den schönen Silen übersehen der ihn reicht, so trägt immer der Künstler selbst einen Theil des Spottes davon. — Ferner vergesse der nachahmende Künstler nicht, daß er die drei Einheiten, von welchen das antike Drama ein, wenn auch nicht ganz streng beobachtetes, Vorbild giebt, nicht verletze. Der Bildner ist zu dieser Verirrung minder versucht, als der Maler; dieser bewache sich mit möglichster Strenge gegen einen Fehler, der so manches Kunstwerk befleckt, weil er alle poetische Wahrheit zernichtet, und selbst das tadelnde Urtheil des Profanen gegen sich bewaffnet. — Ferner sey der Künstler darauf bedacht, für sein Werk das fruchtbarste Moment zu wählen, und stets der alten Lehre eingedenk zu seyn, daß das in Zeit fortschreitende, transitorisch sich bewegende Bild ein Vorrecht des Dichters ist, daß aber der zeichnenden Kunst Dauerndes, Festhalten des Augenblicks zur Grenze angewiesen worden. Nur in Bildercyklen kann der Künstler fortschreitende Gemälde geben, gleichsam Dramen und Romane mit dem Pinsel schreiben, aber im einzelnen Bilde ist ihm nur vergönnt, im Laufe fortschreitender Handlung einen Augenbilck festzuhalten für sein Werk. Dieser Augenblick sey also aufs beste ausgewählt, ein behutsam wichtiger, der einen Gedanken, ein Gefühl, eine That in sich abschließt,

der unterscheidende sich klar aussprechende Merkmale besitzt, der nur ins Ganze schicklich eingefügte Episoden zuläßt, der keines Mediums der Verständigung ausser sich bedarf; der eine klare Entfaltung des Schönen, des Angenehmen und Reizenden zuläßt, oder das Edle, Pathetische und Ethisch-belehrende befaßt. Die Auswahl eines unfruchtbaren Momentes ist bei der größesten Ausdehnung im Raume, bei aller poetischen Ausschmükkung, eine leere Tonne, deren hohler Klang kein Herz bewegt, keinen Gedanken erweckt, die dem denkenden Beschauer eine leere Schale bleibt, oder ein dunkles Räthsel das ihn ungeduldig macht. — Ferner bedenke der nachahmende Künstler, daß er dem Dichter, welcher seine Werke respektive nicht im Raume, sondern in sich folgenden Uibergängen in der Zeit entwickelt, auch in dieser Hinsicht ausgedehntere Befugnisse genießt, nicht durchaus folgen könne, weil derselbe, der das einzelne Moment nicht über seine Natur festhalten kann, starke, gewaltsame Leidenschaftlichkeit, daß er Häßliches, Grausen und selbst Ekel erregendes in starkem Auftrage liefern darf, weil bei ihm schon die Natur des Transitorischen Schwächungen oder gar Verwischungen der frühern Bilder durch die nachfolgenden mit sich bringt, und gewissermaßen bedingt. Er, der Künstler also vermeide ja das Häßliche, es sey denn des Kontrastes wegen verbunden mit dem Schönen. Das Ekelerregende ist ihm durchaus versagt; Lachen, Schmerzgeheul, starke Bewegungen im Raume, Sturz, Flug, werden, im Bilde befestigt, nur momentane Aufmerksamkeit, Bewunderung, Belobung erwirken; ein längeres Betrachten erregt Mißbehagen, widriges Gefühl gegen Unnatur, und daher

billigen Tadel. Der Künstler vergesse also die goldnen Regeln nicht, die Winkelmann und Lessing gegeben, daß nemlich seine Laokoons, seine Philoktetes oder gar seine Ares nicht laut aufschreien dürfen; daß im gemäßigten Ausdrucke des Schmerzes die Selbstüberwindung einer großen Seele sich zeigen müsse. Schon die alten Dramatiker haben ihren Göttern und Helden, da sie in lebender Handlung und nicht blos in der Erzählung auftreten, da sie also, bildnerisch wirksam gemacht, vor dem Beschauer erscheinen, nicht jene gewaltsame Leidenschaftlichkeit, jene angestrengten Bewegungen des Zornes und des Schmerzes gegeben, wie der Epopöendichter thun zu dürfen glaubte, und gethan hat.

Der ausübende Künstler, welcher ein leidenschaftliches Thema aus den Grundakkorden der homerischen Lyra sich zur Aufgabe wählt, muß also die Grenzen kennen, welche seiner Kunst gesetzt sind, aber auch die Rechte und Vortheile welche sie besitzt; er muß daher die Bildung haben, das gewählte Kunstobjekt in seinem Geiste richtig und vollkommen aufzufassen; und das Gefühl der richtigen Modifikation, wie sie seine Kunst gegen die Dichtkunst erleiden muß. Die Erfahrung steht ihm mit ihrer Lehre zur Seite, daß treue Nachahmung der Dichtkunst nicht in dem besteht was möglicher Weise, sondern was schicklicher Weise sich typisiren läßt, und daß sie wie die Uibersetzung einer Sprache in eine andre gehandhabt werden muß, welcher andern Sprache die Worte fehlen, die in ihr Mißverständniß und Widriges erwecken würden. Eine servile, gleichsam wörtliche Uibersetzungstreue in allen Stücken wird hier nicht nur nicht gefodert, sondern auch gemißbilligt, aber

das Nachahmungswürdige werde auch in möglichster Treue nachgeahmt, und mit höchster Gewalt körperlicher Reize und Schönheit versehen, die zu malen der Dichtkunst eigentlich versagt ist.

Den schulgerechten Nachbildungen Homers mache man, wie dem alten Dichtergreise selbst, den Vorwurf nicht, daß sie, den Verschiedenheiten des Styls und der mythischen wie legislativen Weltansicht in des Joniers zwei Heldengesängen zufolge, auch sie selbst leicht in Varianten ausarten könnten, welchen die nöthige Einheit der Form wie der Geistigkeit mangle, welche also auch den vorgesteckten Zweck verfehlen müßten. — Dieser Vorwurf, in so weit er eine Drohung ist, darf nicht bange machen, denn die vorgewarnten Varianten, sind illusorische, innerer Widerspruch liegt in Homer nicht, aber die Odyssee hilft die Ilias erklären und respektive, als charakteristisches Zeitbild, ergänzen; und nenne man die Ilias die aufsteigende, die Odyssee die niedersteigende Sonne, so sind zwar Morgen- und Abend-Beleuchtung in ihren Verschiedenheiten da, aber immer königliches Purpurfeuer, und zusammen die Glorie eines herrlichen Siegslaufs.

Die ältesten Dramen Attika's sind dem alten Jonier theils entnommen, theils mit den Epopöen in analoge Ausbildung gebrachte Ergänzungen; wohl mitunter haben sich auch in Genealogie und in den geographischen Angaben Varianten eingeschlichen. Bei einer imponirenden Einfachheit in der ersten An- und Unterlage, herrscht aber doch in der Ausführung eine ergötzende Mannigfaltigkeit, eine Fülle poetischen Schmucks, und eine zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Metrik, für deren

Unverletzlichkeit im Vortrage das scharfe griechische Ohr auf's sorgsamste wachte. Dann denke man sich im alten Drama die kothurngehöhten erhabenen Götter und Menschengestalten frei, völlig abgewunden dem Halt der plastischen Rückwand, nicht einzeln gestellt, beinahe blos ins Profil gedreht wie im Epos, sondern zwanglos gruppirt und allseitig bewegt, dabei menschliche Wahrheit gepaart mit übermenschlicher Hoheit; das Ideale reinmenschlich verkörpert, und wirksam in den Gesetzen der Menschheit. Dann denke man sich ferner die weite Geisterwelt der Herrschaft des Fatums unterworfen, jener äusseren unbegreiflichen Nothwendigkeit, welche die innere Freiheit des Menschen zum Kampfe treibt gegen Anfeindung, und selbst die höchsten Naturkräfte mit unbegreiflicher Macht überwältigt. Die homerischen Götter, als wunderbare Gewalten übermenschlich typisirt, sind mehr selbstständig, selbstherrschend, minder der dunklen Schicksalsmacht unterworfen als im Drama, wo sie häufig als Diener des Schicksals und als vermittelnde Mächte auftreten. Die Heroen des Heldengedichtes sind übrigens jene der Tragödie; in beiden ist das Tragische, eine starkerregte Leidenschaftlichkeit in Wort und That, rührende Seelengröße, aber auch zwangloses Erbrausen, Sturm und Wirrung, Angst und Schrecken, Ahnung, Hoffnung, Mitleid, angespannte Erwartung der ethischen Walte poetischer Gerechtigkeit — alle diese Mittel zum Zwecke sind vorzügliche Hebel der erstrebten Wirksamkeit, regsame Attribuenten zur Erhärtung des ethischen, dualistischen Grundsatzes: daß wahrer Tugendsieg in Uiberwindung des Bösen im Kampfe, oder in Verzichtung und einer philosophischen Anheimstellung seiner Gerechtsame mit An-

weisung auf die überirdischen dunklen Mächte bestehe. — Die Mythologie ist im Epos wie im Drama die Hauptunterlage des materiellen Stoffs, jedoch im Drama mehr anthropomorphosirt als in der Epopö, in welcher Sinnbildlichkeit, Symbolik und Allegorie das Individuelmenschliche nicht so stark durchscheinen lassen.

In Beurtheilung des homerischen Alterthums dürfen wir nicht ausser Acht lassen, daß unsere heutigen Begriffe von Heldentugend, Gottähnlichkeit, von Verbrechen und Schande in vielen Fällen keine Anwendung auf jene Zeit finden, in welcher andre Begriffe aus andern Ansichten hervorgingen, und das Hohe, Verdienstvolle, Würdige, wie das Gemeine und Verächtliche nach einem ganz andern ethischen Maßstabe beurtheilt wurden. Ein Held wie Achilles z. B., der ein Schmuck der Iliade ist, würde in unserer Zeit ein brutaler, mörderischer Bube heissen dürfen; Laokoon ein feiger Sünder; Philoktet ein kläglicher Schreihals. Was wir Verbrechen und Schwächen nennen, haftet in der Epopöe wie im Drama an Göttern und Menschen, aber auf dem nur halb angebauten Boden jener uns so weit entrückten Sagen- und Fabelzeit war das wilde Toben einer ungebändigten Kraft, die Raubmörderei und verderbliche Gährung eines wilden Anmaßers zwar ein gefürchtetes, Widerstand erweckendes, aber kein eigentliches verabscheutes Treiben; was auch verbrochen wurde, die Strafe dafür war den überirdischen Richtern angewiesen. — Die Verbrechen der Fabel, sagt Schlegel, stehen über menschliche Criminal-Justiz hinaus.

Es darf wohl nicht mehr in Erinnerung gebracht werden, daß die alte Skulptur ihre schönsten Bilder aus

dem alten Drama nahm; ich erwähne hier blos der Niobe des Aeschylos, und des Laokoon des Sophokles; und solche Bilder beweisen, welche herrlichen Resultate eine treue Nachahmung dieser Natur hervorbringt. Der älteste Dramatiker sagte von sich selbst: Ich gebe nur den Tafelaufhub von Homers Gastmahl. — Hätten die Rauchmüller, Götz, Zick, Janssens, Schutt, Diepenbeck, Lepotre, Vouet, Leclerc; hätten Cyro Ferri, Paul und Alexander Veronese, Peter von Cortona, und hundert andre Plafondisten und Staffeleimaler, Bildhauer und Bronzegiesser, die ihre Stoffe aus den alten Epopöen und Dramen genommen haben, treu nachzuahmen verstanden, sie hätten nicht so vieles geschaffen, was Geist- und Form-Verfälschung heissen muß. Hätte nur für sie ein belehrender Göthe, ein Lessing, ein dramaturgisches Kostümebuch von Alix, und eine Herder'sche allgemeine Mythologie in Bildern existirt, sie würden gegen Fehler gesichert worden seyn, die wir ihnen itzt, wiewohl nicht billiger Weise, so hoch anrechnen.

Wie können wir unsern wackern Cornelius begreifen, der in der Münchner Glyptothek Iliasbilder darstellte, welche auffallende Beispiele von den Mißgriffen einer schlecht vorbereiteten oder einer zu willkührlich behandelten Nachahmung sind? — Dort finden wir den alten Priamos zu Achilles Füßen, flehend um Auslieferung des mißhandelten Sohns, und — der blutige zerrißene Leichnam liegt sichtbar da, und — unerhört! Auch die zarte Briseis ist zugegen. — Ein andres Deckenfeld zeigt uns den von Menelaos überwältigten Paris, wie ihn Mutter Venus, nicht mit Nebel über-

schleiert oder unsichtbar macht, nein! wie sie mit Hülfe Amors einen weiten Mantel vor ihm ausspannt *). Von einem solchen Künstlichte in unsern kunsterleuchteten Tagen sind solche Mißgriffe weit verdammlicher, als jene der Ignoranz der verfloßnen Jahrhunderte. Wenn Coypel seinen Aeneas aus der Wolkenhülle hervortreten läßt, wie einen galanten Ritter vor den modernen Prunkthron einer russischen Katharina; wenn Lebrün in Ludwig XIV. einen Herkules in der königlichen Alongeperücke aufstellt: wenn so manche epische Parodie jener Zeit für die Feder eines Blumauers gearbeitet wurde: so liegen, wenn auch nur schwache, Entschuldigungen vor uns; auch die Fehler eines Neophyten der Kunst, wie wir sie vor uns sehen, sind verzeihlich; nicht aber die eines Meisters, der alle innere und äussere Mittel besitzt, sich dagegen zu verwahren.

Aehnliche Verstoße von andern gefeierten Künstlern aufzudecken ist die Pflicht der belehrenden Kritik, aber der Ausübung derselben ist itzt und hier keine Zeit gegeben. Vielleicht daß ich bei einer andern Gelegenheit auf diesen wichtigen Stoff zurückkomme, um ihn zu Nutz und Frommen der Kunstjünger näher zu beleuchten. Vielleicht vergönnt mir auch später meine Muße, verschiedene Expositionen zu beleuchten, und hie und da zu entkräften, welche Herr Feuerbach in einer Einleitung und Fragment seines Apollo von Belvedere dem Programm der öffentlichen Preisevertheilung an der K. Bair. Studienanstalt zu Speyer (bei Kranzbühler 1828) vorgesetzt hat, die aber bei vielen schätzbaren, auf profonde litera-

*) Hierüber ein Näheres in der Folge.

rische Belesenheit gegründeten Urtheilen und Belehrungen, auch Angriffe gegen Winckelmann und Lessing enthält, die wohl einiger Beschränkungen und Berichtigungen benöthigt sind, um die Neophyten der Kunstübung in unsrer Zeit nicht auf Wege zu leiten, die sie von einem Ziel entfernt halten, wornach sie sich vergebens abmüden.

IV.

Ueber Uhren und Chronometer.

Vorwort.

Wer den Zweck unseres Vereins kennt, wird nicht fordern, daß die Vorträge in demselben immer nach Inhalt und Form durchaus neu seien. Genug, wenn sie bei der Mehrzahl der Vereinsglieder Ideen anregen, Begriffe klar und deutlich machen, welche ihnen, nach ihrem Standpunkt im bürgerlichen Leben, nicht eben so nahe liegen wie dem Vortragenden. Der thut schon etwas Verdienstliches, welcher aus strengwissenschaftlichen oder technischen Werken das allgemein Interessante faßlich für den Zuhörer und zweckmäßig verbunden zusammenstellt. Diese Quartalblätter selbst aber sind das Archiv der mündlichen Vorträge, welche dem Verein der Erhaltung werth scheinen, und, wenn auch keine Bereicherung des Wissens überhaupt, doch immerhin ein öffentlicher Beleg von der Wirksamkeit unserer Gesellschaft. Was der geniale Schubert, wie es scheint, aus Berthoud's Uhrmacherkunst, was Littrow aus Schubert schön und bündig über Uhren rc. gesammelt hat, dürfte

Zuhörern und Lesern, welche nicht im Besitze jener Werke sind, füglich vorgeführt werden. Das Verdienst der Erfindung kann mir nicht gehören; es bleibe mir nur das, nach meinem Standpunkte gut ausgewählt zu haben.

Der Gegenstand, worüber diese Abhandlung eine gedrängte und zusammenhängende Ansicht geben soll, verdient von allen Gebildeten näher gekannt zu seyn. Was in den Händen oder vor den Augen fast eines jeden Europäers ist; was das physische und bürgerliche Leben, in Tagen der Thätigkeit wie des Schmerzenlagers, regeln hilft; was die Zeit und vermittelst derselben auch den Raum mißt, diese zwei uferlosen Meere, worin alle Erscheinungen der Sinnenwelt bald wie Strohhalme, bald wie Inseln schwimmen; was endlich, in Verbindung mit dem Kompaß und dem Fernrohr, den Verkehr des Menschengeschlechtes dieß- und jenseits der Ozeane befördert, beschleuniget, sichert: das muß uns allen wichtig seyn, und die Kunst, welche ein solches Werkzeug liefert, muß in Können und Wissen große Fortschritte gemacht, tiefen Grund gewonnen haben.

In der That, wer den Gesetzen nachforschet, welche bei Fertigung dieser Maschine angewendet werden, staunt über die Vorarbeiten früherer Geschlechter; die Emsigkeit, der Scharfsinn des Menschen tritt ihm hier bei jedem weitern Schritte auf das anschaulichste entgegen; er freuet sich so viele Gesetze der ewigen Natur zur Vollkommenheit des kleinen mechanischen Productes zusammenwirken, zuletzt an eines insbesondere sich festklammern, und auch hier, wie so oft, Kleinigkeiten,

unscheinbare Dinge, als die Träger der fruchtbarsten Wirkung zu sehen.

Ein geschichtlicher Excursus über die Mittel, womit die cultivirten Völker des Alterthums und des Mittelalters die Zeit maßen, würde viel Anziehendes haben; hier kann er nicht Statt finden, da diese wenigen Blätter den Gründen, worauf der Bau einer Uhr beruht, gewidmet seyn sollen. Ein solcher Excursus würde uns zu der noch rohen Eintheilung der bald längern bald kürzern Tage bei den Griechen und Römern führen: Striche auf Brettern bezeichneten den Lauf des Schattens, welchen eine Spitzsäule warf; und wann der kürzeste Schatten des Römischen Rathhauses eintrat, wandelte ein Liktor durch die Straßen Roms, rufend, der Mittag wäre da. Der Gebrauch der Klepsydern bei den Griechen gäbe Gelegenheit, auch von dem Mißbrauche oder verfälschten Anordnung dieser Zeitangeber zu Gunsten der bevorzugten Partei vor Gericht zu sprechen. Wir würden über die burlesken Schinkenformen der tragbaren Sonnenuhren bei den Römern lächeln, uns über die in ihrer Art ziemlich vollkommene Wasser- und Räderuhre freuen, womit Harun al Raschid dem großen fränkischen Karl ein Geschenk machte, eben so über die wirklich kunstvolle astronomische Uhr, womit der große Sultan von Egypten den deutschen Kaiser Friederich II. von Hohenstaufen um die Mitte des 13ten Jahrhunderts überraschte. Endlich würden wir uns wundern, die Incroyables oder Stutzer in Augsburg im 16ten Jahrhundert sehr compendiöse Taschen-Sanduhren unter dem Knie tragen zu sehen, welche sogar die Minute anzeigten. Doch verfolgen wir das Geschichtliche nicht weiter; die Naturgesetze, welche

bei den Uhren in Anwendung kommen, sind der Gegenstand des Vortrags, und dieser soll von dem Einfachsten ausgehen, als wenn die Erfindung noch zu machen wäre.

Die erste Naturkraft, welche hier der Betrachtung entgegen kommt, ist die Schwere. Man denke sich um eine Walze eine Schnur gewickelt, an der Schnur ein Gewicht, an der Walze einen Zeiger mit einem Zifferblatte. Das sich selbst überlassene und durch seine Schwere herabsinkende Gewicht wird Walze und Zeiger in einer gewissen Zeit eine gewisse Anzahl Mal herumdrehen. Die Walze könnte durch ein Getriebe in ein Rad mit mehr Zähnen eingreifen, und dadurch einen zweiten Zeiger in langsamere Bewegung setzen u. s. f., dadurch erhielte man schon verschiedene Zeiteintheilungen; nur wäre eine solche Bewegung der Zeiger keine absolut gleichförmige, sondern eine gleichförmig beschleunigte.

Nämlich der Fall dieses sich selbst überlassenen und durch seine Schwere herabsinkenden Gewichtes würde dem Gesetze des freien Falles aller Körper an der Oberfläche unserer Erde folgen, wornach sie in der 1ten Sekunde etwa 15, in der 2ten etwa 45, in der 3ten etwa 75, und so in jeder folgenden Sekunde immer 30 Fuß mehr fallen. Man würde also die immer raschere Umwälzung des Zeigers zuletzt kaum mehr beobachten können, und das Gewicht zu oft aufziehen müssen. Diesen zwei Mängeln wäre zwar durch Gegengewichte und durch Ineinandergreifen mehrerer Räder, demnach durch Vermehrung der Reibung abzuhelfen; aber immer ginge über dem Aufziehen Zeit verloren, und, was eben so unpassend wäre, die aufgezogene Maschine käme erst nach einiger Zeit wie-

der in eine gleichförmige, das heißt hier, in ihre gleichförmig beschleunigte Bewegung zurück, wann das Gesetz der Trägheit oder des Beharrens in dem jeweiligen Zustande — vis inertiae — dem Gesetze der Schwere weicht; ein Fall oder ein Uebelstand, welchen wir bei allen Maschinen eintreten sehen.

Wenn nach jenem Gesetze der Schwere jeder freie Fall gleichförmig beschleuniget wird, und um 30 Fuß für jede Sekunde zunimmt; so braucht man den fallenden Körper nur von Moment zu Moment im Fall aufzuhalten, so wird er gezwungen, bei dem Fallraum der ersten Sekunde, 15 Fuß, zu beharren. Die Hemmung an den Uhren hat Ursprung und Namen davon, daß sie immerfort in das vermittelst der Triebkraft in Umschwung gesetzte Rad hemmend eingreift, aber dasselbe auch augenblicklich wieder losläßt; daher auch ihr anderer Name: échappement. Schon am Ende des 15ten Jahrhunderts hatte ein Nürnberger eine Räderuhr vielleicht mit solcher Hemmung, welche sogar Viertelsekunden soll gezeigt haben.

Dieses Aufhalten und Loslassen muß, soll es nützen, höchst regelmäßig seyn. Nächst der Umwälzung der Weltkörper um ihre Axe, ist die Schwingung der schweren Körper die gleichförmigste Bewegung, welche wir kennen. Galilei machte diese Entdeckung zufällig an einer Kirchenlampe, und ein Paar Jahre nachher hat der große Huyghens sie schon zur Verfertigung der ersten Pendeluhr (1657) angewendet. Die Gesetze des Pendels, welche uns hier angehen, sind vorzüglich folgende: 1) der einmal in Bewegung gesetzte Pendel hört nur auf zu schwingen a) durch den Widerstand der Luft, welche der

Pendel durchschneiden oder aus dem Wege räumen muß, und b) durch die Reibung am Aufhängepunkt. 2) Die Dauer einer Schwingung hängt von der Pendellänge ab; je kürzer der Pendel (je geringer der Abstand des Schwerpunktes des Pendels von dem Aufhängepunkt), desto kürzer die Dauer einer Schwingung. 3) Läßt man den Pendel in kleinen Bogenstücken schwingen, so behält er gleiche Schwingungsdauer. Der Pendel regulirt also bei den Wand- und Standuhren die Gleichförmigkeit der Bewegung und zwar vermittelst der Hemmung; das Räderwerk wird durch das Gewicht oder durch die Triebkraft bewegt. Bei den Taschen-Uhren ist die Feder die Triebkraft. Triebkraft, Hemmung und Pendel sind die drei Haupttheile der Pendeluhr. Jetzt noch ein Wort über jedes der drei angeführten Gesetze des Pendels.

Wie hat man den ebengenannten Hindernissen, Luft und Reibung, ohne welche der einmal in Bewegung gesetzte Pendel fort und fort schwingen würde, zu steuern gesucht? Die Luft wird weggeräumt durch die unten an dem Pendel angebrachte Linse, welche gemeiniglich Blei enthält; auf diese Art hat sie Gewicht bei geringer Dicke und bei schneidender Form. Die Reibung am Aufhängepunkt zu beseitigen, war lange ein Problem für die Uhrmacherkunst. Die jetzt fast allgemeine Art des Aufhängens besteht darin, daß die Pendelstange sich oben in eine dünne Stahlfeder von 1—2 Zoll Länge endiget, welche in einer Falze eingeklemmt ist. Die Feder biegt sich durch ihre Elasticität hin und her, ohne sich zu reiben.

Weil von der Länge des Pendels die Dauer der Schwingung abhängt, und nicht leicht dem Pendel eine solche Länge genau gegeben werden kann, daß er in einer

Sekunde gerade einmal vollkommen schwinge, das heißt, daß er gerade in einer Sekunde einmal hin= und in einer Sekunde einmal hergehe — ein Hin= und ein Hergang machen zwei Schwingungen oder Oscillationen; weil ferner das Pendel von dem Pol bis zum Aequator immer langsamer, am Aequator selbst aber am langsamsten schwingt, also die Polhöhe eines Ortes, oder seine Lage vom Aequator nach Norden oder Süden wesentlichen Einfluß auf die Schwingungsdauer ausübt: so ist unter der Linse, oder auch über der Aufhängefeder eine Schraube angebracht, wodurch man die Linse höher oder niedriger schrauben, das heißt, sie dem Aufhängepunkt nähern und davon entfernen, mit andern Worten, den Pendel verlängern oder verkürzen kann, bis eine Schwingung gerade eine Sekunde dauere.

Man erlaube mir, an dieser Stelle eine Nebenfrage zu beantworten, welche mancher aufwerfen möchte. Wodurch wird denn die Größe oder Zeitdauer einer Sekunde bestimmt, wenn diese Größe nicht erst von der Uhr gegeben, sondern zur Bestimmung der Länge des Uhrpendels als bekannt vorausgesetzt wird?

Der Himmel gibt uns die Dauer einer Sekunde auf das richtigste an die Hand: der Astronom beobachtet heute und morgen *) den Durchgang eines und desselben Firsterns durch den Meridian; dieser Zwischenraum von einer Kulmination eines Firsterns bis zum andern heißt

---

*) Jedermann begreift, daß nur tausendfältige, genaue Beobachtung zur Kenntniß der himmlischen Umwälzungen, also auch der Zeiteintheilungen führen konnte. Hier soll ja nur ein Begriff von all diesem kurz und faßlich gegeben werden.

ein Sterntag und ist und bleibt immer durchaus gleichförmig, weil der tägliche Umschwung der Erde um ihre Axe, oder die Rotation der Erde, einfüralleMal eine durchaus und vollkommen gleichförmige Größe oder Bewegung ist. Dieser Sterntag werde in 24 Sternstunden, diese in Minuten und Sekunden durch was immer für, wenn nur gute Zeitmesser eingetheilt, und dazu 3 Minuten, 56 Sekunden und 32 Tertien noch hinzugefügt, so hat man die durchschnittliche Dauer eines mittlern oder bürgerlichen Sonnentags. Diesen mittlern oder bürgerlichen Sonnentag, von welchem der wahre Sonnentag, oder die Zeit von einem Durchgang des Sonnenmittelpunktes durch den Meridian bis zum andern Durchgange wohl zu unterscheiden ist, müssen unsere Uhren angeben. Somit wurde die absolute Dauer eines Tages, einer Stunde, Minute u. s. w. vom Himmel herabgeholt.

Kehren wir zur Sache zurück. Ist es möglich, Hemmung und Räderwerk so ganz vollkommen zu arbeiten, daß der Schwingungsbogen immer gleich groß bleibe? Das dritte Gesetz des Pendels löset diesen Anstand: wenn das von dem Pendel beschriebene Bogenstück nur klein, etwa 2—3 Grade von den 360° des Kreisbogens ist, so sind die Schwingungen, wenn auch mitunter etwas länger oder kürzer im Bogen, doch hinsichtlich der Zeitdauer als durchaus gleich anzunehmen.

Das einfachste Mittel, die Bewegung des Pendels dem nächsten Rade, dem Steigrade, und dadurch dem Gewichte mitzutheilen, oder umgekehrt, die Triebkraft des Gewichtes dem Steigrade und dadurch dem Pendel, ist der englische Haken, von dem Lande seiner Erfin-

dung so genannt, oder Anker. Oben an dem Uhrgehäuse geht durch dessen Vorder- und Hinterwand eine dünne metallene Stange oder Achse; an derselben sitzet senkrecht ein gekrümmter Bogen mit zwei Haken in, oder besser, zwischen die Zähne des Steigrades eingreifend. Die äussere Seite oder Fläche des einen Hakens kommt immer dem anrückenden Zahn auf halbem Weg entgegen, nachdem die innere Fläche des andern Hakens einen Zahn auf der andern Seite so eben aufgehalten und wieder frei gegeben hat. So viel auch die beßtmögliche Anfertigung dieses Hakens oder der Hemmung den Künstlern Mühe und Nachdenken, in Schriften und Versuchen, gemacht hat, kann sie hier nur kurz angedeutet werden, indem dabei kein besonderes physisches Gesetz in Betrachtung kommt, und der Besuch bei einem ausübenden Künstler besser als eine Erklärung ohne Anschauung lehrt, was man unter springender Bewegung des Zeigers oder Steigrades, unter zurückfallender Hemmung (échappement à recul), unter Grahams ruhender Hemmung, und endlich unter Le Roy's freier Hemmung versteht.

An jener metallenen Stange, somit in Verbindung mit dem Anker, hängt eine Gabel herab, worin die Pendelstange sich befindet, welche demnach mit einander schwingen und zwar doppelt sovielmal als das Steigrad Zähne hat, indem, wie schon gesagt, immer alternirend der eine Haken dem herannahenden Zahn auf halbem Wege entgegenkommt. Dauert nun eine Schwingung eine Sekunde, so braucht die Umwälzung eines Steigrades von 30 Zähnen eine Minute Zeit, bis diese Zähne sämmtlich einmal den rechten und den linken Haken be-

rührt haben. Bei einer solchen Sekundenuhr würde aber das Gewicht allzubald ablaufen, gäbe nicht ein zusammengesetztes Räderwerk dem Gange der Uhr einen Umweg. Jedes folgende Rad geht nämlich immer langsamer als das unmittelbar vorhergehende, vermittelst eines Getriebes, welches eine Anzahl Mal weniger Zähne oder Stangen hat, als das folgende Rad, in dessen Zähne jenes Getriebe eingreift. So erhält man Minuten- und Stunden-Räder und -Zeiger. — Wie lang eine Uhr gehe, hängt direkt von der Länge der Gewichtschnur, von der Dünne des Durchmessers der Schnurwalze und von der Zahl und Zahnung der Triebstöcke und der Räder ab. Die Länge der Schnur hat ihre Gränze nicht nur in der Höhe unserer Stockwerke, und in der Tiefe des Urgehäuses, worin die Walzen, zur Aufnahme der Schnüre bestimmt, sich befinden, sondern auch in der zunehmenden Schwere der sich abwickelnden Gewichtschnur: würde diese durch mehrere Stockwerke herabhängen, so würde ihr Gewicht einwirken und den Gang der Uhr abändern. Daher statt allzulanger Schnüre Flaschenzüge oder eine doppelte Rolle von Einigen gebraucht werden. Eben so haben die Verminderung der Walzendicke, und die Vermehrung der Getriebe und Räder ihre Gränze nach mechanischen Gesetzen, wegen allzustarker Reibung. Darum hier nicht weiter davon.

Während des Aufziehens bleiben faktisch die gewöhnlichen Uhren stehen, obgleich der Pendel schwingt: Steigrad und Sekundenzeiger schwanken nur hin und her. Auch ist durch das Ruhen und neues Anstoßen des Pendels nach jedesmaligem Aufziehen die Schwingung

des Pendels, somit auch der Gang der Uhr ungleich. Astronomische Uhren dürfen aber weder still stehen noch ungleich gehen. Auch dagegen hat die Mechanik Mittel gefunden.

Ich komme nun auf das zweite wichtige Naturgesetz. Der Pendel einer noch so vollkommen gearbeiteten Uhr wird von der Wärme ausgedehnt, von der Kälte zusammengezogen, schwingt also bei warmer Temperatur langsamer, bei kalter schneller. Abermals wichtig für astronomische, aber nicht im gleichem Grade für unsere Zimmer-Uhren. Auch wechselt in unsern Zimmern die Temperatur nicht so stark als auf Sternwarten. Verlängert sich der Pendel auch nur um eine Linie, so geht die Uhr in 24 Stunden schon um 100 Sekunden langsamer, und ein eiserner Pendel geht bei einer Wärme von 15° Réaum. in 24 Stunden um 22 Sekunden langsamer als bei einer Kälte von 15° R. Dem Astronomen kommt es aber schon auf eine Sekunde viel an. Der Engländer Graham beschäftigte sich zuerst mit der Ausgleichung oder Kompensation, durch Verfertigung eines Pendels aus einer, dem Temperaturwechsel wenig oder gar nicht unterworfenen Materie, oder durch Verbindung zweier Materien von verschiedener Expansion oder Streben sich auszudehnen. Trockenes Tannenholz wird nach der Länge seiner Fibern nur unmerklich ausgedehnt, aber bei feuchter Luft wirft oder krümmt es sich. Daher muß ein guter Firniß die Feuchtigkeit abhalten. Glas gäbe unstreitig die besten Pendel. Von dem Gebrauche des Tannenholzes ging der Denker Graham auf zwei Metalle entgegengesetzter Expansion über: Quecksilber dehnt sich 16—17 mal stärker

aus als Eisen. Er machte die Pendelstange aus einer eisernen Röhre, die er zum Theil mit Quecksilber füllte. Durch das sechzehnfache Steigen der Quecksilbersäule im Verhältniße zur Ausdehnung des Eisens, stieg auch der Schwerpunkt des Pendels. Durch Vermehrung oder Verminderung der Quecksilber-Masse ließ sich zuletzt eine feste Entfernung des Mittelpunktes der Schwere vom Aufhängepunkt des Pendels ermitteln.

Harrison, der berühmte, wenn gleich noch nicht ganz glückliche Erfinder der Seeuhren, ein mechanisches Genie, anfänglich ein Zimmermann (wie Einige melden), setzte seine Pendel aus einer eisernen und einer messingenen Stange zusammen. Messing dehnt sich im Verhältniß zum Eisen aus, wie 5:3. Auch so ließ sich eine immer gleiche Entfernung der Linse von dem Aufhängepunkt erzielen. Der jetzt allgemein gebräuchliche rostförmige Pendel, verbessert von Graham, ist derselbe Mechanismus, nur mehreremal wiederholt. Durch Vernieten dehnen sich die eisernen nach unten, die messingenen nach oben aus; das Resultat ist die Gleichheit der Totalausdehnung.

Die Taschenuhren, von dem Nürnberger Peter Hele um das Jahr 1500, nicht, wie eine betrügerische Inschrift: Robert B. (ruce). **Rex Scotorum**, auf dem Zifferblatt einer schottischen Taschenuhr glauben ließ, schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von Engländern erfunden, und anfänglich « lebendige Nürnberger Eierlein » genannt, waren gleich damals mit einem Schlagwerke versehen und so klein, daß man sie damals in Rockknöpfen, in Fingerringen, am Halse und als Ohrgehänge trug. Nürnberg und Augsburg blieben

lange die vornehmsten Werkstätten. Von Deutschland aus verbreiteten sie sich frühzeitig nach England und Frankreich, wo sie theuer bezahlt wurden. Aber die Arbeit des eigentlichen Werks war noch weit hinter der gegenwärtigen Vollkommenheit und Regelmäßigkeit. Hauptfeder, Unruhe und Spiralfeder sind bei den Taschenuhren, was Gewicht, Pendel und Ankerhemmung bei den Pendeluhren. Hier spielt eine dritte Hauptkraft der Natur, Elasticität, die Rolle der Schwere dort.

Die Federkraft wirkt nicht so gleichförmig als die wenig wandelbare, mächtige Schwere; der Druck des Gewichtes und die Schwingungen des Pendels eignen darum die Pendeluhren zu vollkommenern Zeitmessern als die Taschenuhren. Die Schwere hängt von der Masse, die Federkraft von der Struktur, von dem innern Gewebe der Theile ab. Das Maaß der Wirkung ist dort leichter zu bestimmen.

Unter den festen Körpern ist keiner elastischer als gehärteter Stahl. Eine dünne, breite, spiralförmig zusammengewickelte Stahlfeder, Hauptfeder genannt, in ihrem Gehäuse, der Trommel liegend, worin sie mit ihren 2 Enden befestiget ist; diese Trommel allmählig herumgedreht durch die successive Abspannung der Feder, und durch diese Umdrehung das ganze Räderwerk bewegend; endlich die Unruhe, ein Kreis von dünnem Metalle, der frei um seine Achse, nach beiden Seiten schwingen, aber keinen ganzen Umlauf machen oder überspringen kann: dieses sind hier nebst einigen andern, deren Angabe gleich folgen soll, die Hauptmittel. Die Kraft der Hauptfeder ist natürlich gleich nach dem Aufziehen am stärksten, gegen das völlige

Ablaufen hin ist sie am schwächsten. Die Abhilfe gegen diese Extreme, und zur Erzielung einer unwandelbaren Wirkung bei veränderlicher Ursache, ist sinnreich und einfach.

Die Schnecke nämlich, eine englische Erfindung, ist kegelförmig und steht mittelst der Kette in Verbindung mit der Trommel. Das eine Ende der Kette ist an der untern (breitern) Basis des Kegels, das andere Ende ist am obern Ende der Trommel befestiget; die Schnecke bewegt nun das an ihr befestigte Rad mit sich herum. Während die Schnecke durch die Kette herumgedreht wird, sowie die Kette durch die Rückbewegung der Trommel vermittelst der sich aus ihrem zusammengepreßten Zustande losmachenden Hauptfeder sich von der Schnecke ablöset und um die Trommel legt, kommt die Kette dem untern dickeren Ende der Schnecke immer näher, faßt sie also an einem längeren Hebelarme, oder, was dasselbe ist, in einer größern Entfernung von ihrer, d. h. der Schnecken-Axe, folglich mit größerer Stärke, in eben dem Verhältnisse wie die Kraft der Feder durch Abspannung schwächer wird. Das statische Moment bleibt also gleich, wenn die Schnecke die gehörig gearbeitete Form hat. So ward ein wichtiges Problem von der scharfsinnigen Mechanik compendiös und vollkommen gelöset. Anfänglich dienten Darm-Saiten statt der jetzigen kunstvollen Kette, die Saiten aber schabten sich in kurzer Zeit ab.

Eine andere Aufgabe. Wie wird die Unruhe zu einem wahren Regulator oder Moderator der Bewegung? fand ihren Meister an Huyghens selbst oder an dem Engländer Hook.

Die **Spiralfeder** von Stahl, sehr fein, unter der Unruhe, macht ihre Schwingungen unzertrennlich mit dieser. Nur Reibung und Widerstand der Luft können die Spiralfeder, wie jede andere gespannte und angeschlagene Saite zur Ruhe bringen. Je dünner, kürzer und gespannter eine Saite, desto schneller ihre Schwingungen und desto höher ihr Ton. Verkürzt man also die Spiralfeder, so verkürzt man den Gang der Uhr und umgekehrt. Daher kam die **Rosette** oder **Richtscheibe** in die Uhr; sie hilft die Feder verlängern, also auch den Gang der Uhr. Die Spiralfeder und Hauptfeder müssen zueinander im Verhältnisse stehen; darum muß man bei der Wahl neuer Federn vorsichtig seyn.

Die Wärme hat Einfluß auf die Federkraft; durch die Wärme nähert sich die Feder ihrer natürlichen ungespannten Kraft, die Kälte dagegen findet Widerstand in der vermehrten Spannkraft. Eine Feder (oder Saite), welche lange gespannt bleibt, eine Uhr, welche lange geht, ohne aufgezogen zu werden, wird mit der Zeit schwächer; auch bei einer Uhr, welche täglich aufgezogen wird, nimmt die Spannkraft der Feder ab. Ueberdieß kommt eine Taschenuhr in jede Lage, erleidet jede Bewegung, jeden Stoß. Darum müssen ihre Theile fest gearbeitet werden, wodurch eine größere Reibung entsteht, so wie hinwieder diese eine größere bewegende Kraft erheischt. — Viele andere Rücksichten der Mechanik, hinsichtlich der Pendel- wie der Taschenuhren, müssen hier unangedeutet bleiben.

Endlich komme ich auf die so interessanten **Chronometer**. Der Raum dieser Blätter nöthiget mich auch hier zu einer unwillkommenen Kürze.

Unter Chronometern versteht man zunächst die vollkommenern Taschenuhren, welche man den Seefahrern zu astronomischen Beobachtungen, besonders zu Bestimmungen der geographischen Länge mitgiebt, und welche zur See die nämlichen Dienste leisten sollen, wie dem Astronomen die Pendeluhren auf dem Festlande. Vielleicht hat man bei keiner Maschine so viele Erfindungen und Verbesserungen angebracht: diese stammen größtentheils aus dem Lande des Seehandels und der Weltumfassenden Schiff-Fahrt. Vorzüglich hat die Bahn gebrochen Harrison (geb. 1693, gest. 1776) geweckt durch den großen Preis, welchen das Englische Parlament unter der Königin Anna ausgesetzt hatte: 10,000 Pfund Sterling, wenn der Fehler des Instruments oder der Methode nur einen Grad; 15,000 Pfund, wenn er nur 40 Minuten, und 20,000 Pfund, wenn er nur $1/2$ Grad Irrthum bei der Längen-Bestimmung betrüge. Wesentliche Eigenschaften eines Chronometers sind: vollkommenere Arbeit an allen Theilen; freie Hemmung; fortgesetzte Bewegung während des Aufziehens; verminderte Friktion und endlich Kompensation.

Die Reibung wird gemindert, wann Räder und Zähne leicht, ohne Stemmung, Schiebung ꝛc. übereinander wegrollen. Ferner müssen die Zapfen der Räder und die Löcher der Pfannen, worin die Zapfen liegen, möglichst hart und glatt, die zwei sich berührenden Metalle von verschiedener Materie seyn, z. B. Stahl und Messing; gutes Oel muß die Stellen glatt erhalten.

Aber selbst Stahl auf Messing leidet Reibung; daher füttert man alle Zapfenlager mit sehr harten, vollkommen polirten Steinen aus, mit Agaten, Diamanten,

Rubinen. Ein Genfer machte diese Entdeckung im J. 1700. — Ferner greift alles Oel die Metalle an, vertrocknet, wird in der Kälte zähe. Trotz der Ankündigung eines neuen Oels (in deutschen Zeitungen vom März 1830) für Uhrmacher, ist ein durchaus genügendes vielleicht noch sehr lange nur ein frommer Wunsch.

Fasset man alle Hindernisse zusammen, welche dem ganz unfehlbaren Gang einer solchen Längenuhr (Zeithalters, Timekeepers) entgegenstehen: das Schwanken und Rütteln des Schiffes, die veränderliche Temperatur nach Jahrszeiten und Gegenden, wodurch die Größe der variirte Urtheile; der in seiner Gleichförmigkeit nicht fortbeharrende Zug der Hauptfeder, nebst dem, was so eben über Reibung, Luftwiderstand, Vertrocknen des Oels und steten Wechsel in der Flüssigkeit desselben nach Wärme und Kälte, und menschlicher Unvollkommenheit bei der Arbeit an Rädern, Getrieben, Pfannen ꝛc. gesagt worden, u. s. w.: so kann man nur freudig erstaunt seyn über die Leistungen eines Mudge und Emery; des Letzteren Chronometer irrte, auf der Fahrt von London nach St. John, Stadt auf Neu-Foundland (Insel im östlichen Nordamerika) um sechs Sekunden Zeit, oder 1 1/2 Minute Längenbogen. Vor zwanzig Jahren kostete ein solches Chronometer etwa 400 Frank; dieses ist kein Preis, um dessentwillen das Leben der Menschen, oder der Werth der Ladung und des Fahrzeuges bloßgestellt werden durfte.

Breguet in Paris, ein großer Uhrkünstler und spekulativer Kopf, der seinen Produktionen durch mancherlei Künsteleien reissenden Abgang zu verschaffen weiß, z. B. statt dreier Zeiger zeigt nur einer die Zeit genau an;

ein Fallschirm — parachute — hält die Folgen der Unachtsamkeit ab; Breguet, sage ich, hat vor Jahren schon den Mechanikern, Physikern und Astronomen ein wahres Räthsel aufgegeben, durch seinen Doppel-Chronometer, welchen Schubert sympathetische Uhr nennet *). (Das Morgenblatt gab in seinen Uebersichten der Pariser Industrie- und Kunstausstellung die erste Anzeige nebst Urtheil darüber, in so weit ich mich der Sache erinnere; den Jahrgang des Morgenblattes kann ich nicht mehr angeben: er schwebt zwischen den Jahren 1807—13). Das Werk besteht in zwei Uhren, die mit der größten Sorgfalt und nach denselben Grundsätzen und Dimensionen gearbeitet sind, in einem und demselben Gehäuse; beider Unruhen sind einander möglichst nahe, ohne sich zu berühren. Die Uhren sind, weil in einem Gehäuse eingeschlossen, ausserordentlich klein; aber das Pariser Längen-Büreau (eine astronomisch-geographisch-statistischer, von der Staatsregierung ernannter und besoldeter Ausschuß, welcher jährlich seinen so wichtigen und anziehenden Almanach herausgibt), welches Monate lang auf der Sternwarte die Sache mit Strenge prüfte, fand die größte Richtigkeit, die stets genaueste Uebereinstimmung der Schwingungen beider Unruhen, beider Zeiger. Somit ist gelungen, was Karl V. von Spanien immer vergeblich angestrebt

---

*) Seit dem Druck dieses Vortrages hat das Morgenblatt, 23. Aug. 1830, einen neuen lesenswerthen Aufsatz über sympathetische Uhren, von dem trefflichen Dr. Nürnberger, geliefert. — Meinen Vortrag habe ich im letzten Winter gehalten.

hat. Unter einer Glasglocke vier und zwanzig Stunden lang im luftleeren Raum, zeigte das Werk fort und fort dieselbe schwesterliche Einigkeit, nur ging es vier und zwanzig Sekunden schneller innerhalb jener Zeit. Die Pariser Astronomen folgerten daraus, daß 1) zwei so innig mit einander verbundene Uhren wirklich Einfluß auf einander haben, so daß die Abweichungen, welche, im getrennten Zustande, jede einzelne erlitten hätte, immer von der andern corrigirt wurden; 2) daß die Erfindung diene, den Gang der Chronometer regelmäßiger zu machen, eine merkwürdige Entdeckung für die Physiker, und ein Räthsel aufzustellen, welches die Astronomen (ich möchte sagen: die Mechaniker) den Physikern aufgeben. Dagegen gibt Schubert seine Erklärung im Wesentlichen dahin ab: 1) Alles, was auf zwei getrennte Uhren verschieden wirken könnte, z. B. Zustand der Luft, Temperatur, Erschütterungen ꝛc. wirken hier auf zwei einander möglichst nahgebrachte, nach einerlei Verfahren gearbeitete Maschinen; 2) die Schwingungen des Pendels oder der Unruhe theilen sich hier gleichmäßig der Platte, dem Gehäuse mit; daraus entsteht wieder eine eben so gleichmäßige Reaktion auf die Schwingungen; 3) vielleicht geht die eine, durch Einwirkung, eben so viel unrichtiger, als die andere, minder vollkommen in sich, von ihr zur Richtigkeit genöthiget wird; 4) sie könnten sich sogar in einem Irrthum vereinigen, also beide täuschen, was bei zwei getrennten Uhren höchst unwahrscheinlich wäre; 5) aus zwei sonst sehr guten aber gesonderten Uhren könnte man durch das Mittel der gezeigten Zeit wohl eben so richtig, vielleicht mit minderer Gefahr, die Zeit nehmen; u. s. f.

Der Hesperus (29. Juli 1729) gibt darüber folgende besonnene und einfache Ansicht, dem Sinne, nicht den Worten nach: Die Unruhe einer Taschenuhr leidet ohne Zweifel, auch im bestverschlossenen Gehäuse, eine Einwirkung durch die Luft: ist auch die Quantität der widerstehenden Luft in einem solchen Gehäuse sehr gering, so ist auch der überwältigende Körper, die Unruhe und Spirale sehr schwach. Wenn aber zwei Unruhen, einander möglichst nahe, sich in entgegengesetzter Richtung bewegen, so wird der Widerstand der Luft zu gleicher Zeit auf beiden Seiten bekämpft.

Ich schließe nun diesen Artikel, der uns zeigt, wie in der Schwingung des Pendels oder der Unruhe sammt der Spirale, wie also in der Schwere und Elasticität der Schöpfer zwei große Wohlthaten uns nahe legte: die genaueste Messung der Zeit, zu Erforschung der Pulsschläge des Fieberkranken, wie der Umläufe der Sonnensysteme und der Fixsternhimmel. Wie Großes mit kleinen Mitteln! Aber eben in dem Auffassen und Benützen so einfacher, von der gütigen Natur uns dargebotenen Stützpunkte zeigt sich der menschliche Geist groß, noch größer als im Bau des Koliseums, der diokletianischen Thermen, der Pyramiden! Mögen wir nie uns die dankende Ehrfurcht für die wohlthätigen Kräfte der Natur und der Kunst durch Gewohnheit, unangefochtenen Besitz und träge Unwissenheit rauben lassen!

Manche interessante Erfindung übergehe ich, kann aber den Wunsch nicht unterdrücken: daß in Mainz, welches seit Menschenaltern hochberühmte Mechaniker und Uhrkünstler erzeugt oder erhalten hat — ich nenne nur Weidenheimer und Alexius Johann — die

Stadtuhren einer bessern Handhabung sich erfreuen möchten: Nachlässigkeit in diesem Punkte möchte unserm Sinne für Ordnung und mechanische Kunst wenig Ehre bei Fremden bringen; daß die Gründung einer mathematisch-mechanischen Bürgerschule untern andern Zweigen höherer Kunstfertigkeit auch die edle Uhrmacherkunst wieder heben möchte, wie es seit ein paar Jahren in dem hochcultivirten, bürgerfreundlichen, weil freien und freisinnigen Genf geschieht; daß unser Verein fortan immer mehr das Industrielle in seinen Kreis ziehe; und endlich, daß jeden aus unserer Gesellschaft noch tausend Mal seine Uhr zur aktiven und passiven Belehrung, Freude und Nützlichkeit in unsere Mitte rufe!

F. Baur.

V.

Kunstnachrichten.

Sonntags am 22. August fand zu Frankfurt am Main, im Saale des Museums, die feierliche Verloosung *) der Kunstgegenstände des Frankfurter Kunstvereins im Beiseyn einer großen Anzahl von Mitgliedern statt. Wenn man bedenkt, daß in etwa Jahresfrist, seit der ersten Verloosung, woran jedoch fast nur in Frankfurt

*) Wir kündigten sie schon im vorigen Quartalheft an, aber verschiedene Umstände verzögerten sie, wovon wir erst später Nachricht erhielten. Die Zahl der hiesigen Mitglieder des Vereins in Frankfurt beträgt zwanzig, wovon drei in der Nähe wohnen. Bei der Verloosung ist Nr. 2. nach Darmstadt, Nr. 7. nach Cassel, Nr. 10. nach Aachen und die zwölf Kupfer zu Göthe's Faust, gezeichnet von Cornelius, nach Mainz an den k. k. östreich. Verpflegsverwalter Hrn. von Magnino gekommen.

selbst wohnende Kunstliebhaber Theil nahmen, die Zahl der Actionäre bereits bis gegen fünfhundert angewachsen ist, so muß man, aus dieser großen Theilnahme schon, auf die Zweckmäßigkeit einer solchen Anstalt schließen, und für ihr ferneres Gedeihen daraus die erfreulichste Hoffnung schöpfen. Nach dem kurz vor der Verloosung erschienenen Verzeichnisse beträgt die Zahl der in der Stadt Frankfurt selbst, dem Centralpunkte dieser kunstfördernden Anstalt, wohnenden Mitglieder 342, die der auswärtigen 151, wobei unter andern die Städte Aachen, Aschaffenburg, Cassel, Darmstadt, Hanau, Heidelberg, Mainz, Offenbach u. a. eine bedeutende Anzahl von Namensunterschriften liefern.

Es wurde demnach dem Vorstande des Kunstvereins möglich, für dieses Jahr auf ausgezeichnete Kunstprodukte Rücksicht nehmen zu können, und man muß demselben die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er unter den zur Auswahl eingesendeten Gegenständen mit Umsicht und Geschmack entschieden habe. Vorzüglich geistreich und characteristisch gezeichnet ist der als erster Preis aufgestellte Carton zu dem Frescogemälde, welches in München ausgeführt ist, und die Scene vorstellt: wie die Brüder König Friedrich und Herzog Heinrich von Oesterreich nach der Schlacht bei Mühldorf 1322 als Gefangene dem König Ludwig dem Baier vorgeführt werden; von C. Hermann aus Dresden (gegenwärtig in Rom). Der Vorstand hatte bei diesem Preise die weise Einrichtung getroffen, daß dem Carton ein sehr gemüthlich aufgefaßtes Bild, das Frühstück einer römischen Bauernfamilie, am ersten Ostern-Morgen, von Rittig aus Coblenz (ebenfalls gegenwärtig in Rom) zur belie-

bigen Auswahl des Gewinnes beigefügt war, indem jener Carton, hinsichtlich seiner Größe, und als bloße Kreidezeichnung, vielleicht gerade nicht den Localitäten und dem Geschmack eines jeden Gewinners hätte entsprechen können. Eine ähnliche kluge Berücksichtigung fand auch noch bei andern Bildern statt. Unter den neunzehn Preisen dieser Verloosung zeichneten sich sodann mehrere Landschaften vortheilhaft aus, deren Werth schon durch die Namen ihrer Verfertiger, unter Andern der Herren Radl und Thomas aus Frankfurt, des Herrn Olivier aus Wien, des Herrn Lucas aus Darmstadt (gegenwärtig in Rom), des Herrn Knapp in Mainz hinlänglich verbürgt wird. Von Herrn Fellner aus Frankfurt (gegenwärtig in München) bewunderte man unter den Preisen zwei kleine, sehr geistreich mit der Feder ausgeführte Zeichnungen: Volker und Hagen vor dem Zimmer der Nibelungen Wache haltend, und: eine Scene aus dem beliebten Roman «der Jude von Spindler.» Ausserdem zog noch die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber ein mit Geschmack und Zartheit ausgeführtes Bildchen von Müller aus Cassel auf sich, Jacob und Rachel vorstellend. Uebrigens hatte der Vorstand auch noch drei plastische Kunstwerke als Preise bestimmt: Glaube, Hoffnung und Liebe, in drei, einen Fuß hohen, auf Postamenten stehenden Figuren, von dem rühmlichst bekannten Bildhauer Henschel in Cassel, erinnerte an die geistreichen christlichen Sculpturen der Florentiner; derselbe Künstler hatte auch noch eine liegende Löwin, ein sehr getreues Naturstudium in Bronze gegossen, zur Verloosung geliefert, und von dem nicht minder berühmten Bildhauer Eberhardt war ein sehr

zart ausgeführtes Basrelief in Alabaster, die Maria mit dem Jesuskinde und Johannes vorstellend, ein erfreulicher Gewinn. Noch hat der Verein die Verfügung getroffen, daß bei jeder Verloosung ein besonders ausgezeichnetes und noch nicht bekanntes Bild durch die Hand eines geschickten Kupferstechers oder Lithographen bearbeitet wird, wovon die Abdrücke nicht in den Kunsthandel kommen. Jedes Mitglied erhält davon ein Exemplar und dadurch gewissermaßen wieder eine Entschädigung für seinen Beitrag, uud ein bleibendes Andenken. Diesesmal hatte der allgemein anerkannte Kupferstecher, Herr Hoff in Frankfurt, mit vielem Fleiß und richtiger Auffassung ein lithographisches Blatt, nach einem Gemälde von Overbeck, in Rom, gefertigt, welches durch zwei weibliche Figuren eine zarte Allegorie ausspricht, die Sehnsucht, die den Norden (Germania) beständig nach dem Süden (Italia) hinzieht, nach seiner Kunst, seiner Natur, seiner Poesie. Die Abdrücke aus der Lithographie des Herrn Vogel in Frankfurt sind sämmtlich wohl gelungen.

Bei der überwiegenden Anzahl der Frankfurter Mitglieder war es übrigens ganz natürlich, daß der größte Theil der Preise auf diese Stadt selbst fallen mußte. So hat den ersten Preis, den beschriebenen großen Carton, der Herr J. J. Sackermann gewonnen. Aber auch die auswärtigen Mitglieder sind nicht leer ausgegangen, wobei sich unter andern der besondere Zufall ereignete, daß das oben gedachte kleine Gemälde von Müller in Cassel, wie der ebendahin an den Herrn Ministerialsekretär Koch gekommen ist.

Noch hat es sich der Verein nach einem besonderen Artikel der Statuten, wovon der sehr bündig abgefer-

tigte, gedruckte Entwurf vor Kurzem erschienen ist, zum Gesetz gemacht, für öffentliche, nach Verhältniß der Beiträge, in Frankfurt oder auswärts zu errichtende Kunstwerke jährlich einen bestimmten Theil der Einnahme so lange zurückzulegen, bis etwas Bedeutendes ausgeführt werden kann. «Diese Richtung der Kunst auf das Oeffentliche, so heißt es in einer Bekanntmachung des Vorstandes vom 23. December 1829, ist die wichtigste, für die Kunst selbst, weil sie hier ihre höchsten und würdigsten Aufgaben und den freiesten Spielraum für umfassende, großartige Darstellung findet; für das Leben, in der Rückwirkung der Kunst auf dasselbe, weil das öffentliche Kunstwerk durch seine Zugänglichkeit den Sinn und die Theilnahme für's Schöne am sichersten und allgemeinsten anregt und belebt, und weil auch die tiefere Wirkung, welche die Kunst besonders durch religiöse und geschichtliche Darstellung beabsichtigt, an der geeigneten öffentlichen Stätte am durchgreifendsten und fruchtbarsten sich geltend macht.»

Betrachtet man demnach die Tendenz dieser die Kunst der Zeitgenossen gerade in der Epoche fördernden Anstalt, wo sie sich wieder zu ihrer ernsten Würde zu erheben anfängt, und für volksthümliche und religiöse Bildung wiederbelebend zu wirken verspricht, so muß man diesem Vereine zur weiteren Ausbreitung und Befestigung von ganzem Herzen Glück wünschen, und jeder, der die vaterländische Kunst wahrhaft schätzt, wird es nicht von sich weisen, ihr zu einem so edlen Zwecke förderlich zu seyn.

Darmstadt am 26. August 1830.

Dr. F. H. Müller,
Gallerie-Director.

VI.

Alterthümliches von Mainz.

VT. P. EO. DM̄. ROGeS. PoSTvLAT. SIMPLeX. BERINGeRvS. OPeRIS. ARTiFEX. ET. SIŌR.

Ut pro eo Dominum roges postulat Simplex Beringerus operis artifex et Senior.

Diese Schrift befindet sich ganz unten an den ehernen Thüren des Erzbischofs Willigis am Dome zu Mainz, so daß sie, wenn diese geschlossen sind, von der obersten Stufe, über die man in den Dom hinabsteigt, gänzlich bedeckt wird. In den beiden, vermuthlich durch Bodmann veranlaßten, und vom Kupferstecher Ernst bearbeiteten Kupferstichen dieser merkwürdigen Thüren, die darauf noch als am Portale der ehemaligen Liebfrauenkirche befindlich dargestellt sind, zeigt sich keine Spur von obiger Schrift, obschon damals die unteren Bande dieser Thüren, wenn sie geschlossen waren, durchaus nicht bedeckt wurden, da man in die Liebfrauenkirche die Stufen hinauf, nicht hinabsteigen mußte. Der Unterzeichnete, welcher vor Kurzem obige Zeilen entdeckte, und auch mit Hülfe des ehrwürdigen, im Fache der Alterthumskunde berühmten Herrn Domcapitulars Dahl, die mitunter durch die Zeit fast unleserlich gewordenen Buchstaben entzifferte, stellt hierbei noch folgende Combination auf. Die obere Zeile befindet sich nämlich auf dem rechten, die untere auf dem linken Thürflügel, der 8 — 10 Zoll breiter als der rechte ist; so daß man diese Zeilen bei geschlossenen Thüren nicht im Zusammenhange lesen konnte, indem alsdann die untere Zeile vorne zu stehen kömmt. Hieraus aber folgt noth-

wendig, daß der bescheidene Werkmeister, dessen Namen wir nach einem Zeitraume von beinahe 900 Jahren wieder der Vergessenheit zu entreißen so glücklich waren, diese Schrift absichtlich so gestellt habe, daß sie nur bei aufgemachten Thüren zu lesen seyn sollte, weil man alsdann natürlicherweise auf der linken Seite anfängt. Durch diesen Umstand möchte dann wohl auch die Meinung bis zur Glaubwürdigkeit erhoben werden: daß diese ehernen Thüren ursprünglich für den Dom und nicht für die Liebfrauenkirche bestimmt gewesen seyen; um so mehr, wenn es sich bestätigen sollte, daß, als man dieselben von der zerstörten Liebfrauenkirche an dem Portale des Domes, woran sie jetzt zu sehen sind, anpassen wollte, die daran von Alters her schon befindlichen Angeln genau gepaßt hätten.

Dr. F. H. Müller,
Großherzogl. Hessischer Gallerie-Director.

VII.

Schloß Rheinstein
von Nicol. Müller in Mainz.

In der lithographischen Anstalt bei Arenz und Comp. in Düsseldorf sind in diesem Jahre erschienen: Zeichnungen von der Burg Rheinstein von Wilh. Kuhn. Das Titelblatt dieses interessanten Werkchens stellt zugleich das Thor der Burghalle mit den Wappen früherer Besitzherren dar, und schließt, als farbiger Umschlag, noch neun Folioblätter — schönes Velinpapier — ein, welche eine landschaftlich-scenarische Abbildung der Burg, vom Felsen Wolfenstein aufgenommen, dann unter Bl. II, III und IV geometrische Ansichten,

aufgetragen im Maßstabe der Grundrisse (reine Abdrücke auf chinesischem Papier), enthalten. Die Blätter V und VI geben die Grundrisse aller Stücke und Abtheilungen der vier Etagen, ihrer Vorplätze, Fluren, Plateformen, Balkone, Treppen, sowie der Zinnen und Zinnengänge, welche die fünfte Etage bilden. Bl. VII enthält drei Durchschnitte nach drei verschiedenen Richtungen angegeben; Bl. VIII giebt detaillirte Zeichnungen der Estrichplatten, womit die Böden belegt sind, dann den Grundriß der eisernen Treppe, die zur Zinne des vordern Thurms führt, so wie die Seitenansichten derselben; näher erklärt durch den beigegebenen Text. Bl. IX endlich zeigt den Grundriß eines Theils der auf Bl. VI bezeichneten Treppe, sowie die Ansicht derselben — wobei der Text die materiellen und technischen Bestandtheile klar vereinzelt — dann Ansichten und Grundrisse einer Stubenthür und eines Kamins. Das Ganze ist eine wohlgeordnete, klarbestimmte, nach geometrischen Dimensionen und Wohlverhältnissen korrekt und rein gezeichnete Masse architektonisch-technischer Angaben, daß blos auf sie und gleiche Fundamentalanlagen gestützt, die gleichförmige Burg von jedem sachverständigen Baumeister errichtet werden könnte, und daß wir nicht nur eine getreue Abbildung der theilnahmwerthen Burg Rheinstein, sondern auch abermals den erfreulichen Beweis erhalten haben, daß unsern neuen Architekten die Normalformen der gothischen Baukunst nicht fremde sind, und daß überall, von Grund aus oder über noch stehenden Trümmern, Burgen und Kirchen im Geschmack und Geist des Mittelalters erbaut werden können, wo man Sinn und ernsten Willen dazu hat,

und nicht Mühe und Kosten scheut, warmgenährten Wünschen Realität zu geben. Der edle Prinz Friedrich von Preussen, der Wiederhersteller der von ihm selbst mit dem Namen Rheinstein belegten Burg, hat ein Beispiel gegeben, welches Hoffnung zu Nachahmungen erweckt. Möchten diese in Wirklichkeit treten, besonders am Rheinstrome, wo eine ganze Kette von Ritterburgen sich beiden Ufern lang erstreckt, Burgen von den ausgewähltesten Lagen, welche herrliche Aussichten gewähren; wie würde dann das weitgerühmte, genußreiche Panorama der classischen Ufer des Vater Rhenus an Reiz und Würde erhöht erscheinen! Nichts auf der Erde würde mit ihm zu vergleichen seyn.

Die Burg Rheinstein auf dem alten Vautsberge ist keineswegs, in Hinsicht ihrer malerischen Lage, in Vergleichung mit den übrigen rheinischen Felsenburgen. Ihre Aussicht ist sehr beschränkt, rückwärts durch den nach dem Rheine sich abdehnenden Bergrücken ganz abgeschlossen, und, so lange sie getrennt war von dem oben auf dem Berge gelegenen Faitzhofe, in dessen Besitz, welcher zugleich der Burg die Leitung einer klaren Wasserquelle, welche schon vor alten Zeiten die Burg versah und auch zu einem Springbrunnen benutzt werden kann, zusichert, der Prinz erst kürzlich gelangte, beinahe auf den Umfang ihrer Mauerbegränzung eingezwängt.

Diese Burg ist aber eine der vorzüglicheren in Hinsicht ihrer Festigkeit und Bauart, in Hinsicht ihrer ansehnlichen Ueberbleibsel, und in letzterer Ansicht verdiente sie es, vor vielen andern, die Augen und Patronschaft eines Markgrafen von Brandenburg auf sich zu ziehen, und, durch analoge Herstellung mit ihrem vormaligen Stande,

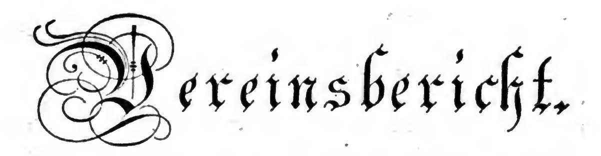
gleichsam zu einem gothischen Schlüssel von Rheinpreußen erhoben zu werden. Ein Theil der Verdienste und Ehre, welche sich Prinz Friedrich durch die zwischen den Jahren 1825 und 1829 bewirkte Wiederherstellung dieser Burg erworben, geht auch auf den damit beauftragten Baumeister Friedr. Kuhn über, denn hier war eine nicht leichte Aufgabe zu lösen, welche von ihm, der strengsten Anforderung genügend, gelös't worden ist.

Der Prinz ließ ein mehr als halb zerstörtes Bild ergänzen, neu und frisch aufstellen, den Rheinufern eine neue Zierde, ein Beispiel der Nachahmung zwischen Bauherrn, und jedem Reisenden eine Ergötzlichkeit geben, und, seinem Willen nach, geschah dieses ohne kleinliche Berechnungen der Oekonomie, ohne alle Kostenscheu, auf die glänzendste Weise, und zugleich mehr der Sache an sich als seines Genusses wegen, sonst hätte er wohl, bei gleichem Kostenaufwande, einen Baustandpunkt gewählt, welcher ihm mehr Raum, mehr Gemächlichkeit und eine reizendere beherrschendere Aussicht über die rheinischen Gauen gewährt hätte; als zum Beispiel jenseits des Rheins über der höchsten Höhe des Rebenbergs von Aßmannshausen, über jener des sogenannten Franzosenkopfs, oder des Niederwalds, oder diesseits auf dem Scharlachberge, auf dem Gipfel des Vauts-, Bauz-, Fauts-, Voigts- oder Pfalzbergs, oder auf dem Binger Clopp, oder dem anstoßenden Rochus- oder Hesselberg diesseits, oder dem Rupertsberg jenseits der Nahe; lauter Höhen, welche die ausgedehntesten und entzückendsten Aussichten nebst vielen Vortheilen gewähren, die bei dem Rheinstein wegfallen. Die Verdienste des Herrn Kuhn ergeben sich augenfällig durch die

gelöſ'te Aufgabe, die zerſtörte Ritterburg analog ihrer Zeit und ihrer Grundanlagen ergänzt, und zugleich einen unſerer Zeit entſprechenden Sommeraufenthalt eines deutſchen Fürſten unter beengenden Bedingungen des Lokals geſchaffen zu haben.

Wer in der praktiſchen Baumeiſterei nur einigermaſſen kein Profaner iſt, der wird einſehen, daß es nicht leicht iſt einen Bau zu errichten, der, aus alter Bauperiode des Mittelalters herüberreichend, das Fundament und ein Theil der Formen ſeit Jahrhunderten veraltet und erſchwert für die Technik des Steinhauers, Erzgießers, Schreiners, Schloſſers, Zieglers und Glaſers — als Normale einer verſtändigen Aſſimilation des Neuen gegeben iſt; der alſo Lehre und Schema aus der Vergangenheit nehmen, und ſeine techniſchen Bau-Mitgehülfen mit den alterthümlichen Vorſchriften bekannt, vertraut machen muß, um einen Einklang zu gewinnen, der gleichſam die alte Felſen-Echo des rheiniſch-vorzeitigen Baugeiſtes iſt. Bei ſolcher Aufgabe muß er ganz eintauchen in jene Zeit, und aus ihren Grundtönen die Akkorde ihres Lebens ganz kennen und mit Sicherheit greifen lernen. Deſto ſchlimmer für ihn, daß er noch das beſchwerliche Lehramt des Baumeiſters übernehmen, ſich in den beſtimmteſten Schulmodellen allen Handwerkern deutlich machen muß, um im Geſammt-Einverſtändniß der verſchiedenartigen Bauleute ein harmoniſches, der berechneten und berechtigten Erwartung entſprechendes Ganze aufzuſtellen.

Die Fortſetzung folgt.



№ 3. Juli, August, September. 1830.

Seit unser Bildner Joseph Scholl aus Italien zurückgekehrt ist, hat er seine neuen Kunstansichten und erweiterten Begriffe nicht allein über Ausdruck, Schönheit und die geistigen Erfordernisse eines Kunstwerkes, sondern auch die Behandlung mancher Theile des Technischen, bereits in mehreren Entwürfen zu neuen Denkmälern, vorzüglich aber in einem von Elfenbein verfertigten Christus am Kreuze, löblich bewährt. Der an sich so reine, köstliche, aber harte Stoff ist so von ihm so bezwungen worden, daß er weich und in der Natur eines eigentlichen Menschenkörpers erscheint, der in seinen Verhältnissen sowohl, als auch im Bewegten des Muskelspiels die Kenntniß des Ineinandergreifenden verräth. Den Moment wählte Scholl den Gesetzen seiner Kunst gemäß, in Ruhe, gleich nach dem überstandenen Todeskampfe, wo noch nicht Erstarrung eingetreten ist, sondern das Leben sich nur in die innersten Sitze zurückgezogen hat. Es ist also der nächste Moment nach dem: «Er neigte sein Haupt und starb.» Dies Neigen des Hauptes zur Ruhe nach dem Kampfe ist sehr gut ausgedrückt und versöhnt das zerrissene Gemüth mit dem Tode wieder, der uns nur so Schreckliches zeigt, um uns dahinter das Höchste, was wir als Irdische sehen können, die Todesverklärung zu zeigen. Der Körper ist nun auch beruhigt dargestellt und die Muskeln durchaus in keiner krampfigen, obwohl auch nicht unangenehm steifen Lage; die eigentliche Schönheit ist überall geblieben, wie dies bei den Alten in ihren besten Werken Regel war, den Ausdruck nie über die Linie des Schönen hinaus zu steigern. Die Bearbeitung des Ganzen ist vollkommen meisterhaft, und ich habe große Künstler das Urtheil über Scholl aussprechen hören, daß er im Mechanischen seiner Kunst an sicherer Gewandtheit die Meisten übertreffe. Der

Körper vom Kopf bis zur Fußspitze hat 16½ Zoll. Die Dornenkrone und Seitenwunde hat Scholl als störende Nebendinge weggelassen. Da ich Gelegenheit habe, täglich ein Crucifix von Elfenbein (von 18 Zoll Länge), welches nach Herrn Scholls fester Meinung, der ein ähnliches in der Kapelle des Großherzogs von Florenz gesehen, von Algardi herrührt, und in dem Ausdrucke des ergebenen Leidens, wobei ebenfalls die Schönheit beibehalten ward, vortrefflich ist, zu betrachten und mit jenem Schollischen Werk zu vergleichen, so kann ich versichern, daß letzteres mehr Ruhe zeigt und weniger die Manier des Kirchenstyls, welcher in allen Arbeiten Algardis, trotz dem Leben und der Bewegung in jeder Muskel und dem Geist im Ganzen, sichtbar wird. — Hr. Simmler von Geisenheim, der vor kurzem eine Reise nach München zur Vervollkommnung in seiner Kunst unternommen hat, übersandte uns abermals ein wahrhaft idyllisches Bild der rheinischen Gegend, nämlich die Ansicht seiner Vaterstadt, worin er bisher so viele Aufmunterung in seiner Kunst von der phantasiereichen Dichterin Adelheid v. Stolterfoth, Stiftsdame, erhielt, die auch dies Gemälde von dem scheidenden Künstler verfertigen ließ, damit es für seine jetzige Kunststufe in der Zukunft spreche und jedem Kenner das Urtheil über seine weitern Fortschritte gestatte. Wir sehen Geisenheim im Mittelgrunde mit seiner hinter Duft sich erhebenden Kirche und den Häusern. Links der Rhein, der die Ingelheimer Au umfängt, mit wechselnden Baumparthien. Der sorgfältig ausgearbeitete Vorgrund bietet einige Viehgruppen dar, die in friedsamer Ruhe die Mittagshitze vorübergehen lassen, was auch ihr Hirte thut, der unter einem hohen, schönbelaubten Baume links einschlafend sitzt, von seinem Hündchen selbst bewacht. Wege und Erdgründe führen in den Mittelgrund. Die Pflanzen vorn sind meisterhaft gezeichnete Einzelheiten. Neue Ideen werden sich in der Ferne, in der großen Natur Tyrols dem Reisenden aufdrängen und alte Scenen wieder frisch werden im Gedächtniß; wir erwarten Herrliches von dem die Natur so innig liebenden Künstler.

In München trifft er mit unserm Historienmaler W. Lindenschmitt zusammen, der eben die merkwürdige Schlacht von Sendling auf die Wand der dortigen Kirche zu malen im Begriff ist und mir darüber in seiner Begeisterung Folgendes schreibt: «Ich

war diesen Winter recht ernsthaft beschäftigt. Denken Sie sich ein öffentliches Bild von der wichtigsten Bedeutung, worauf, ich darf wohl sagen, die ganze Gegend aufmerksam ist. Ein Gegenstand, den ich mit der innigsten Vorliebe gewählt habe, für ein Volk, das ich hochachte und dem ich einen großen Theil meiner Bildung verdanke, dies sind Anreizungen, welche jetzt selten zugleich auf einen jungen Mann wirken. Was Wunder, wenn ich mich oft vor Gemüthsbewegungen nicht zu fassen wußte. Ich war auch so tapfer, daß ich die ganze 17 Schuh lange und 9 Schuh hohe Hälfte des Kartons, weil sie mir nicht zu der andern paßte, noch einmal anfing und jetzt fertig habe. Die nächste Woche fange ich an zu malen: welch ein Fest! — Der Auftrag, den mir der Mainzer Kunstverein durch Sie ertheilte, kann mich nicht anders als ehren und freuen. Ich denke wohl bis Ende Octobers eine Zeichnung fertig zu haben, und danke meinen Freunden, daß sie einem entfernten Mitbürger Gelegenheit verschafft haben, durch die Sprache der Malerei mit seiner Vaterstadt in Verbindung zu bleiben.» — Auch der wackere Seeger von Alzei hat indessen im Landschaftsfach, wie wir aus sicherer Quelle wissen, bedeutende Fortschritte gemacht und ein Gemälde vollendet, das den Beifall der dortigen Kenner, unter andern des genialen Rottmann, erhielt. Möge der Verein auch für dies Talent würdige Mittel zur Anschaffung eines seiner Werke finden! —

In der Baukunst bietet die neu ausgebaute und dem Zwecke des protestantischen Cultus so ganz passend eingerichtete, uralte St. Johanniskirche, dem Betrachter im Innern gewiß einen schönen Anblick dar. Herr Baudirector Arnold hat den Plan entworfen und Herr Landbaumeister Schneider die Ausführung und Herr Sieglitz die Aufsicht übernommen. Die Stuccoarbeit ist von Herrn Usinger, der darin viel Geschmack besitzt. Klarheit und Einfachheit bezeichnen auch in der Architektur überall den Geist der Lehre, die hier verkündet werden soll. —

Mit Liebe, Kenntniß, Fleiß und Eifer hat der Herr Galleriedirector Fr. Hub. Müller, nach Vollendung seines Werkes über die Oppenheimer St. Katharinenkirche, wieder die Oelmalerei ausschließend ergriffen und darin zwei große Werke hervorgebracht, einen Paulus, sitzende Figur über Lebensgröße in einem hohen

Styl und großartigen Ausdruck, und eine nach der Idee jugendlicher, selbst antiker Schönheit und der mütterlichen Liebe aufgefaßte Madonna mit dem Jesuskind. Beide sind Altarbilder in der Kirche zu Offenbach, dem Eingang gegenüber rechts und links.

Von Herrn Friedr. Simmler aus Geisenheim, sahen wir das lebensgroße Bildniß der Fräulein von Zwierlein. Dies Gemälde hat als Hauptvorzug sprechendes Leben in Unbefangenheit und Wahrheit, eine Eigenschaft, welche so viele Bildnißmaler jetziger Zeit der Sucht zu gefallen aufopfern. Entweder geben sie ihren Gestalten auffallende Stellungen, welche mehr dem Theater, das augenblicklich wirken, als dem Leben, das durch natürlichen Reiz nach und nach anziehen, und worin ihm das Porträt in stiller Anspruchslosigkeit ähnlich werden soll, zukommt. Das aufgestellte Bild ist mit dem richtigen Gefühle der Individualität aufgefaßt; die Umgebung und Kleidung erhebt, nach ihrem Zwecke, die schöne Figur, und belastet sie nicht. Die in's schwarze Haar geflochtene Rose ist der schönste Schmuck harmloser Jugend. Der Arm ist von sehr schöner Färbung. — In vier Bildnissen von Nußbauer aus Hanau vermissen wir, bei vielem Guten, schöne Abwechslung der Fleischtinten, welche theils vom Gefühle des Künstlers abhängt, theils durch eine tüchtige und ernste Uebung hervorgebracht wird. An den Miniaturen des Herrn Sebast. Helmle aus Freiburg ist eine gewisse heitere Leichtigkeit der Auffassung lobenswerth. Seine beiden Brüder, Lorenz und Andreas in Freiburg, sind die bekannten trefflichen Glasmaler, von denen auch hierher Arbeiten bestellt sind, wie sie schon bei Freiherrn von Zwierlein (in Geisenheim) und Freiherrn Philipp v. Breidbach (in Biebrich) sich finden. — Hr. Knapp hat sich, wie Hr. Simmler, in der trefflich gehaltenen Halbfigur eines Großherz. Darmstädtischen Officiers auch als guter Porträtmaler bewährt. Die Stellung ist kräftig und in militärischem Selbstvertrauen, die Wirkung im Ganzen imponirend und die Malerei klar und plastisch gerundet. Wir sehen, welche Fortschritte Hr. Knapp seitdem gemacht hat, als er in Frankfurt und der Umgegend viele Uebung in diesem Fache hatte. Er wird sich nun wieder hier aufhalten.

Braun.

Quartalblätter

des

Vereines

für

Literatur und Kunst

zu

Mainz.

Erster Jahrgang 1830.

Viertes Heft.

Oktober, November, Dezember.

Mainz.
Bei Florian Kupferberg.

1830.

I.

Raphaels sämmtliche Bildnisse
mit kurzen Lebensnotizen und Charakteristiken der Personen.

Von

G. C. Braun.

Johanna von Aragon.
(Zusatz zu Nro. 8).

In dem Zeitalter Raphaels waren mehrere Johanna von Aragon, alle theils wegen ihrer Schönheit, theils ihrer hohen geistigen Gaben und Eigenschaften berühmt. Die beiden Königinnen von Neapel, Johanna I. und II. gehören als früher lebende nicht hierher. Dagegen war 1) Eine Johanna zu Raph. Zeit, Ferdinands I. von Aragon (der Aeltere genannt, natürlicher Sohn von Alphons V. starb 25. Jan. 1494) Gemalin und eine Tochter Johann II. Königs von Aragonien. Da diese aber für das Bildniß zu alt wäre, (sie starb 1517) so kann sie nicht in Betracht kommen. Wohl aber 2) ihre Tochter Johanna von Aragon, Gemahlin Fernando II. von Aragon, der nach seines Vaters Alfonso des II. feigem Rücktritt und Tod die Krone beider Sicilien erhielt, und dann sogleich die kaum 14jährige Tochter der Halbschwester seines Vaters heirathete, worüber Comines seinen Abscheu äußert*) (Liv. huictieme Chap. 14). Er hatte diese Johanna von Aragon, bei

---

*) Ce me semble horreur de parler d'un tel mariage, dont on eut fait deja plusieurs en cette maison.

einer Reise nach Sicilien kennen gelernt, und hing nach soviel Kriegsleiden, nun der Ruhe und dem Liebesgenusse so sehr nach, daß er, nach einer Regierung von einem Jahr und acht Monaten, an einem unaufhörlichen Fieber dahinstarb — am 5. Sept. 1496. Auf seiner Gruft in der Sakristei St. Domenico in Neapel liest man folgende Inschrift:

Ferrandum, mors saeva! diu fugis arma gerentem;
Mox positis, quaenam gloria! fraude necas.

Flohest du, grausamer Tod, Fernando so lange den Krieger,
Daß du ihn, herrlicher Ruhm! raffteſt im Frieden mit Trug?

In der Regierung von den beiden Königreichen folgte dem in beiden Ehen Kinderlosen, sein trefflicher Oheim Friedrich von Aragon, Fürst zu Tarent, gekrönt den 26. Juni 1497. In dieser Zeit scheint also Johanna als Vicekönigin angesehen werden zu können. Sie starb den 27. August des Jahres 1518, in ihrem 35 Jahre, da sie mit Raphael gleiches Geburtsjahr hatte. Ihr Bildniß mag etwa in den Zwanzigen ihres Alters gemalt seyn, denn jünger angenommen scheint es nicht mit Raphaels damaliger Manier übereinzustimmen, zumal da Julio Romano schon bei Raphael war, und die Umgebungen davon malte, nämlich alles, außer Kopf und Hände, welche beide sehr reizend sind. In's Jahr 1518 dies Portrait zu setzen, dagegen streitet die Jugend des Bildnisses. Das Ganze ist in sehr ansprechender Großheit und selbst die Königstracht hindert sie nicht, da der Schönheit überall ihr Recht gelassen ist. — Wahrscheinlich ist also das Raphaelische Bild das Portrait

dieser schönen Frau, welches, wie man sagt, der Kardinal Hippolyt von Medicis bestellte, um Franz I. von Frankreich damit ein Geschenk zu machen*). Indeß glaubte mein verstorbener Freund Schlemmer, es könnte wohl 3) eine andere Johanna Aragona seyn, nämlich jene hochgepriesene Schönheit des 16. Jahrhunderts, welche fast alle Dichter dieser Zeit mit Liedern beehrten, welche in einer Sammlung Hieron. Ruscelli herausgab: **Tempio alla divina Signora Donna Giovanna d'Aragona fabricato da tutti i più gentili spiriti, et in tutte le lingue principale del mondo. Venet. 1558.** Allerdings verdiente diese nicht allein schöne, sondern

---

*) Cariteo läßt im zweiten Gesang s. Metamorphoson, Neapel als Parthenope von den Eroberern, den Franzosen und Spaniern sagen:

Libera fui gran tempo; hor son captiva;
In man di feri monstri, horrendi e diri.

Dann spricht er von den Prinzessinnen des Königshauses Aragonien, deren vier auf dem Throne gesessen hatten, die fünfte aber, Isabella, Herzogin von Mayland gewesen war:

Ove siete, o Joanne, ambe regine
D'Ausonia, e d'Aragonia ambe ornamento,
Per virtute e bellezze ambe divine?
Ove è Beatrice; ove il grande incremento
Del valor d'Aragon? ***di re sorella,***
Figlia, e consorte? **a di lor gloria augmento?**
Hor per te cresce il duolo, Isabella;
Di re feconda madre, e di virtute
E di re guida, orientale stella. —

Königsschwester, (Alphons II.) Königs Tochter (Ferdinands I. von Neapel) und Königsgenossin (Ferdinands II) ist also die hier angeführte Johanna. — Die beiden Johanna's sind Mutter und Tochter.

auch höchst sittliche, verständige und muthvolle Frau von dem Pinsel Raphaels verewigt zu werden. Sie stammte von Neapel, aus dem Königsgeschlecht Aragon, Tochter Ferdinands von Aragon, Herzogs von Montalto, des dritten natürlichen Sohnes Ferdinand I. Königs von Neapel. Als Gemahlin des Fürsten von Tagliacozzi, und Herzogs von Palliano, Ascanio Colonna, Connetable von Neapel, ward sie in alle Schicksale dieses Hauses mit verflochten, und hatte besonders unter Paul IV. der den Colonnas alle Güter im Kirchenstaat einzog, die härtesten Prüfungen zu bestehen. Sie wurde zu Rom in Zimmerhaft zurückgehalten und mußte selbst Vergiftung fürchten; aber im Jahr 1556, wo sie gerade ihres Sohnes, des berühmten Helden bei Lepanto, Marco Antonio Colonna (geb. 1536, Vicekönig von Neapel eingesetzt durch Phil. II. u. Connetable, starb 1585 im 49. Jahre s. Alters) Sache unterstützen konnte, wußte sie aus Rom, wo die Caraffas sie scharf bewachten, mit ihren beiden Töchtern, zu Pferd zu entweichen, und wurde vom Herzog von Alba, damals Vicekönig von Neapel, als eine zweite Clölia*) empfangen, und nach Campanien geleitet. Ihr Gemal befand sich indeß in der Gefangenschaft zu Neapel, keines-

*) Vie du Duc d'Albe. l. IV. Le Duc d'Albe l'y reçut d'avec une joie indicible. Comme le grand âge de cette Dame ne laissait aucun soupçon, il l'embrassa et se contenta de saluer ses deux filles, qui se decouvrirent par respect. « Il me semble, lui dit-il, en l'abordant, que je vois cette fameuse Clélie, qui fuit, non du camp des ennemis, dans sa ville, poussée à cela par le seul amour de sa patrie; mais de la ville dans le camp, portée à cette fuite par la force de l'amour maternelle. »

wegs mit dem Sohne im Einverständniß, auf dessen Seite die Mutter mit Vorliebe stand. Ascanio Colonna starb im Gefängniß auf dem Schloß zu Neapel, nach dreijähriger Haft, und beschuldigt dem Könige nach dem Leben getrachtet zu haben, im Jahr 1557 den 24. März. Sie aber, nach Erbauung einiger Kirchen, im October des Jahrs 1577. Ihre Schwester Maria, Gemalin von Alfonso d'Avalos, war ebenfalls eine Schönheit bis in's hohe Alter.

9.

Alphons I. von Este.

Fortsetzung.

Alphons stand allgemein im Rufe einer großmüthigen Denk- und Sinnesart, wovon folgender (ächt homerische) Zug, den Jovius aus Alfonso's Munde erzählt, den Beweis giebt. In der Schlacht von Ravenna, worin die Franzosen den Sieg mit dem Leben Gastons de Foix, Herzogs von Nemours erkauften, war die Gensd'armerie des Herzogs Fabricius Colonna gerade auf das Geschütz des Herzogs von Ferrara losgegangen, als ihnen Ives d'Allegre in die Seite fiel und sie trotz der hartnäckigsten Gegenwehr durchbrach und in die Flucht trieb. Tapfer vertheidigte sich noch Fabricius Colonna, von einem Kreise von Rittern umgeben. Da rief ihm aus den feindlichen Reihen die Stimme eines ausgezeichneten Kriegers zu: «Römer laß dich nicht aus Hartnäckigkeit tödten; siehe, daß die Schlacht verloren ist und ergieb dich mir!» — «Wer bist du, erwiederte Fabricius, du, der du mich zu kennen scheinst?» — «Ich bin Alfons von Este; von mir hast du nichts

zu fürchten.» — «Ich ergebe mich willig einem so groß- müthigen Feind, aber nur unter dem Beding, daß du mich nicht den Franzosen, den Feinden meines Hauses auslieferst.» — Alfons hob die Hand zum Versprechen auf; und so begann eine Verbindung, die später dem Herzog von Ferrara die Freiheit (aus Julius II. Händen) rettete.» (**Paul Jovii vita Alphonsi** und Sismondi Geschichte der ital. Freistaaten. Uebers. 14 Thl. S. 224. Zürich 1822.)

Mit drei Päbsten, Julius II., Leo X. und Clemens VII. hatte Alphons beständige Kämpfe, und sehr schön sagt Jovius (Elog. VI. Buch) von ihm: «Mit fester Brust empfing er alle Geschosse des Schicksals eben so muthig, als glücklich er sie abwandte. Dreier Oberpriester göttliche und menschliche (geistliche und weltliche) Waffen und ihres dauernden Hasses Fallestricke überwand er mit solcher ungebrochenen Standhaftigkeit des Gemüths*), daß er den glorreichen Lorbeer eines dreifachen Triumphes zu empfangen sicherlich würdig zu erachten wäre, wenn über einen gottgeheiligten Feind zu triumphiren nicht Frevel wäre**).» Er starb im Jahr 1534, am 31. Oct. Seine zweite Gemalin war Lucretia Borgia, welche ihr

*) **Rebus adversis semper major et excelsior evasit f. Coelii Calcagnini** in s. Leichenrede von ihm. **S. Opera Coelii Calcagn. Basileae 1544 p. 513.**

) **Firmum semper pectus cuncta adversus Fortunae iacula tam fortiter excepit, quam feliciter avertit. Trium namque Maximor. Pontificum divina atque humana arma odiique perpetui insidias tanta infracti animi constantia superavit, ut gloriosam triplicis triumphi lauream, si de sacrosancto hoste triumphare fas foret, meruisse dici possit. — Wie fein hilft sich doch Jovius hier heraus?

früheres Leben durch spätere Tugenden und die edelste Bildung in Vergessenheit begrub; (S. Henke's Anmerk. zu Roscoe Leo X. Uebers. v. Glaser) und sein (wiewohl unwürdiger) Bruder der Kardinal Hippolyt, in dessen Dienst Ariosto stand. Dieser ist nicht zu verwechseln mit dem jüngern Hippolyt, Bruder Alphons II. gleichfalls Kardinal, der die Villa d'Este in Tivoli erbaute und der größte Beschützer der Wissenschaften seines Jahrhunderts war.

10.

Beatrice von Este*).

Wird ebenfalls unter Raph. Bildnissen von Vasari u. a. genannt. Wenn es die bekannte Beatrice ist, so mußte sie Raphael vor seinem 14ten Jahre gemalt haben, denn dies war das letzte ihres Lebens. Sie war die Tochter Herkules I., und der Eleonora von Aragon, Schwester Alfonso's I. und des Kardinals Hippolyt, und seit dem Jahr 1491 Gemalin Ludwigs Sforza, Herzogs von Mailand, Theilnehmerin seines Ehrgeizes, seines Glücks und seiner Verbrechen; vor der strafenden Nemesis, die den Gatten ereilte, der im Schlosse Loches in elender Gefangenschaft starb, schützte sie ihr früherer Tod im Jahr 1497. Die Trauer ihres Gemals war ausschweifend und prachtvoll; die Grabschrift welche er ihr setzte, voll Stolz. Diese hier zu Tage gekommene

*) Wo sich dieses und das vorerwähnte Bildniß befindet, weiß auch Longhena nicht. — Eine Figur, welche sich nach dem Bade zu trocknen scheint und eher Studium zu einer Roxane, als das Bildniß einer Prinzessin ist, giebt der Gemälde-Händler Roe für die Beatrice. Mir scheint eher die Fornarina zu dem Bilde gesessen zu haben.

Charakterschwäche eines Fürsten, der in seinem Weibe sich selbst verloren zu haben glaubte, feierten gleichwohl die mit dem Lobe verschwendrischen Verskünstler jener Zeit als höchste eheliche Zärtlichkeit und tiefes Gefühl.

11.

Raphaels Selbstabbildungen.

Friedr. Rehberg hat sich bemüht in seinem Raphael Sanzio aus Urbino (München 1824 I. Theil S. 10 u. folg.) eine Anzahl von 26 Bildnissen, welche den großen Urbiner vorstellen, und theils von ihm selbst, theils von andern gemalt sind oder gemalt seyn sollen, aufzustellen. Hierher gehören nur die, welche von ihm selbst und zwar in Oel gemalt sind. Viele der angeführten lassen sich ohnehin mit Bestimmtheit nicht als Raphaels Selbstabbildung angeben und es spielt hier das besondere Gefühl eines jeden und verjährtes Vorurtheil oft so mächtig ein, daß man lieber annimmt als prüft, oder die wiederholte Prüfung selbst nicht immer dasselbe Ergebniß hervorbringt. Nimmt man hinzu, daß, wie ich oben sagte, R. einen Theil seiner selbst in die Bildnisse idealisirend hineintrug, so täuscht ein Zug von Aehnlichkeit mit ihm um so leichter. Wir beginnen mit den Jugend-Bildnissen Raphaels, die man ihm selbst zuschreibt, oder die wenigstens seines Pinsels nicht unwürdig sind.

a) In der Gallerie Borghese in Rom.

Raphael erscheint hier als Knabe von etwa 14 Jahren. Scholl beschreibt aus frischer Erinnerung und nachfolglicher Notiz dies Bild so: R. hat hier dunkelbraune Augen, etwas dicke Unterlippen, herunterge-

zogene Mundwinkel, frische Gesichtsfarbe, rothbraunes, dunkles Haar, gerade Nase, die Nasenspitze weder hinauf noch hinabgezogen, rundes Kinn; das Kleid braun, anliegend, schwarz ausgeschlagen, bloßer Hals, am Kleidschnitt sieht etwas Hemd hervor, schwarze Kappe. Stark halb-Lebensgröße, hoch 11 Zoll, 2 Linien, breit 6 Zoll, 7 Linien.

Mehrere Kenner in Rom schreiben dies Gemälde dem Timoteo della Vite (geboren 1470 in Urbino, also 13 Jahre älter als Raph. und Schüler des Francia von 1490—95, dann bei Raph. in Rom) wohl mit Recht zu.

Rehberg will einen etwas trotzigen Zug in diesem Bilde erkennen, den das Christuskind auf dem Bilde in Dresden (wohl auch in der Madonna della Sedia) hat. Allein Raphael konnte sich doch wohl selbst als Kind nicht ganz denken und jener Kindskopf ist sicher aus der Natur genommen, da er bei R. mehrmal vorkommt und als ein Ideal-Portrait erscheint. In einem Gemälde Peruginos erscheint Raphael ganz jugendlich in Helm und Rüstung als Michael, und hier ist allerdings ein dem Christuskind in Dresden ähnlicher Zug zu finden, und diesen Zug bemerkte wohl Rehberg. In diesen Jahren stellt den R. auch eine im Kabinet des Mr. Young Ottley befindliche Skizze vor, die man für R. eigne Arbeit hält. Ebendahin gehörte auch die Handzeichnung im Großherzogl. alten Museum zu Darmstadt, auf grau Papier mit Weiß gehöht, scharf und streng gezeichnet, mit der Aufschrift hinten: **Ritratto di Raffaello d'Urbino giovane, fatto di sua propria manu, quando era in scuola di Pietro Perugino suo maestro.** Dabei steht von einer andern Hand die

Bemerkung: **Il est possible, mais le Pinturicchio a emploié Rafael, étant très jeune à la bibliotheque de Siene.** Diese letztere Bemerkung scheint von einem herzurühren, der Raph. Leben nicht chronologisch genau kannte. Ueberhaupt ist die Identität mit R. Bildniß nicht ganz bei dieser Zeichnung unzweifelhaft.

b) In des Königs Ludwig von Baiern Gemächern.

Dieses kam aus der Gräflich Firmnaischen Sammlung von Originalbildnissen im Schloße Leopoldkron bei Salzburg zuerst an den Banquier Trautmann und von diesem an oben genannten Ort, wo es nebst zwei andern Raphaelischen Bildern, der Taufe und Auferstehung, aus R. früherer Zeit, bis zur Vollendung der Gemäldehalle wird aufbewahrt werden und niemand vorher zu Gesichte kommt. Früher war dies Bildniß, wie die Zeugnisse von Ignaz Hugford und Mengs beweisen (vom Jahr 1774) in der **casa del Ricco** zu Florenz, und wurde von diesen beiden Künstlern für ächte Arbeit R. erkannt. Das Bild zeigt den Jüngling Raphael in Peruginos Schule oder noch früher, vielleicht in Signorellis. Die Stellung des Kopfs ist einfach und natürlich; aus dem dunkeln Auge spricht ein sanfter, ruhiger Charakter. Der Kopf trägt ein schwarzes Barett, und auf beiden Seiten hängt das Haar schlicht und gerade herab. Das Oberkleid, welches der Jüngling mit der Linken nach oben leicht erfaßt, ist von schwarzer Farbe. Auf der Agraffe, die das braune Unterkleid über der Brust zusammenhält, steht: Raphael Urbinas. Durch den zweiten Raum zwischen zwei Säulenschäften von geflecktem Marmor mit ihren Gesimsen,

öffnet sich die Aussicht in eine ferne Landschaft. In den Umrissen des Kopfes zeigt sich eine große Bestimmtheit ohne Härte. Der Ton der Färbung ist warm und in den Schatten gelblich braun gehalten, sehr klar und durchsichtig, selbst in den Lichtern, die mehr ein Hindurchspielen des weißen Grundes, als eigens aufgetragen zu seyn scheinen. — Mehreren Stellen der Schattentheile scheint durch Schraffirungen nachgeholfen; überall Spuren einer orginellen Kraft, die sich versucht, aber im Versuche schon den Meister blicken läßt. Die Stellung der Hand, Zeichnung und Färbung sind vortrefflich. Man hat von diesem Bilde einen frühern Kupferstich von P. Ant. Pazzi nnd eine lithographirte Nachbildung von L. Quaglio, in gleicher Größe mit dem Original, im 5. Hefte des Zellerischen Werkes: lithograph. Nachbild. vorzügl. Originalgemälde. — Diese Beschreibung und das Urtheil giebt Speth im Kunstbl. vom J. 1822 Nro. 16.

Joseph Longhi besitzt das Gemälde eines h. Sebastian, worin sich Raphaels Jugendbild ganz von vorn zeigt. Die Stellung ist höchst einfach, die Haltung im alten Styl, die Hand in derselben Bewegung, wie die Joseph's im Sposalizio zu Mailand. Ich glaube, daß dieses Bild wohl von R. herrühren mag. Es ist Halbfigur, und auf's zierlichste bekleidet, in der Rechten hält der Jüngling einen Pfeil; der Grund ist etwas Landschaft. hoch 1 Sch., breit 1 Sch. 2 L. Man s. die Beschreibung und den Umriß von Gius. Mari bei Longhena S. 13 in den Noten. Es stimmt im Allgemeinen wohl mit

dem in einem Gemälde zu Siena überein, das auch in Longhena's Vita di R. von L. Gruner gestochen ist.

Das Bildniß des 26jährigen Raph. in der Schule von Athen neben seinem Meister, ist mit Bestimmtheit anerkannt, und liefert uns wahre Portraitzüge in völliger Ruhe und ganz aus dem Leben. Scholl sagt uns davon: Es hat rothbraunes Haar, braune Augen, grade Nase, Mund und Lippen nicht so fleischig wie das Münchner Bild, etwas magerer das Gesicht; es ähnelt sehr dem in Florenz und dem jugendlichen in Borghese; gestochen von Cunego in der Kupfersammlung nach Raph. Gem., von Mengs gezeichnet; dann radirt von Fidanza und endlich gut gestochen neben Pietro Perugino von M. F. Dien. Dies Bildniß hat etwas keimenden Bart über dem Munde, und ich möchte einige Bildnisse welche bärtig sind, eben deßhalb nicht verwerfen. Ein solches von vorn hat W. Hollar gestochen in 4° 1651. Van den Wyngarden excud. Copie in Gegenseite von P. Stent mit dem Namen Raphaels.

Der dichtende, in seiner innern Welt selig schwärmende Künstler aber ist in keinem Bilde mehr ausgedrückt, als in dem zu Florenz in der Sammlung der Selbstbildnisse der Maler. Das etwas zurückgeneigte Emporheben des Kopfes auf dem schlanken Halse, die ganz einfache Haustracht, der sanfte Reiz, der über das Ganze wie die hervortretende schöne Seele gegossen ist, geben diesem Bilde eine unnennbar anziehende Kraft.

Man lese was darüber Lavater in der Physiognomik und Morgenstern in s. Reisetagebuche I. 317 sagen. Doch ich führe des letzteren Worte an, sie beschreiben das Bild sehr trefflich: «Von den Wangen ist zwar alle Röthe verschwunden; es sieht blaßgelblich aus, aber das hat wohl die Zeit (und ein schmutziger Firniß) gethan. In dem Ganzen herrscht eine unbeschreiblich edle Einfalt; in den Augen sanfte Schwermuth. Der Mund ist geschlossen, nicht eben klein, aber von der anmuthigsten Form, und wie mild! Das schlichte braune Haar bauscht sich, auf den schönen Rücken fallend, in eine eigne Wulst, die aber etwas Leichtes, doch Wohlbegränztes hat; Mütze und Rock sind schwarz, nur ein wenig vom Hemde als schmaler Faltenstreif überragend. Es kann nichts einfacher seyn, als diese Tracht. Bei aller Einfalt aber hat der so getragene Schwanenhals etwas ungemein Edles. Die Harmonie, die Stille, die leise Schwermuth des höheren Gemüths in diesen Zügen, und die edle Art, wie der Jüngling mit jungfräulicher Seele das auf diesem Hals ruhende liebliche Haupt trägt, hat für mich etwas unaussprechlich Rührendes.»

Scholl beschreibt es nach frischem Augenschein so: Braune Augen, Kopfhaltung etwas dem Münchner Bild (des Altoviti) ähnlich, braunrothes Haar, ohne Backenbart, schwarzanliegendes Kleid, stark ausgeschnittene schwarze Kappe, sonst wenig dem Münchner Portrait gleichend, ja bestimmt eine andere Person darstellend.

Dies Gemälde ist gestochen v. M. Preißler 1741. Jacob Frey stach es auch nach einer Zeichnung von Campiglia für das Flor. Museum; das Portrait wurde aber nicht benutzt. Unbezeichnet: Sodann Coiny. Ferner in:

Ritratti de'Pittori dipinti di propria mano. Firenze 1752 I. T. 49. In Sickler's Alm. für Rom 1810 ist ein Stich im Kleinen. Man erwartet noch einen ganz treffenden.

c) Das mit Raphaels Namen benannte Bildniß in München.

Raphael malte sein Bild unter andern auch für den Bindo Altoviti, einen florentinischen Edelmann, wie aus folgender Stelle des unbekannten Biographen (den man für Paul Jovius oder Giov. della Casa hält, der vielleicht aber Ser Michiel da San Vettor ist) von Comolli herausgegeben, zu schließen ist. Es heißt da: «Er machte noch öfter sein Bildniß, und eins der schönsten für den Bindo Altoviti» (**Fece aucora più volte il suo ritratto, e uno bellissimo per Bindo Altoviti**). Nun ward ein Bildniß in der Familie Altoviti, welche in Florenz einen Pallast hatte, aufbewahrt, und galt bis zu den Zeiten des Bottari und Mengs für einen der Vorfahren des Hauses, nämlich den Bindo Altoviti. Bottari aber erklärte das Bild, aus Vergleichung mit andern anerkannten Selbstabbildungen, für Raphaels Portrait, und Mengs scheint nicht im geringsten daran zu zweifeln, da er dieses Gemäldes als eines der schönsten und kräftigsten in Farbe und Ton erwähnt. Auch Frey und Strange stachen es als Raphaels Selbstabbildung, und letzterer gab ihm einen kleinen Bartanflug über der Oberlippe. Deßgl. stach es R. Morghen. So fand es Ludwig, damals Kronprinz von Baiern, und kaufte es um eine Summe von 20,000 fl. *) im Jahr 1809, und

*) Longhena giebt 7000 Scudi oder 41,160 Franks an. Quatre-

ließ es später in die königl. Gallerie neben Dürers, R's. Zeitgenossen und Verehrers, hängen. Jetzt erst kam wieder die alte Meinung, es sey Altovitis Portrait zum Vorschein, und dieses wurde von mehreren z. B. Schadow (Gesellsch. 1820, Nro. 105) zuletzt aber in folgendem Werke verfochten: **Descrizione delle Imagini dipinti da Raaffello, di Melchior *Missirini*, Prosecretario dell' insigne Acad. di S. Luca Roma 1822.** — Vasaris etwas dunkle Worte ließen allerdings vielem Zweifel Raum. Hier sind sie: **et a Bindo Altoviti fece il ritratto suo, quando era giovane, che è tenuto stupendissimo, e similmente un quadro della nostra Donna che egli mandò a Firenze.** « Auch dem Bindo Altoviti machte er sein Portrait, als er ein junger Mann (iuvenis) war, welches erstaunlich gehalten ist; und gleichermaßen ein Gemälde unserer l. Frau, welches er nach Florenz sandte. » — Wer sollte in diesen Worten einen andern Sinn vermuthen, als Raphael habe sein Selbstbildniß für den Bindo *) gemalt, und es nebst der Madonna nach

---

mère-de-Quincy. aber 160,000 Fr. oder 14,000 Zechinen, welches falsch ist.

*) Tomaso Puccini erklärt gleichwohl, dem Genius der italiän. Sprache gemäß, die Stelle so, daß Raphael des Bindo Portrait gemalt habe. Er führt zum Belege Stellen aus Vasari selber an, worin das **suo** auf den Abgemalten geht, und wenn Vasari Raphaels eignes Portrait hätte bezeichnen wollen, gesagt hätte: **A Bindo Altoviti, fece il ritratto di se.** — So heißt es an einer andern Stelle: **Angelo Doni gli fece fare il ritratto di se** und im Leben des Andrea del Sarto: **gli fece fare il ritratto *di se*.** — Das **quando era giovane** läßt nun darüber keinen Zweifel übrig, daß Bindo gemeint sey. Das Bildniß verräth offenbar, sagt

Florenz geschickt*). Gemäß diesen Worten verfocht man nun dies Bild als Raphaels Portrait, besonders that

---

Puccini, ein Alter von wenig über 20 Jahre, aber die Farbengebung und Kunstweise weist auf R. vollendete Zeit hin, wie das Mengs wohl erkannte und fast Giorgiones Glut darin erblicken wollte.

*) Castiglione im Hofmann erwähnt der Familie in Florenz, und erzählt im 2. B. folgende Anecdote von einem Altoviti: «Einst fanden sich im Rathe zu Florenz zwei Gegner; (wie das oft in solchen Republiken sich ereignet) der eine aus dem Haus Altoviti, der andere aus dem der Alamanni. (vermuthlich Lodovico ein eifriger Republikaner) Ersterer fiel in Schlaf, und ein Bekannter der nahe saß und sich einen Spaß machen wollte, stieß den Altoviti mit dem Ellenbogen an und sagte: Hörst du denn nicht was dieser Alamanni da sagt? Altoviti rieb sich die Augen und sagte gähnend: «So sag' ich das Gegentheil von dem was jener vorgebracht!» Und als dieser betheuerte, daß er gar nichts geredet habe, sagte Altoviti, «so widerspreche ich dem, was er noch sagen wird.» — Ein Zug des Partheihasses. — Von Bindo Altoviti hat man in der Münchner Sammlung ein Bildniß, welches auch in dem Galleriewerk in Steindruck abgebildet ist, mit Raph. aber keine Aehnlichkeit hat. Die Erzbüste des Altoviti von Benvenuto Cellini, die in Rom ist, soll aber mit dem Münchner Portrait, obgleich die Jahre verschieden sind, doch viel Aehnlichkeit haben. Fea hat Nachrichten über B. Altoviti gegeben. Nach Benvenuto Cellinis Schilderung war Bindo Altoviti ein geitziger Geldwucherer, der den Künstler nicht allein um das Erz an der Büste brachte (es wahrscheinlich für Spesen rechnete) sondern auch dessen Geld auf Leibrenten nahm und ihm verzinste. Damals wohnte Bindo in Rom und hatte eine Sammlung von Kunstsachen, in schlechtem Lichte aufgestellt, was Michelangelo, der bei ihm einzutreten einst geruhte, tadelnd bemerkte und Cellinis Büste sehr lobte. Andere rühmen den Bindo als einen bei den Großen, ja allgemein beliebten Mann, der große Geschäfte machte, aber auch

dies auch Rehberg. Man könnte also nun auf der einen Seite, um ihr zuerst das Wort zu lassen, folgendes dafür sagen: «Warum will man, wenn die Stelle diese natürliche Uebersetzung verlangt, hier den Vasari einer nachlässigen Schreibart zeihen, wenn er auch sonst nicht sehr correkt schrieb. Dies ist bei zweifelhaften Fällen gegen alle Regeln der Auslegungskunst; suo bezieht sich auf's Hauptsubjekt zurück und egli ebenfalls. Vs. hätte wenigstens hier eine Zweideutigkeit vermeiden und schreiben sollen il di lui ritratto. Bindo Altoviti war in Florenz, wo er schon früher Raphael konnte kennen lernen, der im Jahr 1508 zwischen dem April und Sept. in Rom ankam. Dort malte er sich für den abwesenden Freund und schickte das Bild nach Florenz.

Denn warum sollte auch Altoviti, wenn er in Rom gewesen wäre, das Bild nicht dort behalten und bei Gelegenheit erst mit nach Florenz genommen oder es hingeschickt haben? Daß man Raphaeln in einem Alter von

---

ein Beförderer der Künste war, und Freund aller damals hervorleuchtenden Geister. Er hatte ein Haus in Rom und in Florenz. Er erhielt wichtige Aemter und war zuletzt Condottiere gegen den Herzog Cosimo im Sienesischen Krieg; wonach er als Aufrührer erklärt, und alle seine Güter eingezogen wurden. Er war von einer überraschenden Schönheit, die Raphael Salviati, Sancti di Tito, Buonarotti und Benvenuto verewigten. Er war geboren 1490 den 26. Sept. Sohn von Antonio di Bindo Altoviti und Eleonora, und starb zu Rom den 22. Januar 1556. — Dies berichtet D. Moreni in: Illustrazione storico-critica di una verissima medaglia rappresentante Bindo Altoviti etc. woraus hervorgeht, wie vertraut er mit R. und von welcher Schönheit er war.

25 bis 26 oder 27 Jahren noch giovane nennen konnte, ist wohl kein Zweifel, und daß er damals, als er schon soviel Herrliches gemalt hatte, auch solch einen Kopf in dieser Tiefe darstellen konnte, zumal wenn ihn die Freundschaft begeisterte und das Feuer der Liebe in dem schönsten Augenblicke, worin er sich vielleicht dachte, durchglühte, wer möchte wohl daran zweifeln? Aeußere Gründe streiten also nicht gegen die Annahme dieses Portraits als Raphaels Selbstabbildung. Wer erkennt nicht, fährt der Vertheidiger fort, hier denselben Mann wie in dem Bilde der Schule von Athen? das ist Nase, Kinn, Wangen und Backenknochen; das der Haarwuchs, das die Haltung und das Tragen des Kopfes, die gewölbten Augenbraunen! So Rehberg in s. Werke. Letzterer hat sogar eine Durchzeichnung nach dem Kopf in der Schule von Athen beigelegt, welcher das Münchner Bild, wie er glaubt, beinahe deckt. Zudem zeigt die Selbstanschauung und das Hervortreten des schönen Nackens auf dem fast weiblichen Schwanenhalse mit seinem hellen Lichte auf der Schulter, das Halbgewendete und selbst die Lage der Hand, welche aus Gewohnheit die Pallethaltung nachahmt, jene Stellung an, worin sich die Maler abzuschildern pflegen, und vor dem Spiegel mit sich selbst sprechen. In dem Portrait der Schule von Athen hat Raphael nur im Allgemeinen sich als historische Person, wie anderwärts oft dargestellt; hier aber hat er mit Liebe alle Theile sorgfältig ausgemalt und studiert, besonders auch in die Stellung soviel malerische Anmuth gelegt, daß man sieht, welche Theile er an sich selbst für die schönsten hielt; Ruhe mit Leichtigkeit und höchstem Lebensmoment hat er immer in und an sich fest-

gehalten. Auf dem Freskogemälde mögen allerdings manche Farben sich verändert haben und erstorben seyn, und daher trifft wohl da nicht alles genau überein, was man auf dem Münchner Bild findet. In diesem wollte sich Raphael für einen Edelmann auch in seinem ganzen Adel malen, und ein liebliches Feuer glänzt auf dem männlich schönen Gesicht und verliert sich über die Wangen herab; der Mund ist wie zum Kusse sanft geöffnet, schwellend die Lippen, und zwischen ihnen scheint der Athem der Liebe zu schweben. Das blonde Haar umwallt fast weiblich den Nacken; die Mütze sitzt einfach wie auf dem Bild der Schule zu Athen. Das wäre eben nicht des Edelmanns Altoviti florentinische Tracht gewesen; aus den Augen bricht wie aus einer Schattenquelle die Begeisterung hervor, welche seine Gestalten hervorrief und die Milde zugleich, die sich darüber ergoß; die reine freie Stirne ist voller Gedanken, aber nie getrübter Klarheit.»

So habe ich hier die Vertheidiger von Raphaels Selbstabbildung mit allem Feuer ihrer Gründe sprechen lassen. Jetzt höre man auch kältere Vergleicher, wie Puccini, Missirini und ganz neuerlich unser Joseph Scholl, ein sehr treuer Beobachter, sowie alle Kenner in Rom, die Gebrüder Riepenhausen, u. a.; und stelle sich dann sein Urtheil fest. Anerkannt ächt sind folgende 5 Portraits Raph.: das florentinische Selbstbild, das in der Schule von Athen, das im Pallast Borghese von Timoteo Viti aus Urbino, einem um wenig ältern Zeitgenossen Raphaels, Schüler von Francia (geboren 1470); das hinter dem heil. Lukas, der die Madonna malt, und endlich das in München in des Königs

Zimmern. Diese alle haben röthlich braunes Haar, braune Augen, keinen Backenbart, ganz gerade Nase, Nasenspitze weder auf- noch unterwärts gebogen, rundes Kinn. Das Münchner Bild hat hellblondes Haar, in den Schatten nur bräunlich, in den Lichtern schön gelb (keineswegs rothbraun), einen ganz blonden Backenbart, auch ganz andere, sehr dicht geformte Augenbraunen, die, in einem eignen Zuge, nach den Schläfen zu sich senken, was ich an Raphaels Portrait nicht bemerke; weniger hohe Augendeckel, als sie Raphael, gleich seiner Mutter hatte — ein sehr entscheidendes Merkmal — die Augen selbst sind ins Dunkelblaue, im Licht etwas ins Graugrünliche fallend, die Oberlippe ist aufgeworfener und dicker, als bei Raphaels Bildnissen. Endlich ist, dem Totaleindruck nach, das Bild zu München den andern unähnlich, und was die sich selbst anschauende oder vielmehr den Maler anschauende Stellung betrifft, so ist darin auch das Portrait des Herzogs von Urbino in der Schule von Athen, des Violinspielers, mehrere im Heliodor und anderwärts eben so gehalten. Dann hat die frühere Tradition in dem Hause der Altoviti zu Florenz, wohin es von Rom kam, daß in diesem Bilde ihr Ahne Bindo dargestellt sey, immer ihr Gewicht, und seit 3 Jahrhunderten ward kein Widerspruch eingelegt. So stimmt auch die Büste des Altoviti, von Benvenuto Cellini, in Rom, mit dem Münchner überein. — Nach allem diesem muß ich jeden seinem Glauben dennoch überlassen, denn es kommt hierin immer auf individuelles Gefühl nicht wenig an*). Wer einmal die Idee »das

*) Ich selbst gestehe, daß mich früher die allgemein verbreitete

ist Raphael!» schon nach dem schönen Morghenischen Blatt gefaßt hat, den wird man eben so schwer durch Gründe überzeugen können, daß er es nicht sey, als daß die sogenannte Fornarina, die Morghen zu R. Amata gemacht, diese Person gar nicht vorstelle, sondern eine ganz andere. Da bemerkten selbst scharfsinnige Kenner in jedem Zuge die materielle Sinnlichkeit der Raphaelischen Donna, von der dies einmal bekannt ist, und man guckt in ein Portrait zuletzt alles Geschriebene und Vorgestellte hinein. — Für solche werden die oben vorgetragenen Gründe für die Aechtheit der Münchner Selbstabbildung vielleicht mehr Gewicht haben, als die aller Forscher und Kenner. Es ist wahr, das Bild ist unendlich anziehend wegen seiner feurigen, sprechenden, hervortretenden Sinnlichkeit, die nicht ohne geistigen Reiz ist, wegen seiner gereiften Jugendschönheit. So sah aber der Vieldenker Raphael schwerlich aus; er müßte sich denn in einem sehr erhitzten Augenblicke gemalt haben, und dafür ist zu viel Besonnenheit im Technischen der Arbeit. — Daß Rehberg hier einen Mann von 35—36 Jahren zu erblicken meint, ist gegen den Augenschein; 10 Jahre jünger ist's eher gethan. Die Schlüsse, welche er daraus zieht, sprechen gegen ihn. Und in den beiden Umrissen, die er gibt, muß ihm das Vorurtheil die Hand geführt und einen übeln Streich gespielt haben. Raphael malte sich selbst mit in seine Bildnisse und das veranlaßte wohl den ganzen Irrthum. In dem schönen Kupfer von Dien nach dem Vaticanischen Portrait ist ein weit ernsthafterer Mann in

Meinung beherrschte, und ich erst später, als ich die ächten Bildnisse näher kennen lernte, zu zweifeln anfing.

Raphael zu erkennen; von länglicherm Gesicht und ganz andern Zügen und Formen. Nach dem Urbild in München hat Schlesinger in Berlin für Herrn Obergerichts-Rath Schlemmer in Mainz *) und später auch für den König von Preußen ein treffliches Nachbild gemacht. Der Kupferstich von Raphael Morghen dehnt die Nase zu sehr und dadurch scheint das Gesicht zu lang und verliert an Kraft; der Strangische gibt etwas Bart und hat einen vom Original im Ganzen sehr verschiednen Ausdruck; der Barthische Stich gibt den Kopf zu breit und hat etwas Finsteres der Miene beigesellt, was im Originale nicht ist; Cecchi, Cenci und Ritter haben Copien nach Morghen gestochen. Kleinere Abbildungen finden sich in der Aglaja von John, in Raphaels Leben von Heinrich Füßli, gestochen von Lips; ein großer Steindruck in München von Piloty; alle verfehlen die so schwer zu treffende Linie der Wahrheit und des Reizes, der in der Bewegung liegt. Demnach bleibt hier noch dem größten Stecher die schöne aber schwere Aufgabe vorbehalten, dies an sich so blühende Jünglingsbild ganz treu darzustellen, wenn anders nicht die Idee, daß man nun nicht mehr Raphaels Selbstabbildung, sondern den Bindo Altoviti wiedergebe, manchen, denen Raphaels Name bessern Verkauf macht, nun abschreckt.

Das ehemals in der Gallerie zu Salzdahlum, jetzt im Museum zu Braunschweig befindliche, Jugend-Bildniß, mit einem Buche in der Hand, auf Holz, 1 F.

*) Der im Februar 1830 leider der Kunst und mir, obgleich 62 Jahr alt, doch viel zu früh gestorben ist.

7 Z. breit, 2 F. 2 Z. hoch, galt wohl auch für Raphaels Portrait. Liebliche Gesichtszüge, scharfe Umrisse, helles Colorit. — Ueberhaupt Peruginische Schule. Es scheint mit einem andern, das ehemals in der Gallerie des Herzogs von Orleans war (und welches man für den Bindo Altoviti hielt), Aehnlichkeit zu haben.

Wo das von Paul Pontius ohne Namen des Malers trefflich in der Sammlung von Deyck gestochene Bildniß, das den eigentlich arbeitenden Künstler im pelzverbrämten Hauskleide uns vorbildet, sich jetzt befinde, ist mir unbekannt. Rehberg glaubt, es müsse wohl in England seyn, weil Dorigny es als Titelkupfer zu den 7 Cartons benutzt habe, so wie es auch Aquila den Logen voranstellte. Eben so hat es Landon zu dem Leben Raphaels benutzt; klein 8.; im Achteck von Odieuvre in Paris und im Oval noch kleiner von Ant. Gramignani; in 12.

In einem schönen Kupfer M. Antons fand man bisher Raphaeln in seiner Werkstatt dargestellt. Ein Maler sitzt im Hauskleide (einem Mantel) vor einem Tische, worauf ein Täfelchen und 2 Farbenschalen stehen, und scheint eben mit der Ausführung einer Idee sich zu beschäftigen. Rehberg hält diese Figur aber für den heil. Lukas, und ich stimme ihm darin bei, indem ich glaube, daß es der Moment ist, wo er darüber sinnt die Mutter Gottes recht würdig zu malen, die ihm dann selbst erschien, was das Gemälde Raphaels in der Akademie St. Lukas darstellt.

Noch gibt man für Raphaels eignes Bildniß jenen Jüngling an, der den Kopf auf seine Rechte stützt und viel Wahrheit und Belebtheit in Stellung und Ausdruck

hat. Es ist in der Gallerie des königlichen Museums zu Paris No. 1157. Es scheint wohl Raphaels Arbeit, aber nicht sein Bild. Man hat davon einen Stich von Nic. Edelinck, für das Cabinet Crozat, von Demarteau, von Esquivel, für das Museum Napoleons. — Auch nach Vignaud's Zeichnung von De Marteau in Farben gestochen, von Maudisson schwarz, so wie für das Museum Napoleons von Filhol, gestochen von Bautrois. Der sogenannte Raphael, in Unterredung mit seiner Geliebten, von Hugo da Carpi im Helldunkel herausgegeben, ist wohl Raphaels Bildniß nicht. Doch wahrscheinlich von seiner Zeichnung, da die Platte Raphaels und Hugos Namen trägt. Hoch 6 Z., 6 L., breit 5 Z., 2 L.

Im Cabinet des Prinzen von Conti, welches am 8. April 1777 versteigert wurde (Catalog. Par. 1777.), ist das Brustbild Raphaels angegeben, mit langen, herabhängenden Haaren, mit einer rothen Mütze; auf Holz, hoch 20 Zoll, breit 15 Zoll, 6 Linien. Es kam von Carl I., König von England, und wurde dem Cardinal Mazarin zum Geschenke gemacht durch Carl II, während seines Aufenthalts in Paris. Hinten ist das eingebrannte Zeichen, das Carl I. auf seinem Gemälde setzen ließ. So erwähnt auch Scannelli, p. 169, seines **Microcosmo della pittura** (1657 in Modena gedruckt), eines Bildes, das Raphaeln vorstellt und damals in Modena war.

11.

Das Bild genannt Raphael und sein Fechtmeister

wird wohl mit Recht dem Jacob da Pontormo zugeschrieben, da Raphaels Züge nicht damit überein-

stimmen, noch weniger das schwarze Haar und der schwarze Bart. Auch das Colorit schlägt ganz in die Venetianische Manier ein und erinnert an Giorgione*). Es ist immerhin ein treffliches Bild voll Character und hervortretendem Leben. Die vordere Figur besonders ist von sprechendem Blick, die Hand geht aus dem Bilde hervor und ihre Verkürzung ist voll des höchsten Kunstverstandes. Ich sah dies Bild (von 2 Fuß, 11 Zoll Höhe und 2 Fuß, 4 Zoll Breite) im französischen Museum; es ist auf Tuch gemalt und mag hier und da gelitten haben. Gestochen ist es in der Gallerie des Herzogs v. Orleans von Nic. de Larmessin.

Ein Nachbild ist mit des Herrn Geheimen-Raths von Gerning Sammlung in das Cabinet zu Wiesbaden gekommen. Es ist vollkommen wohl erhalten, und spricht gleichsam von der Wand herab durch seine große Rundung und die kräftige Männlichkeit der Charaktere — Eine Medaille in dem Museo Casali in Rom ist der Zeit nach unbestimmt und weicht von den übrigen Originalen ab.

Der Schädel Raphaels (sein Geist auch?) wird in der Akademie St. Lukas aufbewahrt. Göthe sagt davon (im 29. Bande seiner Schriften): Wir gingen in die Akademie St. Luca, dem Schädel Raphaels unsere Verehrung zu bezeigen, welcher dort als Heiligthum aufbewahrt wird,

---

*) Ich gestehe, oft in Versuchung gewesen zu seyn, das Bild diesem Meister zuzuschreiben. Der Blick der vordern Figur ist dem eines Mönchs auf einem Gemälde in Florenz von Giorgione ganz ähnlich, auch im Colorit, nur im Ganzen etwas schwärzlicher.

seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Gelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden. Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schaale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung gelangt sind.» — Göthe erhielt später von Reifenstein einen Abguß dieses Schädels.

Außer den angeführten Selbst-Bildnissen möchten wohl noch andre, meint Rehberg, vorhanden seyn. Raphaels zahlreiche Schule verbreitete gewiß überall das geliebte Bild des Frühentrissenen und Spätere malten es wieder. So führt man solche an: In Genua, Pallast Gentili; zu Spoleto, Capelle der Ancaiani; im Pallast Altieri in Rom (Volkmann), im Pallast Barberini, mit der Jahrzahl 1518 (Ramdohr), zu Copenhagen, in der Brabeckischen Sammlung zu Söder, auf chinesischem Papier, u. a. Carl Maratti machte 1695 eine eigne Zeichnung und ließ sie von Fariat stechen für die Beschreibung der Vaticanischen Gemälde von Bellori. Ein andres stach Hollar mit Pontius und setzte darunter Titianus pinxit. Davon eine gegenseitige Copie von Larmessin für die Academie von Bullart. Baron stach das Bildniß für Landons Vie et Oeuvre de Raf., nur halb schattirt, mit einer Mütze und Pelzrock. 4. Man hat auch Stiche von Mattham, 1630, in 4, M. Pool, beide als jugendliche.

II.

Topographische Gestaltung der Stadt Mainz und ihrer Umgebung. Von der frühesten Epoche bis in die neuesten Zeiten.

(Fortsetzung).

Nach diesem Brand und durch das ganze Mittelalter, während acht Jahrhunderten, bediente man sich wieder, wie vorher, der Nähen und Nachen zur Uebefahrt von Menschen, Vieh und Waaren über den Rhein bei Mainz. Das in den Schriftstellern des Mittelalters so oft vorkommende per navigium wird sich wohl nicht anders, als von einem Uebergang mit Schiffen und gewiß nicht von einer Schiffbrücke, erklären lassen. In den Fulder Annalen zum Jahr 838 und 839 heißt es von Kaiser Ludwig dem Frommen, als er von Mainz aus seinem pflichtvergeßnen Sohn Ludwig über den Rhein entgegen zog: **Imperator cum exercitu *Navigio* Rhenum transiit, obvios habens Saxones etc.**

Die Ueberfahrt vor Mainz nach der rechten Rheinseite geschah im Mittelalter an zwei Orten. Die erste aus der Vorstadt Vilzbach, oberhalb dem heutigen Bockßthor, nach dem Ort Kostheim; die zweite in der Gegend der heutigen Rheinbrücke nach Kastel. Die erste besassen schon im zwölften Jahrhundert die Dynasten von Bolanden mit der Herrschaft über Weisenau als ein Reichslehen. Von diesen kam sie, wahrscheinlich durch Heirath, an die Mainzer Kämmerer-Familie der Dudo, die von der Herrschaft Weisenau den Namen annahmen. Durch den

kinderlosen Tod des Enkels der Dudo, mit Namen Embricho, fiel diese Herrschaft an die Dynasten von Bolanden zurück. Im Jahr 1253 theilte das Gesammthaus Bolanden seine Herrschaft Weisenau, und die Wernerische Linie, in den zwei Seitenlinien von Boland und Falkenstein, erhielt mit einen Theil der Herrschaft, die Rheinfahrt. Später kam dieser Theil mit dem Rheinfahrt an die Falkensteinische Linie allein. Nach einer Urkunde vom Jahr 1321 überträgt Philipp von Falkenstein sein Gericht oberhalb Mainz an die Stadt, hält sich aber das Ueberfahrtsrecht ausdrücklich vor*). Die von Bolanden und von Falkenstein hatten die Rheinfahrt einer Gesellschaft von 10, dann von 16 Fergen erblich verliehen**). Die Hauptbedingnisse der Verleihung waren: 1) daß sie jährlich in den vier Weihnachtstagen 16 Mark Köl. Pfennige zahlen, und 2) einen Edelmann zu drei Pfund Heller Geleits stellen mußten, der Falkensteinischer Lehensmann seyn und die 16 Fergen vertreten solle. Ein solcher, von den Fergen gestellter, adelicher Lehensmann war im Jahr 1404 Anselm von Hohenweisel. Dieser verkaufte am Freitag vor Ostern dieses Jahres seine 3 Pfund Heller Lehensgülte auf die Fergen von Weisenau, mit Bewilligung der Grafen von Falkenstein, an Peter Hemynge von Hayne und seine Erben, um eine Summe Geldes von 36 Pfund Heller guter Frankfurter Währung***). Die Fergen bildeten unter sich eine Zunft,

*) In Gudenus Cod. Dipl. III 191 und in Würdtwein Nov. subs. diplom. III. 85. Die Stelle heißt: »transitu navigii, quem nobis reservamus, excepto.«

**) Ein Verleihungsbrief vom Jahr 1402 steht in Gudenus Cod. dipl. V. 857.

***) Die Urkunde werde ich bekannt machen.

hielten ihre Gebote im Beiseyn des Schultheißen von Weisenau und übten die Fahrt nach einer unter sich übereingekommenen Ordnung *). Nach dem Falkensteinischen Verleihungsbrief an die Fergen, ging diese Fahrt in Selhoven (heutigem Holzthor), bei der Haymanns Schmiede an, bis in den Main hinein, und den Rhein zu Berg bis an Oppenheim. Im Jahr 1406 gehörte den Fergen die Au gegen Weisenau über. Sie hatten durch die Stadtmauer ihre eigne Pforte, welche das Fergerpförtchen genannt wurde und dem Wirthshaus zum Bock gegenüber, auf der heutigen Bocksgasse, gewesen ist.

Nach der Erlöschung des Falkensteinischen Mannsstammes im Jahr 1419, verliehe Kaiser Siegmund am 6. Jänner 1421 die von den Grafen von Falkenstein vom Reiche getragene Lehen und namentlich darunter «das Far zu Wissenauwe inwendig Mentz, gennant an dem Heupt, das dieselbe von dem heilgen römischen Reich zu Lehn gehabt hat an Conrad Herr zu Winsberg, des h. römisch. Reichs Erbkämmerer**).» Später kam das Fahrt mit den übrigen Falkensteinischen Reichslehen an die Grafen von Duna und diese überließen es mit der Mainzer Vorstadt Vilzbach, in der alten Pfandverbindung, dem Kurfürsten und Cardinal Albrecht von Brandenburg, gegen die Bezahlung von 1800 Gulden. Wilhelm Wirich von Duna erließe dem Kurfürsten Johann Philipp diesen Pfandnexus, welcher Uebereinkunft zufolge seinem Enkel, dem Kurfürsten Lothar Franz, im Jahr 1706 der Ort Hechtsheim und

*) Eine solche Ordnung, vom Jahr 1417 befindet sich in der hiesigen Stadtbibliothek.

**) Auch diese Urkunde mache ich bekannt.

das Reichslehen Weisenau mit der Fahrt, von dem Grafen Johann Philipp von Isenburg-Büdingen, an den es durch eine Heirath gekommen war, für immer abgetreten wurde.

Die zweite Ueberfahrt von Mainz, in grader Linie nach Kastel, gehörte zur Hälfte dem hiesigen Petersstift und zur andern Hälfte dem Benedictinerkloster auf dem Jacobsberg. Letzteres hatte ein Drittheil seiner Hälfte einem Ingebrand, Ritter zu Mainz, zu Lehen gegeben, welches sein Sohn im Jahr 1299 an das Petersstift abgetreten hat *). Die Fergen mußten jährlich 4 Solidos dem Stift, 2 dem Erzpriester und 2 dem Pfarrer zahlen, sie mußten dem Stiftsmüller erlauben, daß er 9 Tage vor und 9 Tage nach Martini seine Früchte auf die stiftische Rheinmühle fahre, endlich mußten sie die Stiftsherrn und alle ihre Angehörigen frei übersetzen **).

Die Schiffleute, welche die Ueberfahrt in Nähen und Nachen besorgten, nannte man die Fergen, die Fehrigen, die Neher, die Newerer; der Ort der Ueberfahrt hieß das Fahr und das Recht, Gebühren von den übergesetzten Menschen und Gütern zu erheben, der Verschatz.

Dieses zünftige Fergenwesen mußte auf die Communication zwischen den beiden Rheinufern nachtheilig wirken; es mußte besonders für den Handel äußerst hinderlich seyn. Längst hatte man daher in Mainz das Bedürfniß einer stehenden Rheinbrücke gefühlt. Die Ueberfahrt durch Fergen war beschwerlich, kostspielig, zeitraubend, gefährlich und manchmal unmöglich. Kurfürst Johann Philipp von Schönborn, genannt der Weise,

*) Diese Abtretungs-Urkunde werde ich liefern.

**) Darüber werde ich einen Auszug aus dem Stiftsprotokoll vom Jahr 1317 bekannt machen.

wollte diesem Bedürfniß abhelfen und dadurch zugleich dem herrschaftlichen Fiskus ein Mittel verschaffen, die großen Ausgaben zu der neuen Fortification, ohne den Unterthanen lästig zu fallen, leichter bestreiten zu können. In seiner Zuschrift an das Domkapitel vom 3. November 1659, worin er es um eine gutachtliche Erklärung ersucht, sagt er: Wir sind bedacht, entweder aus unsern Cammermit» teln, wenn sich dieselbe so weit erstrecken oder aber in » Ermanglung derer, auch anderer Particularen Beischuß, » eine Schiffbrücke alhier über den Rhein dergestalt » uffzurichten, daß dieselbe das Jahr durch, so lang der » Rhein nit mit Eyß anlaufet, gebraucht, die frembe » und comercirende Kauf, Handels und Bauersleut wegen » des schleunigen ungehinderten Ueberkommens um so viel » mehr uff diese Straße dadurch gezogen und von allen » denjenigen, so darüber paßiren, samt ihren Fuhren » und Pferden, niemanden, der seye auch, wer er wolle, » wir und unsere successores, Räth, Kammer- und Hof» bediente selbsten so wenig, als unser Clerus primarius » et secundarius und andre gefreite, Personen, auser » was Bettelordens, so kein Geld bey sich tragen, sinnt » davon ausgenommen, anstatt des Fahrlohns ein ge» wißes Weggeld, gleich auch in andern Orten am Rhein » und Donaustrom, wo es Brücken hat, observirt wird, » erhoben, von demselben erstlich derjenige, so etwa » hierzu einen Vorschuß thun sollte, zu verderist wieder » contentirt, der übrigen Gefällen aber, so weit es » reichen mögte, die Garnison und Festungsbau und was » darzu gehört, unterhalten und dieselbe hiezu allein und » zu nichts anders gewidmet und verwendet, also, damit » die Unterthanen in so weit sublevirt werden. Mit

dieser Zuschrift wurde dem Domkapitel eine Brückenordnung mitgetheilt, nach welcher 1) wegen Einladung der nieder- und oberländischen Schiffe und Durchführung der Flöße die neue Rheinbrücke zwischen den beiden Krahnen geschlagen und recta hinüber uff Kaßel gehen solle. 2) zur Erhebung des Brückengeldes zwei Zöller, einer dies, der andre jenseits uff der Brücke, in zwei uff den Schiffen dazu accommodirten Häuslein wohnen sollen. 3) bei beiden Hütten Schläg vor die Reitende und Fahrende, und die Fußgänger Haspeln, so die Zöller nach Nothdurft versperen können, angeordnet werden. 4) damit bei der Erhebung des Brückengelds kein Unterschleif vorgehe, so könnte man bleierne gestempelte Zeichen, zweierlei Gattung, von Mainz hinüber und von Kassel herüber vor die Pferde und Fusgehende machen, daß, wer nach Kassel will, ihm bei der Erlegung der Gebühr ein Zeichen mit M. signirt, welches dem Einnehmer zu Kassel zugestellt wird und gleichergestalt von den, die von Kassel nach Mainz wollen, ein Zeichen mit C. gezeichnet gegeben und dem Einnehmer diesseits überliefert und alle Tage oder wochentlich die Zeichen samt dem Geld aus den verschloßnen Kasten durch eine oder mehrer beeidigte Personen uffgeschloßen, erhoben, Geld und Zeichen collationirt und darüber Register und Rechnung geführt werde *).

In der darauf vom Domkapitel am 20. April 1661 erfolgten Antwort wird unter andern gesagt: »daß diese »Brücke nächster Tagen angehängt und aufgeschlagen »werde, dadurch den hier anlangenden Reisenden und

*) Unter meinen Urkunden.

» Negotirenden eine sonderliche Förderung geschaft und
» zugleich dem Erzstift durch die Intraten ein nicht geringer
» Nutzen erwachsen werde. Man wolle zugleich unver-
» halten, daß die jüngsthin den Main herunter gebrachte
» neue Schiffe in Ermanglung der Mensur zu den bezielten
» Zwecken nicht zureichen werden, diese Gebrechen aber
» dem Würzburger Mühlmeister beygemessen würden und
» seye bekannt, daß derselbe ebenmäsig in dem so kostbar-
» lichen Fortificationswerk seines Sinnes und Kopfs allein
» seyn wolle und die ihm jeweilen in gütlicher Ermahnung
» zuredende nicht allein wenig hören, sondern auch mit
» ungezimlichen rauen Worten anfahren, auch wohl dabei
» höhere Standespersonen nicht verschone; da er doch als
» ein Mühlmeister mehr der Waßer, als der Landbauen
» erfahren. Derselbe möge also angehalten werden, ehe
» die kostbarliche Schiffe geordnet würden, alles in allem
» wohl zu überlegen und so zu Stand zu bringen, daß
» man dabei gesichert seyn könne und im Falle sich eine
» Imperfection sogar im Anfange herfür thun, derselbe
» dessen betheiligt und seines erkenntlichen Uberfahrens
» halber dafür zu stehen habe *).«

Ein Würzburger Mühlmeister hat also unter Kurfürst Johann Philipp unsere Schiffbrücke über den Rhein eingerichtet und er scheint im besondern Vertrauen dieses weisen Kurfürsten gewesen zu seyn, da er zugleich zum Festungsbau gebraucht wurde. Der Mann verdient noch unsere ganze Achtung, wenn er auch von den gnädigen Herrn des Domkapitels nicht so gnädig angesehen wurde, als er es verdiente. Schade, daß wir seinen Namen nicht erfahren haben.

*) Auch diese Urkunde werde ich bekannt machen.

In den letzten Tagen des Aprils und den ersten des Mai 1661 wurde die neue Schiffbrücke aufgeschlagen. Sie erhielte, wie sie jetzt noch besteht, eilf Joche, jedes mit vier Bockschiffen, und auf jeder Seite noch zwei Jochschiffe, also im Ganzen 48 Schiffe. Am 12. Mai war sie fertig. Der Kurfürst Johann Philipp ging mit seinem Hofstaat zuerst darüber und zahlte das angesetzte Brückengeld. Er hatte dasselbe zu einem Kreuzer für die Person gesetzt. Kurfürst Emerich Joseph erhöhte es am 24. August 1765 auf zwei Kreuzer und Kurfürst Friedrich Carl bestätigte diese Erhöhung am 27. August 1779.

Der erste Brückenmeister, den Johann Philipp am 28. Mai 1661 ernannte, war Joachim Geroldе. Er erhielt als Gehalt 200 fl. an Geld, ein Fuder Wein und 10 Malter Korn. Sein Nachfolger war Adolf Backes und zugleich Beseher am Zoll Vilzbach.

Am 1. Juli 1669 war der Kurfürst Johann Philipp genöthigt, zur Bestreitung der großen Ausgaben für den Festungsbau, bei dem Frankfurter Handelshaus Remigius und Heinrich Bartels ein Kapital von 20000 fl. mit Consens des Domkapitels aufzunehmen und ihnen dafür den Zoll zu Höchst und die Intraten der Rheinbrücke hypothekarisch zu verschreiben. Der Zollschreiber zu Höchst und der Rentmeister zu Mainz mußten den Handelsleuten mit Handtreue angeloben, die 20000 fl. in drei Jahrzielen, jeden zu 6666 fl. 40 kr. zurückzuzahlen.

In den letzt verfloßnen fünf Jahren hat die Rheinbrücke ein neues, roth und weiß angestrichenes Geländer erhalten, das durch seine solide Verbindung die Gefahren des Durchbrechens fast unmöglich macht. Zugleich

erhielt das Windschiff eine neue Mechanik und die ganze Brücke durch Eisenwerke eine Solidität, daß nun ihre Tragbarkeit um ein beträchtliches vermehrt ist. Ihre Länge und die Breite des Rheins vor Mainz beträgt jetzt 424 Meter, jeden zu 4 hessischen Fuß, machen 1696 Schuh. Diese Schiffbrücke wird vor Kastel durch einen Brückenkopf gedeckt, der seit der Anlegung der Festung ohne alle Bedeutung war, bald aber durch das neue Werk, das man eben erbaut, von Bedeutung werden wird.

Jetzt stehen 17 Rheinmühlen neben der Linie der römischen Rheinbrücke und ihrer Pfeiler, weil zwischen denselben der eingezwängte Strom einen stärkeren Trieb und Fall hat, der bei kleinem Wasser sehr merkbar in die Augen fällt. Man nennt diese Linie auf den Arken, wahrscheinlich von dem lateinischen Worte arcus, einem Bogen. Im Mittelalter nannte man die Linie Rachede und das dortige Mühlenwasser war ein Eigenthum der reichen hiesigen Stifter, Klöster und Patrizier Familien, welche es andern zur Benutzung überließen.

Die Reste der römischen steinernen Rheinbrücke blieben in Mainz in stetem ehrwürdigen Andenken. So oft ihre Pfeiler im Mittelalter und bis in unsere Zeiten bei kleinem Wasser dem Auge sichtbar wurden, haben sie die Mainzer Schiffer feierlich umfahren und mit darauf gesteckten Blumensträuchen geziert. Dieses Bekränzen geschah zum letztenmal im Sommer 1766. Eine ähnliche Ehre erwiesen die Schiffer zu Bacherach ihrer angeblichen **ara Bacchi**.

Nahe war es daran, und wir hätten die Erbauung einer neuen steinernen Rheinbrücke von Mainz nach Kastel erlebt. Napoleon wollte durch dieses große Werk seinen

Namen noch mehr verewigen. Ihre Erbauung war befohlen, drei Projekte wurden nacheinander vorgelegt, Plane und Modelle gefertigt. Das erste war zu einer hölzernen Brücke von unserm Hr. Arnold verfertigt, die Bauanschläge beliefen sich auf neunzehnmal hundert tausend Franken. Das zweite verfertigte Hr. St. Far, Oberingenieur des Straßen- und Brückenbaues, zu einer eisernen Brücke, wovon die Brückenpfeiler eiserne Kanonen seyn sollten. Das dritte bearbeitete der nemliche zu einer Brücke mit steinernen Pfeilern und hölzernen Bögen. Für letzteres entschloß sich der Kaiser, obschon die Bauanschläge acht Millionen Franken betrugen und sieben Jahre zur Erbauung erforderten. Er that noch mehr, es sollten zehn Millionen für den Bau dieser Brücke verwendet werden, um sie dauerhaft hinzustellen. Sie sollte in der Richtung der heutigen Schiffbrücke zu stehen kommen, aus 16 Bogen bestehen, die steinernen Pfeiler gegen den Strom scharfe Kanten mit einer sägeförmigen gegen unten zulaufenden Schneide erhalten, um die anströmenden Eismassen damit durchzuschneiden. Die Entfernung der Pfeiler von einander sollte 100 Fuß seyn. Hr. Arnold hatte mit seinem Projekt einer hölzernen Brücke die Anlegung einer Linie von Eisbrechen in Distanzen von 50 Metern vor der Brücke verbunden, um die großen Eismassen dadurch zu brechen. Diese Eisbrechen sollten nun auch bei dem angenommenen Projekt des Hr. St. Far angewendet werden. Bei den drei Projekten war in dem Plan, daß unter den Bogen ein Gang von einem Ufer bis zum andern sollte durchgeführt werden. Die hölzernen Bogen sollten mit Zink gedeckt, mit Grund überschüttet, dadurch die Einwirkungen

des Wetters und des schweren Fuhrwesens vermindert und den beständigen, kostspieligen Ausbesserungen vorgebeugt werden. Die Wasserhöhe des Jahrs 1784, welche 7′10 pariser Maaß über den gewöhnlichen Wasserspiegel betragen, wurde als höchster Wasserstand hinsichtlich der Höhe der Brücke angenommen und, hätten wegen dieser Höhe nicht allein das von dem Brückenmeister Pahl der Brücke gegenüber erbaute neue Haus, sondern auch die daranliegenden abgerißen werden müssen, um für die zu beiden Seiten nöthigen Auf- und Abfahrten Raum zu haben. Man fing bereits an, den Boden des Rheinbetts mit dem Erdbohrer zu untersuchen, um sich darnach bei der Legung der Fundamente der Pfeiler bemessen zu können, als die Ereignisse des Winters von 1812 bis 1813, und die des darauf gefolgten Jahres alle Projekte des Brückenbaues vereitelten, und vielleicht läuft ein Jahrtausend hin, ehe wieder an eine steinerne Bogenbrücke über den Rhein bei Mainz gedacht wird.

Der von Herrn Arnold zu seinem Projekt einer ständigen hölzernen Rheinbrücke entworfene Original-Plan und die dazu gehörige Bauanschläge befinden sich jetzt in den Händen Sr. K. K. Hoheit des Erzherzogs Johann, das dazu gefertigte Model aber ist zu Paris in der école d'application des ponts et chaussées als Muster für die angehenden Ingenieurs aufgestellt und hatte von dem, zur gutachtlichen Beurtheilung aller projektirten, öffentlichen Bauten bei dem Ministerium des Innern niedergesetzten Comite, vor den durch Hr. St. Far eingeschickten Projekten den Vorzug erhalten.

Das Modell des Hr. St. Far, welches die Genehmigung des Kaisers Napoleon erhielte und ausgeführt wer-

den sollte, befindet sich im hiesigen städtischen Bibliotheks-Gebäude, im zweiten Gemälde-Saal. Es ist nur ein einziger auf zwei Pfeilern ruhender Bogen, aber von der Meisterhand des Kunstschreiners Kroll in den kleinsten Theilen auf's kunstreichste dargestellt.

III.

Schloß Rheinstein.

(Schluß.)

Nach der Anzeige des von Hr. Kuhn herausgegebenen Werkes, war es anfangs Hrn. N. Müller's Absicht, alles Historische über Rheinstein zusammenzustellen. Da indeß Hr. Domkapitular Dahl, als Meister in mittelalterlicher Diplomatik, es unternahm über die Burg Rheinstein eine vollständige eigne Darstellung zum Behuf für Besuchende zu verfassen, so trat Hr. Müller zurück und übertrug mir Unterzeichneten, als Ordner dieser Quartalblätter, das Geschäft, der vorigen Abhandlung, zu deren Fortsetzung er vieles gesammelt hatte, und mir mittheilte, einen Schluß zu geben. Ich unternahm daher nochmals eigens eine Reise, um den Strich zwischen Bingen und Niederheimbach genau zu untersuchen, damit endlich die Verwirrung gelös't werde, welche über die Benennung der daselbst befindlichen Burgen in allen bis jetzt erschienenen Rheinbeschreibungen herrscht. Ich fand nun zwischen Bingen und Niederheimbach (Lorch gegenüber) nur folgende vier Burgen: 1) Rheinstein, im Munde des Volkes, schon früher, als Prinz Friedrich den Wiederaufbau beschloß, so benannt, wie mir zwei alte

Schiffer, die mich am Mausthurme vorbei bis an die Clemenskirche fuhren, versicherten. Diese Burg hieß sicher von ihrer Lage so, indem keine von allen so dicht am Rhein und auf so steil überhangenden Felsen liegt. In Urkunden heißt sie von dem Berge, worauf sie liegt, Vautsberg (Voitsberg u. a.) von ihren Castellanen, (advocatis) welche aus Bingen waren, wie dies Hr. Domk. Dahl in der Didaskalia v. J. 1828 Nro. 27, weitläuftig erwiesen hat *). 2) Reichenstein, oberhalb der Clemenskirche, etwas weniger nah am Rheine, auch bei weitem nicht auf so steiler Felsenkuppe. Eine in der Mühle unten geborne Frau sagte mir, diese Burg hätte sie in ihrer Jugend immer nur Reichenstein nennen hören, die Leute nenneten sie aber jetzt auch Falkenburg; weiter oben aber landeinwärts sey nie eine Burg gewesen. So wird also damit der Irrthum, als ob hier eine Doppelburg und zwar Alt- und Neukönigstein gewesen (wie der Rheinische Antiquar S. 595 hat), oder Falkenburg (wie Deworat's Karte von 1794 Blatt **II.**), oder Falkenburg die untere und Rheinstein die obere dahinter geglaubte, (wie das Rheinpanorama hat) erwiesen. Hr. Kuhn, Architekt der neuen Veste Rheinstein, hat Schritt vor Schritt die Gegend hinter allen diesen Burgen untersucht, und keine Spur einer Ruine in ihrer unmittelbaren Nähe gefunden. Wohl ist etwa 1 ½ bis 2 Stunden nach dem Hunsrück zu, die

*) Der Name Falkenstein, den man dieser Burg auch giebt, konnte wohl daher entstanden seyn, weil Kuno von Falkenstein sie einige Zeit besessen hat. Auch die Benennung Falkenburg, womit man irrig die nun folgende Burg belegt, möchte eben daher zu leiten seyn.

Layerburg, allein diese kann doch zu keiner der Rheinischen in Bezug gebracht werden. Reichenstein*) kommt urkundlich öfters vor, und Hr. Dahl wird zu den in der Didaskalia v. J. 1828 Nro. 178, 179 und 180 bekannt gemachten historischen Notizen, wahrscheinlich noch einiges hinzusetzen. Ein Theil derselben steht auch in einem Codex Diplomaticus, 4 starke Folio Bände handschriftlich von Schott, meist aus dem verschwundenen Rheingräflichen Archive abgeschrieben, den Hr. Archivar Habel, ein sehr kundiger Diplomatiker besitzt, welcher diese Handschrift, mit noch vielen andern Papieren dem litterarischen Gebrauche widmet. Diese Urkunden datiren sich von 1217, wo Friedrich II. dem Philipp von Bolanden, (Vicedom im Rheingau) der das Schloß 1213 von St. Corneli Münster bei Aachen erhielt, verspricht, Reichenstein wieder zuzustellen, sobald er es vom Rheingrafen Wolfram gelöset habe. 1235 kommt Wernherus de Richenstein vor, Sohn Philipps von Bolanden; 1241 ein **Embrico castrensis de Richenstein**, 1378 heißt es, **Castri quod *Richenstein* vulgariter appellatur.** Dieses Richenstein wird mit Drechtingshausen und Soneck zusammen genannt, wie denn auch die wirkliche Lage ist. Ueber die St. Clemenskirche wird uns Herr Domkapitular Dahl eine kleine Abhandlung geben, welche auf die Erbauung und einen darin befind-

---

*) Der Name Königstein soll damals entstanden seyn, als Rudolph v. Habsburg sie zerstörte und sein Panier dort aufsteckte. Nach dem Wiederaufbau mag sie Neukönigstein genannt worden seyn, und daher entstand der Irrthum einer Doppelburg.

lichen Grabstein das nöthige Licht werfen wird. Nach der Clemenskirche folgt Drechtingshausen, in Urkunden nie Dreyeckshausen, sondern Drhetingeshus und ähnlich, vom Worte ting od. ding Gericht, und tre drei und in den frühesten Documenten, wie Niederheimbach noch Villa genannt, wo vorzüglich die Abtei Eberbach eine Weinniederlage hatte. Zwischen Drechtingshausen und Heimbach, ziemlich entfernt vom Rheine, liegt 3) das sehr malerische Soneck oder Sanecke, welches 4) im Hoenecke oder Hoheneck oberhalb Niederheimbach seinen Nachbar hat. In Niederheimbach nannte mir ein Mann den Namen der drei Burgen Wild- oder Waldeck (Reichenstein), Soneck und Hoheneck, also drei Ecke, welche im Munde des gemeinen Mannes wohl den ihm unverständlich gewordenen Namen Drehtingshausen in Dreyeckshausen umwandelten, zumal da die Lage dieses Ortes unten eine Dreispitze nach dem Rheine zu macht. Der Name Hoenecke findet sich in einer Urkunde von 1271, wo ein Heinricus de Hoenecke vorkommt; auch Hr. Kuhn wird es durch Urkunden aus Niederheimbach beweisen.

So wäre denn der Name der vier Burgen geschichtlich festgestellt und alle andere Benennungen sollten von nun an aus Reisebeschreibungen und Charten verschwinden.

Braun.

IV.

Versuch einer Erklärung,

warum das alte Aegypten in Hieroglyphik, Skulptur und Malerei nichts vom Elephanten zeigt.

Weder der Elephant, noch einzelne Theile desselben erscheinen auf ägyptischer Skulptur, oder auf den Gemälden, die sich in diesen Nachlässen von Bilderschriften und Geheim-Gestalten in bedeutender Anzahl erhalten haben; und Wilhelm v. Schlegel ist nicht der erste Gelehrte, welcher es ungemein bemerkenswerth hielt, daß an den Denkmalen des Nilthals sich nicht die mindeste Spur von Bekanntschaft mit dem Elephanten zeigt, da er doch in dem mütterlichen Nachbarstaate, in Aethiopiens oberem Theile wenigstens, von jeher einheimisch war; da zwischen dem alten Aegypten und dem alten Hindostan unbestreitbar, ja völlig klar erwiesen, ein religiöser wie ein kolonialer Verkehr stattgefunden hatte, und in letzterem Reiche die heilige Symbolik den Elephanten so ausgezeichnet hervorhebt.

Der ausgedehnte Bilderkreis der alten mystischen Heimath der Pharaone, welcher unter den unermüdeten Bemühungen vieler gelehrten Künstler und künstlerischer Gelehrten in unsrer Zeit sich so fruchtbar erweitert hat, läßt es nicht verkennen, daß die Aegypter den merkwürdigsten Theil ihrer Zoologie und Phytologie theils in naturhistorischer, malerischer Form, theils als Hieroglyphik, mit Pinsel und Meisel dargestellt haben, und daß auf ihren Wandgemälden und Steinbildern ausser vielen, besonders aquatischen Pflanzen, auch das Nilpferd, der Krokodil, der Jakal, der Fuchs, die Giraffe, der

Löwe und alle zahmen Hausthiere, so wie Schlangen, Insekten, Fische und Vögel vielfacher Art vorkommen. Mehrere in Herkulanum aufgegrabne Gemälde, ägyptische Nachahmungen, legen uns dieses klar vor den Blick, und klärer die große originelle Isistafel. Sie allein giebt uns die oft wiederholten Bilder von Käfer, Schlange, Nilpferd, Krokodil, Frosch, Widder, Stier, Löwe, Katze, Gans, Ibis, Sperber, Falk, Geier, Eule, als ganze Körper oder als Körpertheile, und dazu viele sphinxische Zusammensetzungen, als Menschvogel, Vogelmensch, Löwe-Vogel-Menschen, geflügelte Vogel-Löwen, Menschen mit Katzen-Hund- und Löwenköpfen, Löwenwidder und Widderlöwen, Sperberlöwen, Sperberschlangen, Menschenkäfer, Skorpionlöwen, Panzerlöwen, Panzerhunde, zweiköpfige Widder u. dgl. mehr. — Alle diese Gebilde sind mit Opferbringenden Menschen, mit Gottheiten, mit Pflanzen, besonders mit der Lotus, und mit andern hieroglyphischen Elementen, Menschen-Thiergliedern, astralischen Zeichen, Planetenkugeln, Winkeln, Parallelstäben durchmischt, und drücken zusammen ein großes, dem Lokal entnommenes Naturbild aus *).

*) Montfaucon, Tom. II. p. 138. — Kircher's Oedipus Aegyptiacus, Romae 1652 — 55; vier Bände in Folio. A. Hirt, Ueber die Bildung der Aegyptischen Gottheiten, Berlin, 4., mit 11 Tafeln. — Hiermit vergleiche man die Zeichnungen von Dr. Ricci, der die Hrn. Banks, Salt und Belzoni auf ihren berühmten Reisen begleitet hat, so wie jene der Hieroglyphenzeichner Seccato und Linant, als Zusätze oder Nachlese zu den hier einschlagenden Resultaten der großen ägyptischen Expedition Napoleons. In derselben Geltung erfreuen uns die malerischen Resultate der Reisen des Preußischen Generals

Dieser weit ausgedehnte Typenkreis hieroglyphischer Gestalten schließt gänzlich den Elephanten, oder Theile dieses Thierkolosses aus. Es ist dabei nicht zu muthmaßen, die ägyptischen Priester — so beschränkt ihre geographisch-statistischen Kenntnisse im Allgemeinen gewesen seyn mögen — haben nichts vom Elephanten gewußt. Unter zwei Gesichtspunkten ist dieses nicht gedenkbar; unter dem ihrer ursprünglichen Kastenabstammung aus Aethiopien, und unter jenem einer unbezweifelten Bekanntschaft mit dem alten Hindostan; sie kannten demnach nicht allein den afrikanischen Elephanten, welcher im südlichen Theile von Meroe, ihrer religiös-politischen Urwiege, daheim ist; sondern auch die asiatische Race dieses Thiers, welches in der brachmanischen Mythe und Symbolik so bedeutsam hervorgestellt ist, und von welcher das jüngere Aegypten in der Buddha-Hermes-Propagande so viel Wesentliches aufgenommen hat. Diese totale Nichterkennung oder Beseitigung des Elephanten, welcher seines ausgezeichneten thierischen Verstandes und so vieler lobwürdigen Eigenschaften wegen

---

Minutoli nach Aegypten und die ihm angrenzenden Länderbezirke vom Jahre 1820, und die gleichzeitigen des Architekten Gau, der 20 Platten voll genau gezeichneter Abbildungen über Aegypten liefert, deren Inhalt dem großen französischen Werke entgangen ist. So müssen wir Cailliauds und Belzoni's von Abbildungen begleitete Entdeckungen als Ergänzungen zu Brüce und Burkhard würdigen, und mit Jomard's Werken über Aegypten den Kreis der Vergleichungsmittel einsweilen für geschlossen halten, welche Vergleichungsstoffe mit der althinduistischen Symbolwelt, dieser gleichsam ägyptisch naturalisirte Gelehrte, bei seiner berühmt gewordenen Parallele nicht partheilos bearbeitet hat.

eine große Tauglichkeit zur Symbolisirung und zur heiligen Bilderschrift besitzt, ist allerdings eine auffallende Erscheinung, und bis izt hat sich, meines Wissens, noch kein Gelehrter die Mühe gegeben, ihre Erklärung zu versuchen.

In Betreff ägyptischer Filialkultur aus Aethiopien geleitet, und wirklicher Abstammung aus diesem in den ältesten Zeiten als so hochkultivirt angegebnen Ländergebiete führe ich nur wenige Punkte in gedrängter Kürze an.

W. Jones sagt (Asiat. Researches T. III. p. 5.): Unter dem Namen India verwechselten die Alten sehr oft Indien mit Aethiopien, denn die Aethiopier von Meroe waren mit den ersten Aegyptiern und den alten Hindus ein und dasselbe Volk. — In Betreff der Hindus ist Langlés andrer Meinung, indem er die äthiopische Urabstammung aus Hindostan ableitet, und eine historisch begründete Verkehrwirkung dieser beiden Völker annimmt. Abul-Fazel, der als eine gute Autorität stets erkannt wurde, setzt die Geburt, oder die Theophanie des Buddha — der mit dem ägyptischen Thoyt oder dem griechischen Hermes, er mag als Symbol oder als historische Person erfaßt werden, ursprünglich identisch ist — nach dem hohen Hindostan; wo wir ihn als die neunte Menschwerdung Chrisna's, als Buddha-Avatara mit ganz äthiopischer Physiognomie wiederfinden. Den Gelehrten, welche den Buddha in Hindostan durch Priesterverkehr dahin eingeführt, also exotisch finden, mangelte es völlig an Beweiskraft, und mehrere sind bereits von dieser ihrer früheren Meinung abgegangen, da dieser Gegenstand in unsrer

neuesten Zeit eine stärkere Beleuchtung, eine kritische Nachweisung erhalten hat. — Jones, der berühmte Stifter und Präsident der Calcutta'schen Gelehrtengesellschaft, Milford, Rennell, Forbes und viele Andere theilen die Meinung über die typischen Konformitäten, welche man zwischen den Aegyptiern, Abyssiniern und Aethiopiern findet. Die physiologischen Beobachtungen Blumenbach's führen uns auf die Aehnlichkeit zwischen indischen Menschenschädeln, und jenen welche an mehreren Mumien gefunden worden. Diese Bemerkung von mehreren Reisenden bestättigt, ist keineswegs so unbestimmt, als für was sie Langlés ausgeben zu wollen scheint, aber bestimmter spricht sich die Gesichtsbildung des indischen Buddh'a mit jener der Abyssinier und der Bewohner von Oberägypten aus. — Carwithen (**Asiat. Researches T. IX. p. 64 — 79.**) welcher alle diese typischen Konformitäten bestättigt, stimmt für das höhere Alter der mittäglichen Hindus, also auch dahin, daß in der Geschichte menschlicher Kultur die Hindus als die Urbildner voranstehen, und die Aethiopier als die erste, durch sie aber Aegypten als die zweite Eradition religiöser und politischer Bildung betrachtet werden müssen. Dieser brittische Gelehrte sagt unter andern: « Es gibt unmöglich eine stärkere Probe für das höhere Alterthum der Hindus als die Sphäre der Aegyptier, welche der indischen nachgefolgt (aber im Allgemeinen nachgeahmt) seyn muß, wo die Ordnung der Zeichen gar nicht zu ihren Jahreszeiten paßt, und in welchen sie ihre Mythologie dem ruralen Kalender des Landes eingemengt haben, dem sie

ihre astronomischen Kenntnisse schuldig sind.» — Die Berichte von Burr, der als brittischer Kapitän von Indien nach Aegypten kam, sind hier wichtig, und in T. 38. der Bibliothèque Britannique mitgetheilt. Seine Vergleichungen indischer Tempelskulpturen mit ägyptischen lassen ihn auf einen befreundeten Verkehr beider Völker in grauer Vorzeit schließen, ja er glaubt, worin er sich jedoch täuscht, daß beide Völker früher in demselben Kultus vereint gewesen. — Heeren (in den Ideen, zweiten Theils zweite Abtheilung S. 72 u. ff.) sagt: «Die ältesten Staaten Aegyptens waren ursprünglich Niederlassungen der Priesterkaste (aus Aethiopien längs dem Nilufer heruntersteigend) die, indem sie die Nomaden zu festen Wohnsitzen und dadurch zugleich an Ackerbau gewöhnte; einen gewissen eingeführten Kultus, nach dem Lokalen gebildet, und durch das Lokale unterstützt, zu einem politischen Bande machte, wodurch sie jene rohen Stämme mit sich vereinigte.» — Da Aegypten seine Bildung von Aethiopien aus erhalten hat, so ist auch die Wichtigkeit ägyptischer Monumente so wie die Anzahl derselben in dem Maßstabe bedeutender, in welchem sie dem Mutterstaate näher liegen; die Zahl der Pyramiden mußte jedoch allein aufwärts abnehmen, wie das Lokal es mit sich brachte. Uiber die Propaganda, von Meroe ausgehend, sehe man wieder Heeren zweiten Bandes erste Abtheilung S. 290 u. ff., wo sich derselbe auf Herodot's Zeugniß beruft, und wo es unter andern heißt: Die Aethiopier behaupten mit Recht, daß sie die Gründer von Aegypten seyen. — Ganz in dieselbe

Uiberzeugung treten Kanne, Rhode, Wagner, Ritter, Kleuker, Frank, Creuzer, Görres, Kosegarten, Jos. v. Hammer und die Mehrzahl der europäischen Geschichtsforscher. — A. W. v. Schlegel (Indische Bibl. I. Heft 2. S. 133) sagt: «Darüber ist man einverstanden, daß der Anbau Aegyptens dem Laufe des Nilstroms gefolgt sey, und vielleicht müssen wir diesen Anbau als so alt anerkennen, daß er mit der geogenischen Entwickelung des Landes gleichen Schritt gehalten.» Trotz dieser Aeusserung will sich Herr von Schlegel darum nicht für überzeugt halten, der geographische Anfangspunkt der eigentlichen ägyptischen Bildung sey in Aethiopien gewesen, weil Aegypten die schon bei Meroe *) einheimischen Elephanten nicht gekannt zu haben scheint. «Es geht, sagt er, (S. 134 a. a. O.) aus vielen Umständen hervor, daß der Gesichtskreis der Aegyptier nach Aethiopien äusserst beschränkt war. Man müßte dann behaupten, sie hätten den benachbarten und durch keine unübersteigliche Kluft von ihnen getrennten Ursitz ihrer Kultur (Aethiopien) ganz vergessen, was bei einem Volke, welches seine alten Uiberlieferungen so sorgfältig aufbewahrte, keineswegs glaublich ist u. s. w.»

Es fragte sich nun, ob die ägyptischen Priester, welche die Erfinder und Baudirektoren all jener religiös-politischer Monumente waren, wirklich beschränkte Kenntnisse des Geistes wie des Normallebens ihrer Kasten-

*) Plin. Historia natur. L. VI. C. 19.

vorzeit auf äthiopischem Stammboden hatten? Was gewiß verneinend beantwortet werden muß, da so Manches solcher Behauptung widerspricht, und auch das, was selbst Schlegel in seiner gelehrten Abhandlung zur Geschichte des Elephanten aufgenommen hat. Hierher zähle ich die ägyptische alte Stadt, Syene über, auf einer Nilinsel gelegen, welche die Griechen Elephantine, in gleicher Sinnbedeutung von Elephant und Elfenbein, aber die Aegypter Philä nannten. Bochart (**Hierozoic. L. II. c. 23.**) hält, aus den geographischen Angaben des Herodot und Plinius geschlossen, Elephantine und Philä für eine und dieselbe Stadt. Der Name Elephant und Elfenbein war also, wie im ganzen Orient, auch in Aegypten, und um so mehr bekannt, als hier höchst wahrscheinlich ein Stappelplatz des äthiopischen Handels gewesen ist, wie Schlegel mit Heeren annimmt. Jomard (**Descrip. de l'Egypte, Antiquités, T. I. Chap. I. §. 6.**) tritt, da er Elephantine beschreibt, in Bochart's Meinung ein, daß Elephantine und Philä, wovon Strabo spricht, eine Sachbedeutung sey, daß aber unter Philä dem unveränderten ägyptischen Namen, die Stadt an der obern Katarakte, unter dem jonisch-griechischen Uibersetzungsnamen Elephantine aber jene der untern Katarakte zu verstehen sey, daß man unter dem obern und untern Philä, oder, eins hiemit, unter dem obern und untern Elephantine die ganze Inselgruppe des zweifachen Nilsturzes verstehe, was denn eigentlich die beiden Haupt-Handelsplätze des äthiopischen Handels mit Elfenbein bezeichne, welcher Handel im Alterthume, wo die römische und

griechische Toreutik und der Möbelluxus dieser Länder in einem so hohen Grade gesteigert war, eine sehr große Ausdehnung und Bedeutenheit erhielt; aber gewiß auch den afrikanischen Elephanten nicht unbekannt und unberühmt ließ. — Ferner ist es höchst wahrscheinlich, ja es ist aus vorhandenen Ruinen zu erkennen, daß die Aegyptischen Könige, gleich den Rajah's der Hindus, und gleich den altpersischen Königen ihre Thiergärten, ihre Circus und Jagden hatten; und daß hier auch ausländische Thiere, die im eigentlichen Nilthale nicht heimathlich sind, ihrer Seltenheit oder Schönheit, oder sonstiger hoher Eigenschaften wegen, gepflegt wurden. Wir finden unter den altägyptischen Bildnereien den Chakal, den Fuchs, die Giraffe wie in einem Tempel zu Hermonthis; ganze Löwenjagden, wie z. B. am Königspallaste zu Thebä; und doch sind diese Thiere am Nil nicht daheim; aber der Elephant, der sich gewiß auch als ein so nobles, gescheidtes, Theilnahme und Bewunderung fesselndes Thier in jenen großen königlichen Thierhegen befand, der, wenigstens möglicher Weise, vielleicht selbst als ein Lastträger bei den Wasserbauten am Nil gebraucht worden, der auf alle Fälle vom benachbarten Aethiopien so leicht und leichter wie seine Zähne und mit diesen beladen, herüber zu bringen war, er selbst ward von keinem ägyptischen Maler oder Bildner zum Modell der Abbildung gewählt, und vielmehr absichtlich vermieden, wie Erfahrung darthut. — In wieweit die Religion der alten Aethiopier ihre Ableitung von Hindostan, sowie ihren Einfluß auf ihre Kolonialstiftungen in Aegypten und Lybien darthut, kann hier wegen Mangel an Raum nicht auseinander

gesetzt werden, aber beide sind unverkennbar und aus den unpartheiischen strengkritischen Forschungen neuerer Gelehrten hervorgegangene Positivität, jedoch hat die Staatsklugheit der ägyptischen Priester Lokalmodifikationen in die ursprünglichen Formen dieser Religion eingeordnet, sie daher sehr verändert, und gerade unter solchen Rücksichten ist der Elephant absichtlich in Schatten und Vergessenheit gesetzt worden.

Auch den asiatischen Elephanten, aus den religiösen Symbolbildern aufgegriffen, kannten die Aegyptier, denn die Gründe brittischer Gelehrten für einen in der grauen Vorzeit, zwischen Hindostan und Aegypten bestandenen Verkehr, in merkantiler wie in religiös-propagirender Rücksicht, ist noch nicht mit triftigen Gegengründen bestritten worden. Der berühmte brittische Geograph Major Rennell findet es nicht gedenkbar, daß eine so unternehmende Nation, wie es die Aegypter unter ihren Pharaonen, z. B. unter Sesostris, waren, bei der Gleichheit der Winde und der periodischen Strömungen des Meeres, eine Spekulationswagniß verabsäumt, und die Gestade der Nachbarländer nicht aufgesucht hätten. Auf ähnliche Meinung gestützt, aber auch auf wesentlichere Erscheinungen und geschichtliche Angaben, glauben mehrere Gelehrten an ein ehemaliges Kommerz zwischen Aegypten und Hindostan, welches entweder von geschichtlichen Gewaltthätigkeiten, oder von religiösem Fanatismus, oder auch von Handelsspekulation, oder endlich von allen dreien zugleich bewirkt worden. Jomard, nach Aufstellung einer Parallele zwischen den hinduistischen und ägyptischen Alterthümern sagt: «Es leidet keinen Zweifel, daß diese

beiden Völker, deren Denkmale wir hier verglichen haben, vor undenklichen Zeiten in Verbindung standen. Die Natur hat diese Verbindung sehr begünstigt, da die Strömung des Oceans vom rothen Meer an die malabarische Küste antreibt, überdies sind sie von der Geschichte bezeugt u. s. w.» Jomard, welcher dem ägyptischen Baugeschmack vor dem indischen einen allzu partheilichen, und von mir in einer eigenen Schrift widerlegten Vorzug gibt, wagt es demungeachtet nicht, sich entschieden in die Reihe derer zu stellen, welche behaupten, Indien habe von der Weisheitsleuchte Aegyptens sein Licht erhalten*). Bohlen sagt: «Solche Ausstellungen zur Aufgabe der Untersuchung zu machen, schien gegenwärtig, wo uns das geheimnißvolle Indien immer näher aus dem Dunkel entgegentritt, kein so unwichtiges Unternehmen, allein im Gange der Forschung wurde die ernste Prüfung jener Aussprüche von selbst aufgegeben, weil sich bei

*) Zu diesen Schriftstellern zählen wir Warburton's Sendung Mosis I. S. 195; Huet's Histoire du commerce pag. 37, 304, 340; Jablonsky an diversen Stellen seines Pantheon; *Mosheim* ad Cudworth p. 377; *Brucker*, Historia phil. I. p. 244; *Bayer*, Hist. Bactr. p. 134; Lacroze, indischer Christenstaat I. p. 70; *Schmidt*, opusc. pag. 95; de Sacerdotibus pag. 9; *Idem*, sur une colonie égyptienne établie aux Indes. Diese Stellen sind gesammelt angeführt bei Bohlen, das alte Indien u. s. w., 8. Königsberg bei Bornträger 1830, Thl. I. Einleitung S. 3.

einer genauern Kenntniß Indiens überwiegende Stimmen für eine (der Meinung eines höhern Alterthums ägyptischer Weisheit) entgegengesetzte Ansicht vernehmen ließen. Daß jene beiden Nationen zu einer Zeit, die vielleicht über alle Geschichte hinausreicht, miteinander in Wechselwirkung gestanden, wird durch eine solche Bekanntschaft mit Indien, wie man sie jetzt bereits erlangen kann, fast zur historischen Gewißheit gesteigert: Zu diesem Schluße berechtigt eine Reihe von ähnlichen Entwickelungen bis in die feinsten Nüancen herab, die keineswegs unabhängig von einander so sich gestalten konnten, wie gleichartig auch die climatischen Verhältnisse am Ganges und Nil seyn mögen.» — Bevor noch die linguistischen Mittel, so wie jene einer vergleichenden Archäologie in dieser Tiefe und Fülle vor uns sich gezeigt und ausgebreitet haben, wie wir sie itzt in den Dienst unsrer Forschung zu nehmen im Stande sind, sprachen schon viele Gelehrten*) sich für diese Meinung

---

*) Schon Johann von Müller an zerstreuten Stellen seiner Weltgeschichte, Bredow, Wachler, Ritter, Richter, mehrere Historiker und Mythographen unserer Zeit, Herder Bd. V. S. 113 seiner Werke; Meiners commentatio de veterum Aegyptiorum origine in Coment. Soc. Goettingensis X. p. 57, Forster in seinen Reisen I. S. 74; Heeren in seinen Ideen II. S. 551; in seinem historischen Werke VII. S. 66; Hartmann, Aufklärungen über Asien I. S. 300; die Sprachforscher Adelung, Vater, Alex. Murray (bearbeitet von Adolf Wagner unter dem Titel: Zum europäischen Sprachenbau

aus, weil sie von einer Menge äusserer wie innerer Probabilitäten unterstützt war, und was ihr im Allgemeinen im Wege stand, war die alle Zeitrechnungen verwirrende, alle geschichtliche Data verdunkelnde christliche Pietät, der Glaube an die Untrüglichkeit der Mosaischen Bücher.

In der Voraussetzung nun, daß die alten Aegyptier nicht nur mit Aethiopien, ihrem unmittelbaren Mutterlande, sondern auch mit Hindostan in Bekanntschaft und Verkehr standen, bleibt es eine Aufgabe zu erklären, warum sie den Elephanten von ihren Kunstgebilden wie aus ihrer heiligen Bilderschrift ausgeschlossen haben.

Die Tempel der Hindus zeigen einen hervorstechenden Reichthum an Elephantenbildern, und an Bildern von Pollear oder Ganesa mit dem Elephantenkopfe. Der Elephant ist im Bilde des Weltsystems, in den Paratonellons des Zodiaks, in den Kalendarischen Influenzbildern, auch als Vahar oder Reitthier des Gottheitsymbols Indra hervorgehoben, er spielt in vielen

---

u. s. w. Leipz. 1825); Rauch's Identität u. s. w.; Wilh. v. Humbold's Bemerk. über die Sanskritsprache; Fried. Adelung im Versuch einer Literatur der Sanskritsprache, St. Petersburg 1830. S. 5—8; ferner Halhed, Crawfurd, Colebrooke in eignen Werken und in den Memoiren der Akademie; Langles in der Vorrede zu den Fables et contes Indiens, Paris 1790; Mignot in gedachten memoires XXXI. p. 81, Alle diese und viele andere Gelehrte haben es bis zur Evidenz dargethan, daß das alte Hindostan als die Lehrerin aller Völker dasteht, also auch als jene der Aegyptier.

Gemälden und Gedichten eine imposante Rolle, und ist als Kriegs-Thier historisch berühmt geworden. All das blieb den Aegyptern nicht geheim, aber sie vermieden es absichtlich dieses Thier in ihre heilige und profane Typologie aufzunehmen, und warum?

Hierüber folgende Andeutungen, welche geeignet sind diese Erscheinung wenigstens einigermaßen zu erklären.

1) Obgleich die ägyptischen Priester hinsichtlich ihrer Kenntnisse von Aethiopien und Hindostan nicht auf einer sehr tiefen Stufe standen, auch in ihren Depositorien heiliger Schriften, unter den hermetischen Vermächtnissen gewiß geographische Notizen hinterlegt waren; so lag es doch in dem Interesse ihrer Kasten-Monopole, diese Kenntnisse von den angrenzenden Ländern für sich zu behalten, und auch für sie konnte kein Reiz in einer Wissenschaft liegen, welche, stets verheimlicht, ihnen keinen Vortheil bringen konnte, und gegen das als heilig aufgefaßte und im Volkswahn klüglich befestigte Autochthonen-Prinzip feindlich anstieß. Dieses Prinzip mußte eine Indifferenz gegen alles Ausland erzeugen, mußte diese selbst sogar bis zur Verachtung alles Exotischen steigern, wie es bei den alten Juden, den Römern, selbst auch den Hindus geschichtlich vorliegt. Verächtlich, unrein, roh galt den alten Völkern das Ausländische, und die Entwürdigung, Herabsetzung, Verdunkelung desselben, die Warnung gegen nähere Vertrautheit, gegen Verkehr und Vermengung mit demselben war gewöhnliche Priestermaxime, welche gegen religiöse Erkältung, gegen Glaubensabfall, gegen eine ungebetene und besonders gegen die

antiautochthonische Aufklärung mit klugwaltender Eifersucht wachte. Den Eingeweihten in dem innern Heiligthume der Tempel war die Decke gelüftet, die ausschließend vor dem Profanen, vor dem gemeinen Volke hing; aber dieses mußte glauben, der ererbte Urkult, nach Lokalverhältnissen modifizirt, sey das Geschenk einer landeigenthümlichen Gottheitsoffenbarung, denn in diesem Glauben lag die Verbürgung des geheiligten Ansehens und der unantastbaren Gewalt der Priester. Wie weit hierin die jüngern Buddha's, Foe, Thaut, Hermes, Moses und Zoroaster gingen, lehrt die Geschichte, und wie unverschämt anmaßlich hierin besonders die Griechen waren, ist allbekannt und oft gerügt worden. Auch darf es nicht unbemerkt bleiben, daß die Aegypter sehr spät, nachdem sie gegen ihre frühere Neigung ein handelndes, den Ocean befahrendes Volk geworden waren, zu geographischen Kenntnissen gelangten, die ihnen in den ältesten Zeiten der Hermesstiftung, oder vielmehr, der über Aethiopien herüber eradirenden hinduistischen Buddha-Propaganda, abgingen.

Zudem war eine eigentliche Geographie jener Zeit, gegen die heutige abgewogen, ein Nichts; aber darum mangelte ihr nicht eine allgemeine philo- und theosophische Weltansicht, und mit den Bewegungen der astralischen Sphärenkreise war sie vertrauter als mit unsrer Erde; sie hatte eine eigne Physiologie, unterschied Intelligenzen und Potenzen, hatte ihre Weltschöpfungssysteme, ihre Psychologie und Pneumatologie und alle diese bis zur feinsten Spekulation gesteigerte Weisheit, galt ihr als unmittelbare Gottheitsgabe, wurde in symbolischen Formen von den Priestern in den Tempel-

archiven niedergelegt und als Heiligthum aufbewahrt. Grade diese geheiligte Symbolik, aus welcher später die Verirrungen des Thierdienstes hervorgingen, konnte von den primitiven Glaubensverpflanzern auf fremden Boden nicht erhalten werden, diese mußten im Gegentheile unter die Forderungen und Bedingungen der Natur des neuen Landes und unter dessen nomadischen rohen Bewohnern gebeugt, einen zweckmäßigen Formenaustausch treffen, um nicht durch das Fremde zu entfernen, um Eingang ihrer Lehre und Vertrauen auf ihre Persönlichkeit zu gewinnen; aber hinter dieser formalen wie normalen Umbildung bewahrten diese Religionsstifter doch den Geist der Ursprünglichkeit mindestens als das ihrer Kaste als Privileginm aufgesteckte reinere Weisheitslicht. Jede religiöse Propaganda wurde auf diese Weise eine Glaubensreformation, und der Erwerb einer neuen Länderkunde wurde mit einer Abgabe an alten Glaubensformen bezahlt.

Nach dem Vorausgesetzten wird es klar, daß die ägyptische Priesterkaste — nachdem die Grundelemente ihres indisch-äthiopischen Glaubenssystems längs den Nilufern bis zu dem Delta hinab propagirt, dort im wunderbaren Wasserlande von Katarakt zu Katarakt modifirt, verörtlicht, abgerundet und so geschlossen waren — dieses Religionssystem unter dem Kollektivnamen Thoytlehre für autochthon erklärt, und hiemit den Ursitz der Kultur absichtlich ins Dunkel gerückt haben, so wie es später die Perser und Griechen ebenfalls für gut befunden hatten. Daß aber in den spätern Generationen, welche uns für die Geschichte Aegyptens die ältesten sind, nach und nach jene Kunde

eines benachbarten Mutterstaates sich verlieren mußte, wird aus dem Interesse der Priester klar, den demüthigen Begriff einer Filialschaft ihres mit so vielem Glanze und einer so ernsten Würde umgebenen Glaubensreiches zu zernichten; zugleich war es der Staatsklugheit der Pharaone gemäß, alle Erinnerungen an einen entlegenen Mutterstaat auszulöschen, der die unbedingte Unterwerfung des Königs und die absolute Souveränität der Priesterkaste in einem so grellen Bilde aufstellt. Alle den Nationalstolz und die Priesterwürde befleckende und drückende Vorzeitsagen, Legenden und Bilder wurden daher gewiß, wenn nicht zernichtet, doch sorgfältig verheimlicht.

2) Wenn auch die Aegyptier aus Erzählungen der Elfenbeinhändler, welche an den Katarakten einen doppelten Stappelplatz hatten, den Elephanten der Beschreibung nach, oder auch wirklich aus den Thiergärten ihrer Könige gekannt haben, so war dieses Thier in Aegypten doch nie eigentlich daheim, nie verlief er sich von Aethiopien herab zum Nil, und wahrscheinlich wurde er nie als lästetragendes Hausthier benutzt, mindestens liegen keine geschichtlichen Zeugnisse dafür vor uns. Auch das enge, periodenweise überschwemmte, bei sumpfigen ungesunden Niederungen oder kahlen Flugsandstrecken wälderarme Nilthal, wo Krokodil und Hyppopotam (Nilpferd) zwischen schädlichem Gewürm in Rohr und Schilf herrschen, wo versengende Glutwinde und ansteckende Seuchen verderblich wüthen, und giftige Fliegen für Menschen und Thiere ein Troglodytenleben gebieten; kurz, das Land in dem Typhon ein hohes Reichssymbol werden konnte, verschmähte der

edle und kluge Elephant als seinen Aufenthalt, und er mußte das um so mehr, als die cerealischen Gewächse zur Erforderniß seiner Erhaltung nicht hinreichen. Dennoch finden es einige Gelehrten nicht unwahrscheinlich, daß der Elephant als sehr starkes und vortheilhaft zu benutzendes Zugthier und besonders als Lästeträger, den man so leicht und in bedeutender Anzahl aus dem nachbarlichen Aethiopien beziehen konnte, bei den großen Bauten der Aegyptier, deren kolossale Ruinen noch jetzt bewundert werden, benutzt worden sey. Für diese Vermuthung sind keine Gründe da, wohl aber für ihr Gegentheil. Es ist in der Naturgeschichte ein Erfahrungssatz, daß der Elephant höchst empfindlich gegen trockne Hitze und Fliegenstich ist, und daß er sich nirgends da gefällt, wo das roh frugale, geduldig leidende Kameel daheim ist, welches Sonnenglut, Hunger und Durst auf seinem Gange durch wüste Sandsteppen begleiten, und selbst die Idee des Lästetragens ist zu sehr verknüpft mit jener der Sklavendienste, als daß dadurch der Elephant an Achtung hätte gewinnen können. Ein solcher Dienst hätte ihn eben so wenig tauglich gemacht in die heilige Bilderschrift aufgenommen zu werden, als das Kameel, den Esel, den verschnittenen Stier oder Ochsen und das Pferd, welche doch in Aegypten einheimisch, und zum tragen oder ziehen bestimmt, und unter starke Zähmung genommen sind. Diese in Aegypten eingebornen Thiere, ihm klimatisch und örtlich angehörig, wurden bei diesen Bauten mit Nutzen gebraucht, aber auch vielleicht schon deßhalb ebenfalls für unwerth oder untauglich zur Einverleibung in heilige Bilderschrift gehalten, weil sie

mit den menschlichen Frohndeknechten in einer Kathegorie stehen; sie machten aber die unbeholfne, kostspielige und gefährliche Dienstleistung des Elephanten völlig entbehrlich. Auch muß man die große Masse der ägyptischen Bauten von dem Gesichtspunkte aus betrachten, daß hier Elephanten mehr hinderlich als vorschützlich gewesen wären, indem die meisten Gebäude, Kanäle, Dämme, Wasserableitungen, Teiche, Brücken u. s. w. von gebrannten Steinen, in der Nähe des Bauplatzes selbst zubereitet, errichtet, und die dabei gebrauchten Sandsteine nie weit und sehr leicht auf dem Nil und seinen Kanälen zu transportiren waren. Gewiß wäre hier bei dem Gebrauch des Elephanten an Zeit und Kostspieligkeit doppelt verloren worden, was man an Kraft gewonnen hätte, abgerechnet, daß dieser Riese stets als ein gefährlicher Arbeiter betrachtet werden muß, weil er bei großer Freisinnigkeit sehr wohl den Gebrauch seiner Stärke kennt, und gegen Beschimpfung und Hudelei sehr leicht gereizt, weder Härte und Uibertreibung duldet, noch auch die Gemeinschaft mit vielen andern Thieren, und, obgleich künstlich gezähmt, doch seine Freiheit liebt und gewissermaßen zu behaupten versteht. Auch ist es bekannt, daß der Elephant, stechender Sonnenhitze ausgesetzt, oder in der ihm zuträglichen Nahrung in Qualität und Quantität beeinträchtigt, selbst durch Unterdrückung des Begattungstriebes sehr leicht wüthend und verheerend wird. Jene Bauten welche aus sehr schweren Steinmassen, zum Theil aus Granit errichtet sind, erforderten ganz andre Mechanik des Fortbringens und Erhebens, als daß der Elephant,

hier blos als Zugthier in Anspruch genommen, einen wesentlichen Dienst hätte leisten können *).

In Aegypten sind ausser den allgemeinen Symbolthieren, besonders aus dem Reiche der Insekten und Vögel, der Löwe, der Stier, die Kuh und der Widder aufgenommen, deren mythische Sinndeute und Würdigung vom Urlande herüberkam, und in allen hieratischen Pflanzländern mehrfacher Beziehung sich verbreitet und befestigt hat. Aber nach Gauen oder Nomen sind auch noch besondere Thiere in das hieratisch-animalische Pantheon eingetreten, welches sich wie im alten und heutigen Hindostan von dem Sternenhimmel zurückspiegelt. Ein klarer Beweis, wie die ägyptischen Priester bei Institution ihres Kultus und ihrer Symbolik überhaupt von dem Urgeiste der hinduistischen mütterlichen Vorwelt, von der alten Glaubenseinheit abgewichen, und in einen klugen Vertrag mit den einzelnen,

---

*) Uiber die Natur des Elephanten, mit Unterscheidung des asiatischen, afrikanischen und des fossilen der Vorwelt (Mamouth) und über das Ohiothier handelt kollektiv und sehr ausführlich Dr. H. R. Schinz in Zürich in seinem daselbst 1827 herausgekommenen vortrefflichen Prachtwerk: Naturgeschichte der Säugethiere nach den neuesten Systemen, mit lithographischen Abbildungen von Brodtmann; Folio, zweite Auflage, S. 233—242. Doch liefern auch noch besonders interessante Characterzüge dieses merkwürdigen Thiers Buffon, Sonnini, Cüvier, Le Vaillant, d'Obsonville, Philippe, Lauriston, Pennant, Tavernier, Thunberg, Bosmann, Beckmann, Kämpfer, Funke, Zimmermann, in seinem Hindostan, die Erde und ihre Bewohner Thl. XIV.; wo auch Berichte von Le Gout de Flaix über den Zwerg-Elephanten eingeschaltet sind.

nomadischen rohen Völkerschaften, besonders mit den alten Hirtenvölkern, Hiksos, bei Anlage ihrer Kolonien eingetreten sind. Heeren (II. 2te Abtheil. S. 139) sagt: «Vermuthlich daß die ägyptischen Priester die kluge Gewohnheit hatten, in den Oertern wo sie Kolonien stifteten, die rohen Einwohner durch Annahme ihres Kultus an sich zu ziehen, und, indem sie den Thieren, die jene für heilig hielten, Wohnungen in ihren Tempeln anwiesen, diese Tempel aber dadurch zu den gemeinschaftlichen Heiligthümern jener Stämme zu machen.» — Da nun die verschiedenen Nomen, sey es von Aberglauben, von den Verirrungen eines rohen Fetischismus, oder von alten Vorzeitsagen geleitet, von verschiedenen Thierarten eine vorzugsweise Nützlichkeit dankbar empfunden; da jeder Gau an einem andern Thiere ein natürliches Zeichen der Witterung oder eine andere Vordeutungsgabe erkannt hatte, so ward diese Würdigung und Erkenntniß der Natur, im Volksglauben gegründet, von den klugen Priestern zu einer lokalen Naturreligion erhoben, und das vorzüglichste Thierbild jedes Distriktes war als dessen vorzügligster Schutzgeist symbolisirt und in die Hieroglyphe zergliedert oder mit ganzem Körper eingeführt, also auch gewissermaßen apotheotisirt. Daher wurden zu Sais und Thebä vorzugsweise Schaaf und Widder verehrt, zu Mendes die Geis und der Ziegenbock, zu Kynopolis der Hund, zu Lykopolis der Wolf, zu Bubastus die Katze, zu Tachompso das Krokodil*). — Wir sehen hieraus den vom hohen

*) Die Syeniten, Elephantiner und Oxyrinchiten verehrten drei

Bergrücken Asiens herübergepflanzten Brachmaismus in seiner ersten reinen Lehre vordersamst zu Buddhalehre, diese in Sabäismus, diesen in Magismus, diesen in Schamanismus, und diesen endlich in Fetischismus verwandelt, und in dieser Gestalt der Naturvergötterung von der Staatsklugheit ägyptischer Priesterkaste aus dem rohen Volke wieder zur Hieroglyphe aufgenommen, und zum Theile zu astralischer Bedeutenheit zurückgeführt *).

Wie aber konnte nun der Elephant eine Stelle in Hieroglyphe und Kultus, also auch unter den Typen

---

verschiedene Fische; die Herakleoten den Ichneumon, die Memphiten den Apis u. s. w. — Diese heiligen Distrikts-Thier-Patrone wurden in ihren sämmtlichen Lokalen mit solcher Eifersucht und fanatischer Wuth verehrt, daß sie blutende Bürgerkriege erregten.

*) Man sehe: **Essai sur l'époque de l'antiquité du Zodiaque de Denderah (Tinthyris), par l'Abbé Poczobat etc. Wilna 1803. 4.** — Erklärung des Thierkreises des Isistempels zu Tentyra in Oberägypten u. s. w. Dr. J Ch. Matth. Reineke. Coburg 1804. 4. — Rhode, Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder; zur Vergleichung: Ideler über denselben Gegenstand. — Görres Mythengesch. d. A. W. S. 267 u. ff. — ***J. Martin*, sur l'astrologie judiciaire.** — Fourier, über die astronomischen Denkmäler Aegyptens, aus dem großen Napoleon'schen Werke. **Description de l'Egypte etc.** — Bailly, Gesch. d. Astronomie. — ***Pluche*, Histoire du ciel.** — ***Court de Gebelin*, monde primitif etc. 1779.** 9 Bände. — ***Dupuis*, Origin de tous les cultes. IV.** Bd. — ***Jablonski*, Pantheon mythicum Aegyptiorum.** Frankf. a. d. Oder 1750—59. Drei Bände. — Hiezu: Herder, Heyne, Vogel, Gatterer, Dornedden, und A. an verschiedenen Stellen.

der heiligen Schrift und unter den Darstellungen der nachbildenden Kunst erhalten, da er in Aegypten nie einheimisch und dem gemeinen Volke nie bekannt war? *)

4) In soweit die ägyptischen Priester auch reine Buddhalehre aus Hindostan mitgebracht oder von dort erhalten, oder in soweit die ägyptischen Priesterkolonien aus der Pforte von Meroe hervor die Strahlen von Meru mitgebracht hatten, müssen wir unsre Betrachtung nicht auf den ursprünglichen sedentaren Brahmaismus, sondern auf die ausstrebende Schiwapropaganda wenden. Der Schiwakult hierozoologisch erfaßt, war aber, in den kalendarisch-zodiakalischen, in den

*) Uiber den Thierdienst der Aegypter sehe man: *Plutarch*, de Iside et Osiride, Opp. I. II. p. 380. *Diodor.*, I. 84. — *Strabo*, XVII. — *Herodot*, II. 65. an. — *Zoëga*, de Obeliscis, p. 283. sqq. — Silvester de Sacy zu Abdallatit's Relation de l'Egypte. — *Jomard*, Description de l'Egypte Vol. I. liv. 2. p. 347. sqq. — Rouyer, ebendes. Vol. I. liv. 10. p. 219. — Blumenbach, in den Anmerkungen zu der Volkmann'schen Uibersetzung von Brüce's Reisen, wie Gmelin in seinen naturhistorischen Zusätzen zu der Cuhn'schen Uibersetzung dieses Werkes. — Meiners, über den ägyptischen Thierdienst, in seinen vermischten Schriften I. — Hug, über den Mythus der berühmten Völker des Alterthums, Freiburg 1812 4. S. 212. Heeren's Ideen II. 2te Abtheil. S. 136 u. ff. — Creuzer's Symbol. und Mythol. Leipzig und Darmstadt bei Heyer und Leske. 1819. I. S. 475 u. ff. — Görres, Mythengeschichte der asiatischen Welt. Heidelb. bei Mohr und Zimmer. S. 354 bis 389; ferner eben daselbst S. 408 —416. — Meiners in: Grundriß der Gesch. aller Religionen, S. 32 u. ff. — Baumgärtner, Geschichte der vier ältesten Gottheiten des Orients, S. 24 fg — Grubers Wörterbuch, Art. Aegypten u. s. w.

physischen Analogiebildern von Stier, Widder, Löwe, Lingam, Sonne, Mond erfaßt, der Kult und die kosmogonische Ansicht des männlichen Zeugungsfeuers in mütterlicher Urfeuchte; er war die sinnliche Lehre von Osiris und Isis, von Phtha und Kneph aus den Formen des Ganges in jene des Nils übertragen, und daher der Gegensatz von dem Typus, mittelst dessen die intelligible Zeugungskraft symbolisirt erschien. Dieser Typus ist der Elephant oder Ganesa, der Sohn der indischen Maja (wie Hermes jener der nachgebildeten griechischen), mit dem Elephantenkopf. — Aethiopien, unbezweifelt die Mutter aller Nilkultur, erkannte in ihrem Kultus vor allem Zeus-Schiwa, Ammon-Schiwa, den Alkides-Löwen Dorsanes; die demiurgische Sonne; des weltgestalteten Feuers Vermählung mit der Urfeuchte im Weltei, aber ein Gänesa-Symbol trat nie in den Kreis seines zodiakalen Pantheons, seiner Mythischen Symbolik ein, konnte also auch nie für Aegyptens Nomen in typische Befreundung gesetzt werden. Die Lotusblume des Nils ward mit jener von Hindostan ein gemeinschaftliches Symbol der mystischen Ehe in Staubfäden und Pistill, der indische Joni-Lingam, die weltbefruchtende Vereinigung der Geschlechtstheile in Gluth und Fluth *). In dem heiligen Käfer, welcher in der ägyptischen Glaubenswelt so vorzugsweise gewichtigt ist, finden wir wieder ein örtliches Zeugungssymbol, ein Bild aller genetischen

---

*) Creuzer, Symb. und Myth. I. S. 282 u. ff. Bei W. Jones; Fra Paolino, Görres u. v. a ein Mehreres über diese Linne'sche Nymphaea

Lebensquelle, wie im Lotus, aber zugleich auch ein Bild der Fortdauer der Seelenessenz beim Hüllenwechsel*). Da nun die Symbolik Aegyptens mit solchen Bildern sich vollauf versehen hat; wie überflüssig, und zugleich wie gezwungen würde in seinem geheiligten Bilderkreise das indische Symbol der Geistesstärke und der geistigen Zeugungskraft in dem dort fremden Elephanten erschienen, da Thoyt selbst als diese personifizirte Kraft seine Heiligthümer unter andern Formen ziert.

Hiezu kommt noch, daß der Elephant, welcher sich vor dem Feuer scheut, das elementarische Feuer eben so wenig zu repräsentiren geschickt ist, als die thierische Fruchtbarkeit, da er nur alle drei oder vier Jahre ein Junges zur Welt bringt. Ferner muß auch noch bemerkt werden, daß der afrikanische Elephant, der den Aegyptern zuerst lebend vor die Augen treten konnte, nach dem Zeugnisse aller Naturforscher, keineswegs die geistigen Naturanlagen, die Gelehrigkeit und das Edle in menschliche Sinnesart Eingreifende besitzt, welche dem indischen Thierkönige zugesprochen werden, und daß er der Zähne und des Fleisches wegen in den Wäldern, wie jedes gemeine Raubthier aufgejagt und erlegt wird. Endlich darf im Gange dieser Prüfungen nicht ausser Acht gelassen werden, daß die Aegypter auch mehrere komponirte Thiergestalten konventioneller Sinndeute in ihre Symbolik aufgenommen hatten, welche an und für sich schon das indische Ganesasymbol entbehrlich machten;

*) Bellermann, über die Scarabäer-Gemmen, nebst Versuchen die darauf befindlichen Hieroglyphen zu erklären. Berlin 1820. 4.

nämlich die Mannssphinx (Weisheit und Stärke — der indische Mannlöwe als Wischnuinkarnation gerade umgekehrt); die Löwensphinxe mit Widderköpfen (die Sonnenmacht in den Veränderungen ihres Standpunktes mit dem Einfluß der Hervorbringungen) und mehrere dieser Gattungen.

Das Resultat dieser Untersuchungen ist demnach: Die alten Aegypter kannten wahrscheinlich den asiatischen und afrikanischen Elephanten, aber er schien ihnen entbehrlich und selbst untauglich zur Aufnahme in Zodiak und Hieroglyphe, wurde daher durch andre Symbolzeichen, welche Glaubenslehre und Kult von Thoyt-Hermes, dem modifirten Buddha der Indier, verlangt hatten, ersetzt.

Nic. Müller.

V.

Einige Worte

über Anlegung der Begräbnißplätze, namentlich in Beziehung auf jenen bei Mainz.

Von

Hrn. Architekten Franz Geier, Mitgl. des Vereins.

(Geschrieben im Frühjahr 1830, vorgelesen im Novemb. 1830).

Bei einem unserer Spaziergänge kamen wir neulich in die Nähe des hiesigen Gottesackers. Lass' uns einen Augenblick eintreten, sagte ich zu meinem Begleiter, als wir dem Eingange gegenüber waren; es ist schon seit langer Zeit meine Gewohnheit an keinem Begräbnißplatze vorüber zu gehen, ohne seine Anlage besehen zu haben; denn seitdem man von dem lange üblichen Ge-

brauche abgekommen ist, die Todten in die heilige Erde der Kirchen, der daran stoßenden Kreuzgänge oder der sogenannten Kirchhöfe beizusetzen *), hat die Anlegung allgemeiner Begräbnißplätze neues Interesse gewonnen und ist eine Aufgabe des Architekten geworden.

« Es scheint aber keine der leichtesten zu seyn, sagte mein Freund, nachdem wir eingetreten waren, einen Begräbnißplatz so ganz in dem gehörigen Sinne aufzufassen, und vielleicht mag dieses eine der Ursachen seyn, warum man eine so große Verschiedenheit hinsichtlich ihrer Anordnung bemerkt. »

« Du magst Recht haben, erwiederte ich, die Art wie die Aufgabe aufgefaßt wird und örtliche Verhältnisse lassen große Verschiedenheit zu; und so mag es denn kommen, daß wir unter den modernen Gottesäckern manche, hinsichtlich der Anlage vorzügliche, aber auch sehr viele finden, denen neben dem Werthe des Gebrauches, kein anderes Verdienst beizulegen wäre. »

« Nach dem was ich hier sehe, scheint unser Gottesacker auch zu den letzteren zu gehören. »

« Ohne jene verfehlte Anlage länger zu tadeln; wollen wir den Weg einschlagen, der zur Anhöhe führt, ich will unterdessen versuchen, Dir meine Ansichten in Beziehung auf Begräbnißplätze im Allgemeinen mitzutheilen und was sich dann hievon etwa benutzen ließe, wollen wir später, als Anwendung, unserer Unterhaltung beifügen.

Es bedarf wohl kaum noch der Erwähnung, daß das Interesse für unsern Gegenstand von der allge-

*) Dieser Gebrauch zeigt sich schon beim ersten öffentlichen Auftreten des Christenthums. Constantin d. G. befahl seinen Leichnam in die Apostelkirche zu Constantinopel beizusetzen.
A. d. Red.

meinsten Ausdehnung sey, und sollte auch der Antheil, welchen man an allen Orten von einiger Bedeutung dafür zeigt, nicht auf das lebhafteste dieses bestättigen, so beweisen es die Geschichte und die auf uns gekommenen Reste aller kultivirten Nationen so bestimmt, daß hierüber kein Zweifel mehr Statt finden kann. Der Trieb, denen, welche sich durch besondere Thaten auszeichneten, oder an die uns heilige Bande im Leben fesselten, Denkmäler der Erinnerung nach ihrem Tode zu weihen, ist ein allgemeines Erbtheil und liegt tief im menschlichen Gemüthe. Ehrendenkmäler und Grabmäler haben in dieser Beziehung ein und dieselbe Quelle.

Es würde von dem hier vorgesetzten Ziele zu weit abführen, eine genauere Nachweisung dessen zu geben, was das Alterthum in dieser Hinsicht Ausgezeichnetes lieferte; genügen mag die, auch aus dem allgemeinsten Vergleiche hervorgehende Ueberzeugung, daß, so wie in vielem Andern, auch in diesem Felde menschlicher Leistungen, dasselbe Alterthum höchst vorleuchtend ist. Die Völker des Alterthums wetteiferten, so zu sagen, in der Art, die Todenbestattung auf das glänzendste zu feiern, und ihre Künste reichten sich die Hände um vereint alles aufzubieten, das Andenken der Verstorbenen in den prachtvollsten Grabdenkmälern zu verewigen.

Man erinnere sich an die sorgfältige Aufbewahrung der Todten im alten Aegypten, an jene ungeheuern Felsengräber, jenen ewigen Wohnungen der Todten, welche man jetzt noch auf der Felsenebene von Memphis und Busiris findet, oder an jene colossalen Monumente, welche im Alterthume schon als Wunder der Welt bekannt waren; füge die Todtenbestattung bei den Griechen bei, welche uns Homer schon so schön beschreibt; reihe

an sie die Grabdenkmåler Roms, deren åhnliche selbst in den kleinsten Mittelstådten nicht fehlen, wie man noch in Pompeji sieht, wie weit steht dann ein moderner Gottesacker zurück, selbst der größten Städte! Haben aber veränderte Gebräuche die neuere Kunst eines Theils jener Gelegenheit beraubt, welche dem Alterthume so håufig war, so ist doch nicht zu leugnen, daß sich auch unsere modernen Gottesäcker in mancher Hinsicht eigenthümlich gestalteten.

Unter den besseren dieser Anlagen, welche wir zu sehen Gelegenheit hatten, glaube ich hauptsächlich zwei Arten unterscheiden zu müssen, welche wesentlich von einander abweichen. Bei der ersteren Art ist das Terrain eben, der dem Gottesacker gewidmete Raum, ist mit Mauern umschlossen; ein passendes Portal, in dessen Nähe sich die zur Aufstellung der Leichname nöthigen Räume, die Wohnung des Wächters u. s. w. befinden, führt auf einen Hauptweg, der den Gottesacker in seiner ganzen Tiefe durchschneidet. Rechts und links lagern die Felder, welche den Gräbern derer bestimmt sind, denen keine besondere Auszeichnung zu Theil wird. Zur Anlage von Familiengräbern oder zum Aufstellen auszeichneter Monumente sind entweder theilweise oder rundum, långs den Umfangsmauern, offene Hallen angelegt. Håufig ziert eine Capelle das Centrum des Ganzen. In dieser Art blieb, seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, das Campo Santo zu Pisa Vorbild und zwar mit vollem Rechte; denn vor Johann von Pisa, hatte kein Künstler die Idee eines christlichen Begräbnißplatzes so ganz erfaßt und mit so viel Sinn und Glück behandelt, wie er. Selbst Spätere, welche ihn als Muster vor Augen hatten, haben ihn kaum wieder erreicht. Als ausgezeichnet in dieser Art

zählen wir ferner die Certosa bei Bologna, den im Bau begriffenen Gottesacker von Vicenza, den neuen Begräbnißplatz in München, ähnliche in Berlin, Wien; und besonders muß hier auch der, erst ohnlängst vollendete Gottesacker in Frankfurt a. M. erwähnt werden. *)

Eine zweite, von der eben angegebenen ganz verschiedene Art der Anlage ist jene, wo das Terrain hüglicht ist. Die Natur selbst gibt hier schon Gelegenheit, etwas ungebundener zu schaffen und zieht selbst schon das Malerische mit in die Anlage. Unübertrefflich und jede Erwartung überbietend, ist in dieser Art der Gottesacker des père la chaise, an einer Anhöhe bei Paris. Welcher Mensch von Gefühl hat jemals diesen heiligen Boden betreten, ohne zur tiefsten Rührung gestimmt worden zu seyn? Wie weit entfernt bleibt hier der Gedanke an einen Ort der Verwesung, der den Besuch mancher Begräbnißplätze so störend und, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, widerlich macht.

Unter ernsten Cypressen mit denen die Trauerweide wechselt, ruhen die Gräber der Hingeschiedenen. Große Abtheilungen mit Umzäunung aus Buchsbaum, bilden am Fuße des Hügels die Orte, wo Unbemittelte still und friedlich ruhen können. Ihr Grab, obschon ohne Auszeichnung, wird nicht nach kurzer Zeit wieder zum Gebrauche eines andern umgestört und fromme Liebe findet jedes Jahr das Plätzchen wieder, dem sie eine Thräne der Erinnerung und einen neuen Myrtenkranz weiht.

Mehr aufwärts am Hügel sind die Familiengräber, oder auch nur einzelne ausgezeichnete Monumente ange-

---

*) So viel uns bekannt, hat Hr. Heß, Architekt der Stadt, das Verdienst dieser so ganz lokalmäßigen Anlage.
A. d. Verf.

legt. Ihre Anordnung ist sinnig, ihre Ausführung verräth Geschmack; die sie umgebenden Baumgruppen sind geschickt benutzt, um sie schon von Weitem hervorzuheben und zu einer malerischen Gruppe zu verbinden. Auf dem höchsten Punkte des Ganzen nimmt die Capelle mit ihrer Umgebung ein kleines Plateau ein, und von hier aus übersieht man die ganze Anlage. — »

Unterdessen waren wir den Hügel aufwärts gestiegen und hielten einen Augenblick still. Mein Freund, dem bei meiner Erzählung jene auf dem père la chaise selbst gefühlten Eindrücke, wieder lebhaft in die Erinnerung traten, konnte sich einer Aeußerung nicht enthalten, als er über unseren Gottesacker von dem Standpunkte welchen wir eingenommen hatten, wegsah. «Welch' ein herrlicher Platz und wie wenig entsprechend seine Anordnung, rief er aus, wie so ganz vermißt man auch alle Spur eines kunstreich ordnenden Geistes! — Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn den Hügel abwärts zog, mußte aber selbst in den höchsten Unwillen mit einstimmen, als wir am Fuße desselben an einer Reihe von Gräbern vorbeikamen, aus denen man die kaum verwesten Körper warf, um neuen Raum zu gewinnen. Kann man nicht einmal so viel Erde erkaufen, sagten wir zu einander, daß wenigstens nur jedesmal die nächste Generation, welche die theuersten Erinnerungen hier aufbewahrt hat, eines so empörenden Anblickes verschont wird *).»

Wir kamen wieder auf die Anlage des Gottesackers im Allgemeinen zurück und mein Freund ersuchte mich,

*) Diesem Mißstand soll durch Ankauf eines neuen geräumigen Feldes befriedigend abgeholfen seyn. A. d. Red.

ihm im Nachhausegehen meine Idee in Beziehung auf eine verbesserte Anlage mitzutheilen. «Was die Oertlichkeit betrifft, fuhr ich fort, so gehört unser Gottesacker wie Du selbst bemerktest, zu den begünstigteren. Das Lokal wäre ganz dazu geeignet eine Anlage im Sinne des père la chaise zuzulassen; Erweiterung des Terrains wäre die erste Bedingung.

Eine Allee von Tannen führte zu einem einfachen Portale, welches den einzigen Zugang bildet. Die Thorpfeiler haben die Form von Grenzsteinen (die Grenze zwischen Leben und Tod) und das Thor selbst ist mit passenden Attributen verziert. Durch dasselbe tritt man unter eine bedeckte Halle, von welcher aus man auf der einen Seite zu dem Saale, in welchem die Leichname aufgestellt werden, auf der andern Seite zu der Wohnung des Wächters und zu den Räumen gelangen kann, welche das einfache Bedürfniß dieser Anlagen erheischt. Der Saal zur Aufstellung der Todten verdient besondere Aufmerksamkeit. Seine Beleuchtung geschähe durch von oben einfallendes Licht. Dem Eingange gegenüber erblickt man an der hintern Wand eine Grablegung Christi, rechts und links die Auferstehung, Lazarus wie er von den Todten erweckt wird u. s. w., in Fresko gemalt. Das Architecktonische sowohl als das Dekorative, sind ernst und der Sache angemessen; zur Beförderung der Luftreinigung ist Springwasser angebracht u. s. f. Hinter diesem Gebäude betritt man einen geräumigen halbkreisförmigen Platz, von welchem aus man zu den Abtheilungen gelangt, welche den Gräbern bestimmt sind. Die Baumarten, welche dieselbe beschatten sind ernst und entfernen so den Charakter einer gewöhnlichen Gartenanlage. In gerader Richtung vom Haupt-

eingange führt ein breiter Weg, terassenförmig aufsteigend, zum höchsten Platze des Ganzen, wo eine einfache, in passendem Style erbaute kleine Capelle steht und von wo aus die ganze Anlage überschaut werden kann.

Den Grüften oder sogenannten Familiengräbern, dieser Nachbildung im Sinne der Antiken, mit Rücksicht auf unsere Gebräuche, wünschten wir in vieler Hinsicht auf diesem neuen Gottesacker eine Aufnahme. Sie fassen eine Menge Gräber in kleinem Raume, lassen ein besseres Feld der Dekoration zu, verbannen die Mittelmäßigkeit und Geschmacklosigkeit unserer gewöhnlichen Grabsteine und sind bei genauer Berechnung mit weniger Kosten verknüpft. — »

Hiemit endete unsere Unterhaltung, doch was auch das Resultat derselben seyn möge, wir konnten uns des Wunsches nicht enthalten, daß man in Bezug des Besprochenen sowohl, wie bei andern Anlagen, von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehen; die Befolgung eines in allen Richtungen durchdachten Ganzen im Auge haben möge: denn nur dann wird Kunstbestrebung wahrhaft lobenswerth. Und endlich, meine Herren, wie könnte ich Sie nach der Betrachtung eines so ersten Gegenstandes auf eine passendere Weise, auf die Gegenwart zurückführen, als wenn ich sie einlade, mit den Worten Göthe's einzustimmen:

« Uns vom Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben. »

Vereinsbericht.

№ 4. October, November, December. 1830.

Vorlesungen.

Herr Notär Bruch gab einige neuere Theorien über die Stufenfolge der Thierbildungen und ihre Vervollkommnung bis zu dem Menschen. Man bewunderte die Phantasie solcher Naturphilosophen, die eben so gut aus Thieren Menschen wissen zu machen, als Ovid auf umgekehrte Weise metamorphosirte. Wir wollen, um den philosophischen Verstand der Urheber solcher Aufstellungen zu retten, den Erfindern in der romantisch-abentheuerlichen Dichtkunst eine Stelle anweisen. Hr. Prof. Baur gedachte am 15. November, als dem Todestage Keplers vor zweihundert Jahren, der Verdienste dieses unsterblichen Astronomen, der die bekannten drei Gesetze aufstellte, welche populär erläutert wurden. Der Schluß erfüllte die Zuhörer mit Begeisterung für die Verdienste großer Deutschen und weckte das Gefühl für den Ruhm unserer Nation. Im December schloß sich ein sehr gehaltreicher Vortrag über den moralischen Einfluß des Clima's diesem vorigen an, und Hr. Baur löste so sein Wort, für Unterhaltung und Belehrung des Vereins mitzuwirken, auf's ehrenvollste. Mehrere Vorträge von dem Ordner dieser Blätter hatten Raphael'sche Wandgemälde und Teppiche zum Gegenstand. Auch las derselbe einige Proben homerischer in Reimen übertragener Einzelstücke, wovon im folgenden Heft einige gedruckt erscheinen werden. Hr. Franz Geier, Architekt, hielt einen vorn abgedruckten Vortrag über die Anlegung von Begräbnißplätzen. Dieser junge Mann, Schüler von Weinbrenner, hat in den vorzüglichsten Städten Europa's, in Wien, Berlin, Paris, und zuletzt in Italien, seinen Geschmack für schöne, reine Formen sehr gut ausgebildet und bereits schon durch einige Gebäude dargethan. Wir wünschen ihm

Gelegenheit es noch mehr zu beurkunden. Wir sahen von ihm sehr schöne Zeichnungen, die er auf seinen verschiedenen Reisen und an seinen Studienorten verfertigt hat, welche die größte Richtigkeit mit der leichtesten und reinsten Ausführung verbinden.

Ausstellung.

Hr. Röhling, Buch- und Kunsthändler in Coblenz, stellte das für Rheinbewohner und Fremde gleich anziehende Rundgemälde von Coblenz, sowohl in einem Aquatinta, als colorirten Abdruck, gezeichnet von Charles Bodmer und bearbeitet von Rudolph Bodmer, beide des berühmten alten Bodmer Nachkommen, auf. Mit Lust und Freude durchwandern die Blicke diese immer hinter einander stufenweis aufsteigenden Fernen, in denen die schönste Abwechslung der Formen, Schatten- und Farbentöne herrscht. Die Stadt liegt vor uns hingebreitet und von dem silbernen Bande zweier mächtigen Ströme umfangen, die hier sich jetzt so friedlich vermählen, im Vergleich mit dem schauderhaften Bilde der Zerstörung, die sie im Frühjahr 1830 anrichteten, wo der Mensch gegen die Naturkraft so klein und doch wieder so rührend groß erschien, wie uns dies ein treffliches Gedicht von Clemens Brentano darstellt. Das Bild ist von der Pfaffendorfer Höhe, im vortheilhaftesten Standpunkte, sehr malerisch aufgenommen und ebenso in der Auseinandersetzung behandelt, die Aquatintaarbeit sehr rein und die Colorirung mit jener Schärfe und Gewandtheit, die vorzüglich den Schweizerkünstlern eigen ist, und worin sie, wegen ihrer Uebung, unübertroffen sind. Auch von Nassau und Lahnstein haben wir von dem Zeichner Hrn. Charles Bodmer schön aufgenommene, und gut in Farben ausgeführte Blätter gesehen, welche ebenfalls Hr. Röhling für seinen Verlag bearbeiten läßt. Wenige neuere Zeichner haben dies glückliche Talent, eine Gegend gleich im besten Gesichtspunkt und so eigenthümlich aufzufassen, als der genannte. — Das colorirte Blatt von Coblenz kostet 1 Louisd'or, und das schwarze 5 Pr. Thaler.

Von Hrn. Scheben waren abermals drei Bildnisse aufgestellt, welche die bekannten Verdienste dieses Schülers von Kügelgen

tragen. Eines derselben stellt den von uns Allen so geliebten Hrn. Hofrath Jung dar, der so auch als Abwesender in unserer Mitte einige Stunden verweilte, und vom Künstler in der liebevollen Gutmüthigkeit dargestellt ist, welche man als den schönsten Grundzug seiner Natur ansehen kann. Von Hrn. Grünbaum war das vom Vereinsvorstande mit Genehmigung der Versammlung der Mitglieder bestellte Bildniß der größten dramatischen Künstlerin Deutschlands, Frau Sophie Schröder, aufgestellt, welches nicht allein so vollkommene Aehnlichkeit mit dem Urbilde hat, daß die Künstlerin sowohl als ihr Sohn es für das beste in dieser Hinsicht halten, was je von ihr verfertigt worden, sondern auch in künstlerischem Betracht von solcher Ausführung ist, daß Alles dazu beiträgt, den lebendig hohen Ausdruck des Gesichts und der Figur zu verstärken. Es ist Kniestück, die Haltung von tragischer Art; in der rechten Hand hält die Künstlerin eine Rolle; die linke ist auf die Brust gelegt. Von dieser fällt ein rother Mantel, und schlingt sich um das weiße Unterkleid zur Hälfte des Leibes herab. Das Haupt ziert ein Diadem. Diese ganz einfache Stellung wählte die Künstlerin selbst. Hr. Grünbaum hat sicher mit Ehren sich seines ihm mit Vertrauen gegebenen Auftrags entledigt, und der Verein besitzt nun ein Gemälde, das ihn an das so schnell Vorübergegangene und nur in dem Gedächtniß der Menschen und im körperlichen Bilde einzig Bleibende, erinnert. Von den Leistungen der Künstlerin selbst hat Hr. Nic. Müller in den Hessischen Unterhaltungsblättern eine sehr richtige und durchgreifende Darstellung gegeben.

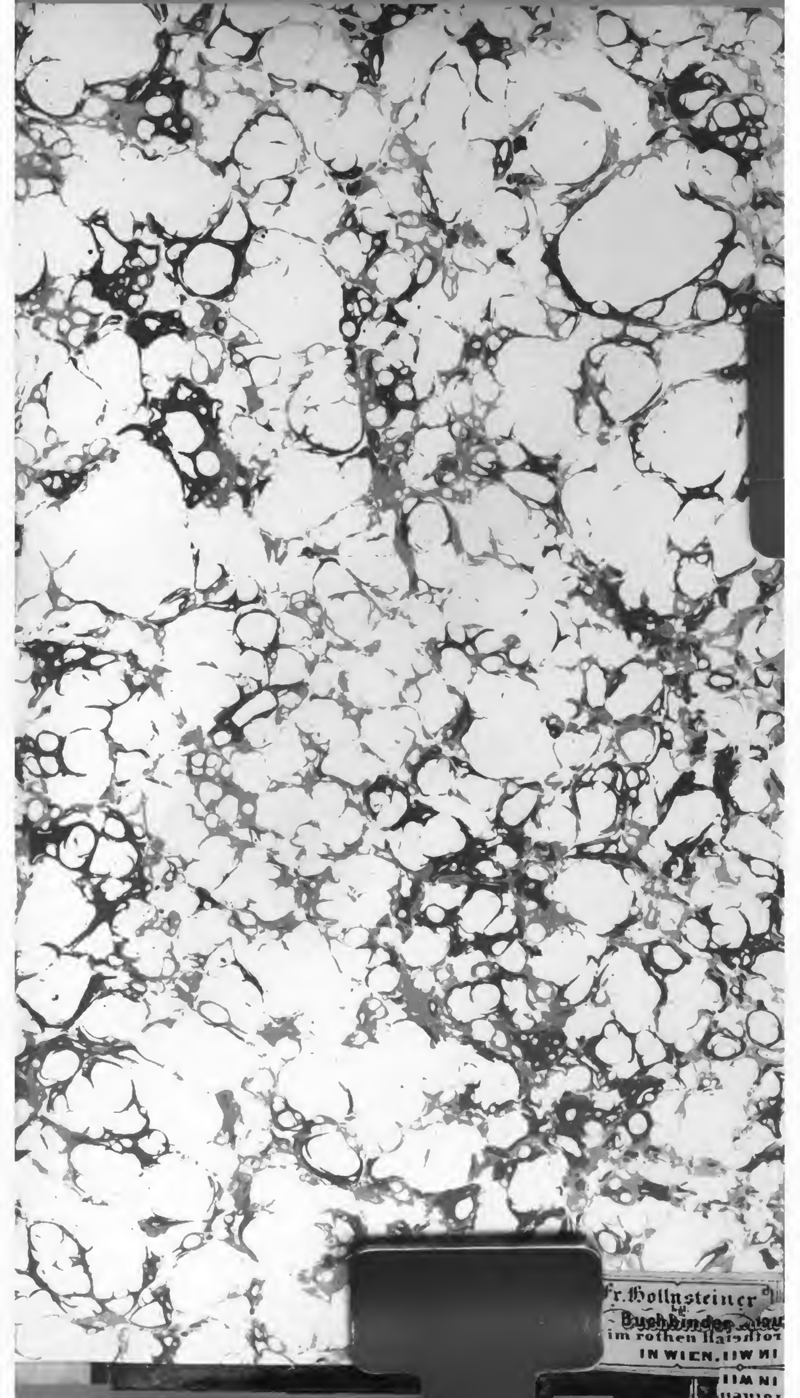
Hr. W. Lindenschmitt hat aus München eine Tuschzeichnung, Arnold von Winckelried, der in die gewappneten Schaaren bricht, indem er Lanzen in seinen Leib aufnimmt, gesandt. Diese Zeichnung hebt den Hauptmoment klar und deutlich heraus, man sieht, daß dieser Mann Bahn bricht und eine Lücke macht, durch den am Boden liegenden Mann, den der Vorwärtsdrang niedergeworfen hat, durch eben die Lanze, die Arnold im Leibe steckt. Die Ritter stehen starr in Eisen da, einige mit gekrönten Helmen und Prachtrüstungen, unter denen der vorderste ein

Schwert auszieht, zum Zeichen, daß er nun mit dem Spieße nichts mehr vermag. Die rohe Tapferkeit der Bauern ist in ihren Bewegungen und Gesichtern ausgedrückt. Schatten und Licht sind wirksam vertheilt und leiten den Blick auf die Hauptpersonen. Der Verein fand das Blatt, welches der Künstler statt der bestellten, aber noch nicht beendigten Zeichnung einer historischen Komposition aus der Mainzer Geschichte, einstweilen übersandte, so verdienstlich, daß er es zu behalten beschloß.

Von einem hier jetzt wohnenden jungen sehr talentvollen Künstler Rustige, Schüler der Kunstschule in Düsseldorf, die unter Schadow so schön aufgeblüht ist und dem Rheinland Ehre macht, sahen wir eine im Technischen sehr befriedigende Copie nach Honthorst, Cimon und Pero oder eine Carita Romana; ein Gattungs- (genre) Bild, zwei Maler an ihrer Arbeit, worauf der eine die Zeichnung entworfen, und den andern, der von der seinigen aufgestanden ist und sich ihm nähert, über diesen Entwurf zu fragen scheint. Der Ausdruck der Köpfe, wahrscheinlich Bildnisse, ist äusserst sprechend und voll Leben, wie auch die Stellungen. Die Nebenwerke sind sehr wahr und fleißig, sowie alles in bester Beleuchtung gemalt. Wir haben von dem Künstler große Hoffnungen gefaßt, da er Leben in seine Gestalten bringt, und guten Farbensinn besitzt. —

Hr. Joseph Scholl hat im December die schöne Figur einer Flora beendigt, welche das Andenken an den großen Botaniker und Chemiker Ziz, ein im vorigen Jahr verstorbenes Vereinsmitglied, erhalten soll. Flora ist im Begriff in ihren Kranz (hier also in's System) eine neue Blüthe zu reihen, nämlich das von dem Seligen zuerst als Species genau unterschiedene Potamogeton Zizii. Die Figur ist im edeln antiken Geschmack gehalten, und man kann darin die neuen Kunstansichten und den verbesserten Styl, den Scholl durch seine italiänische Reise sich aneignete, wohl erkennen. Jugend und schöne Züchtigkeit vereinen sich, die Figur höchst anziehend zu machen, und eine vollendete Technik ist in allen Theilen, besonders auch im Gewande, sichtbar.




Fr. Hollnsteiner
Buchbinder
IN WIEN.

